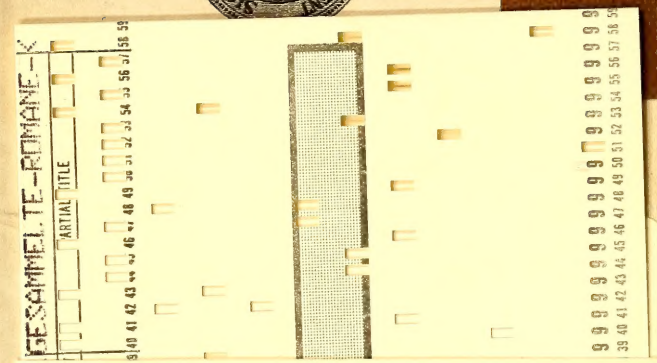
H
M



THE LIBRARY OF THE
UNIVERSITY OF
NORTH CAROLINA
AT CHAPEL HILL

ENDOWED BY THE
DIALECTIC AND PHILANTHROPIC
SOCIETIES

PT2625
.A43
A15
1910z
Bd. 5

BARCODE ON
BACK COVER

This book is due at the LOUIS R. WILSON LIBRARY on the last date stamped under "Date Due." If not on hold it may be renewed by bringing it to the library.

BARCODE ON
BACK COVER

DATE DUE	RET.	DATE DUE	RET.

Form No. 513
M3C

KWV

Digitized by the Internet Archive
in 2012 with funding from
University of North Carolina at Chapel Hill

http://archive.org/details/gesammelteromane05mann

Heinrich Mann

Gesammelte Romane und Novellen

Fünfter Band

Kurt Wolff Verlag
Leipzig

Heinrich Mann

Die Jagd nach Liebe

Ein Roman

PT2625
.A43
A15
1910z
Bd.5

Yale
Law
Library

Das 16. bis 25. Tausend

Kurt Wolff Verlag
Leipzig

Gedruckt bei E. Haberland, Leipzig

Kapitel

		Seite
I	Ziele	1
II	Das Loch im Frack	28
III	Einer, der das könnte	45
IV	Die andere Bude	70
V	Der Bruder	112
VI	Vorschriftsmäßig	126
VII	Der Herr Panier	161
VIII	Matthacker	275
IX	Das ist sie!	351
X	Der Kupferstecher	392
XI	Ein Zusammenbruch	443
XII	Manon	479
XIII	Has juvenum lachrymis	553

13436

I

Ziele

In Utes rotes Haar ſtieß ein einzelner Sonnenſtrahl einen metalliſchen Glanz, als ſei er ein Dolchſtoß. Ute wandte Bella den Rücken. Sie hielt eine Hand auf der Hüfte, ſtreckte die andere weit aus gegen die Dachkammer im kalten Nachmittagslicht, und ſagte über ihre Schulter hinweg, in den ſchrägen Winkel hinein, zu dem Totenſchädel Nathanael:

„Ziele! .. Um Herrſchaft kämpfen, den andern ſchaden, ihren Haß einatmen, die eigene Perſönlichkeit wirken fühlen, Rauſch erregen, die Seelen alle zittern ſehen: Ziele!“

Darauf drehte ſie ſich um. Bella blinzelte ihr gelaſſen zu. Sie ruhte fleiſchig und gemütlich in ihrem niedrigen Korbſtuhl zwiſchen ſeidenen Kiſſen, denen ſie glich. Ihr Haar, breit friſiert und blond ohne Glanz, beſchattete ihre weiten, weichen Züge und die Naſe, die beweglich und zu lang war. Ihr fleiſchiges Handgelenk hing kraftlos vom Teetiſch. Sie fragte:

„Und der gute alte Herr aus Lindau, der dir Roſen geſchickt hat, was iſt mit dem?“

„Er war neulich im Othello, und er wollte wieder anfangen. Ich sagte ihm: Ach so, das sind Sie. Ich habe mit Ihnen über Divorçons gesprochen und über die Ehe im allgemeinen, und Sie haben daraus geschlossen, daß Sie mir Rosen schicken dürfen. Das war dumm, aber Sie können nichts dafür. Denn es ist meine Schuld, wenn ich immer vergesse, daß man mit einem jungen Mädchen von einer Sache nicht um der Sache willen redet, sondern wegen des jungen Mädchens. — Und dann hab' ich ihn stehen lassen."

Bella wiegte den Kopf.

„Wer weiß . . ."

„Ob er mich nicht geheiratet hätte?"

Ute trat dicht vor die andere hin und sah tief auf sie herab.

„Und du bist Künstlerin?"

Bella murmelte:

„Lieber Gott, ich singe . ."

„Du singst wie aus seidenen Kissen hervor, und so einladend."

„Wenn du meinst, daß ich singe, um meine Persönlichkeit wirken zu fühlen. Papa kauft mir von seinen Tantièmen Ringe und Kleider, anstatt vernünftigerweise eine Mitgift für mich zurückzulegen."

„Ach ja . . ."

Ute machte zwei ungeduldige Schritte.

„Aber ich spiele, damit sogar noch in Nathanaels leerem Gebein ein Schwindel entsteht! . . Wenn ich denke, ich sollte schließlich das alles erarbeitet haben zugunsten eines Einzigen — damit ein einzelner Bürger

mich heiratet. Meine ganze Kunst, meine Arbeit, meine gepflegte, mühsam erarbeitete Persönlichkeit einem einzelnen Bürger in die täppischen Hände zu werfen! Es wäre ein Verrat an jeder von meinen Schminkbüchsen!"

Bella sah ihre Freundin die Wand hinschreiten. Auf abgedankten Kartentischen wechselten Photographien von Schauspielern mit Lanolintöpfen und Puderdosen. Über Archibalds Bildnis hinweg schleuderte Ute eine starke Geste nach dem Schriftstück, das ein rotes Bändchen an einen Nagel knüpfte.

„Da ist mein Engagement, es ist ja mit einer Art Dienstmädchenschrift geschrieben, und es gilt ja nur für eine Sommerbühne, eine ziemliche Schmiere, irgendwo mitten im Walde: aber ich schwöre dir, wenn ich das nicht hätte, wenn Archibald mich fallen gelassen hätte, wenn er mein Temperament nicht genügend oder sonst irgend einen Schaden an meinem Talent gefunden hätte — o, ich hätte euch kein Wort davon gesagt, aber ich wäre dort unten irgendwo aus der Isar gezogen worden. Dann hättet ihr's euch denken können!"

Bella kreischte weich.

„Nein! Daß deswegen ein hübsches Mädchen sich umbringt, nein, das hätten wir uns so leicht nicht gedacht."

„Aber wenn das hübsche Mädchen einem landläufigen Assessor zuliebe ins Wasser springt, dann sind alle einverstanden?"

„Mein Gott ja, das kennt man."

„Ich aber werde eine große und berühmte Schauspielerin — oder ich ende übel," sagte Ute schauerlich und tief.

Sie ſtand aufgerichtet wie eine Erſcheinung, groß, ſtarkknochig, die Arme lang herabgelaſſen an dem ſchwarzen Hängekleid, das Geſicht erloſchen unter dem hohen Brand ihres Haars.

Plötzlich zuckte ihr ſtarker Mund, ſie warf den Kopf zurück, das Kinn bog ſich, ſchon leicht gepolſtert, fahl von Chypre, ihr Blick flammte kalt zwiſchen den mit Kohle gefärbten Wimpern, die ſchwarzen Barren der Brauen drohten unter ihrem wilden Haar.

„Ich habe keine Angſt," ſagte ſie. „Ich werde was ich will."

Bella war eingeſchüchtert. Die Züge der Freundin erſchienen ihr zu groß, zu mächtig gehauen, ſie fand ihren Mut zu unbedingt, ihr Weſen zu großartig.

„Wenn es nur gut geht," meinte ſie ſchwach. „Aus den meiſten wird doch nichts ... Übrigens, mit dir iſt es etwas anderes — da du Claude haſt."

„Was ſoll das. Du weißt ganz genau, daß der Kleine mein Freund iſt. Darum gibt er mir Geld, und darum geb' ich's ihm zurück, ſobald ich eine große Gage habe."

„Und wenn du keine kriegſt?"

„Ausgeſchloſſen."

„Verſuche den Fall zu ſetzen. Womit entſchädigſt du ihn dann? ... Er liebt dich, nicht wahr?"

„Und du nimmſt an, wenn ich ihn nicht bezahlen kann, muß ich ihn wiederlieben."

„Man nimmt das an."

„Du biſt 'mal modern heute."

„Bitte ſehr, ich kenne keine, die ſo modern wäre

wie ich. Glaub' doch nur nicht, beſte Ute, daß ich weniger entſchloſſen ums Daſein kämpfen werde als du. Man wird mich heiraten: denk' daran, was ich dir ſage. Ah! niemand, der mich nicht heiratet, wird irgend was von mir erlangen."

„Von mir erlangt er auch das Heiraten nicht."

„Wer dir Geld geben darf, der hat ſchon was erlangt."

„Nochmals, Bella, du ſprichſt doch von Claude, und du weißt, daß er zwanzig iſt, gerade ſo alt wie ich, und daß er ſchon Maitreſſen hat, und daß er eines Tages ſehr reich ſein wird, und daß er mein Freund iſt. Nun paß einmal auf: er unterſcheidet zwiſchen mir und ſeinen Maitreſſen. Von ihnen nimmt er, was ſie geben können, zu mir kommt er mit höhern, feinern Bedürfniſſen."

„Und — bezahlt ſie?"

„Unter Umſtänden. Wir könnten ja viel mehr Geld haben. Haſt du noch nie bedacht, wie dumm es von uns iſt, das viele Geld, das die Männer für Liebe ausgeben, alles an untergeordnete Geſchöpfe weggehen zu laſſen, an Mädchen aus dem Volk, die bloß durch ihre Gliedmaßen heraufkommen und dann mit ihren Automobilen uns überfahren. Wir könnten ſelber drinſitzen, ſag' ich mir oft. Das bißchen, was man dafür von uns verlangt — Gott, ich ſpreche nicht von mir, für mich gibt es nur die Kunſt . . . Aber ihr andern, warum tut ihr den jungen Leuten, euren Standesgenoſſen, eigentlich nicht den Gefallen?"

„Das geht doch nicht," meinte Bella ſanft. Aber Ute verliebte ſich in ihren Einfall.

„Der junge Menſch wird euch den ehemaligen Dienſtmädchen vorziehen, ſelbſt wenn ihr weniger ſchön ſeid. Ihr ſteht doch geiſtig auf ſeinem Niveau, manchmal höher. Und das braucht er. Wir haben es doch nicht mit dem nervenſtarken Knoten zu tun, der den Krieg von ſiebzig mitgemacht hat und mit ſeiner Mannesgewalt ein Frauchen beſeligt, dem er Kinder abzuhalten und Lampen zu putzen gibt. Der von heute iſt ſchwächer als wir, er weint nach einer Gefährtin — fällt es dir nicht auf, daß heute faſt immer der Mann im Arm der Frau hängt — nach einer Erlöſerin aus ſeiner nihiliſtiſchen Einſamkeit."

Bella ſchluckte eine gut durchgekaute Makrone hinunter.

„Nihiliſtiſche Einſamkeit, was iſt das. Trinkſt du keinen Tee?"

Ute trank und erklärte:

„Die Einſamkeit, in der er mit ſeinen vor Nervenſchwäche welt-, ſtaats- und menſchenfeindlich gewordenen, auf das Nichts gerichteten Gedanken umherwankt."

„Komiſch," bemerkte Bella und kaute. „So was kann uns nicht paſſieren."

„Du ſiehſt, wie leicht wir dieſem ſchwachen Menſchen ſein Geld abnehmen könnten — ſeine letzte Kraft — ohne ihm was Erhebliches dafür hinzugeben."

„Du biſt — na, ich pfeif' ja auch drauf, aber du biſt ſchon entſetzlich unmoraliſch."

„Das iſt mein Stolz."

Bella nickte.

„Man muß es sein. Es liegt in der Luft und wird verlangt."

„Nein, ich bin es," sagte Ute.

Sie schwiegen. Dann bemerkte Ute:

„Die Teeblätter sind abscheulich trocken, ich habe sie vom Bäcker an der Ecke. Papa, der Lump, konnte mir kein Geld geben, und Claude muß Archibald bezahlen. Claude hat auch nicht immer was. Sein Vater ist wieder krank, er kann ihn um nichts bitten."

Bella zögerte.

„Und wenn der Herr Marehn stirbt?"

„Nun dann —" machte Ute.

„Es ist doch nicht sicher, wieviel seine Mutter ihm dann gibt. Du mußt auf alles gefaßt sein, Ute. Die Frau hat ja andere Männer zu versorgen, bevor sie an Claude denken kann."

Ute hob die Schultern.

„Drum such' ich vorher noch meine Ausstattung zusammenzubringen, wenigstens für die klassischen Rollen. Die hält jahrelang."

„Kannst du dir vorstellen, was dann aus Claude würde?"

„Nein. Schön wäre es nicht," erklärte Ute mitleidig und mit Ungeduld.

„Dann unterstützt du ihn."

„Tatsache ist — wenn ich mir vorstelle, was ich Leben nenne und wozu ich entschlossen bin: Rivalinnen wegärgern, für den Erfolg lügen, stehlen, bestechen und, wenn es sein müßte, morden; — das alles könnte er nicht. Bloß sein Geld macht ihn zum Leben fähig.

Wenn ich arbeite, ſtaunt er mich immer an, als ſei ich aus einer unbegreiflichen Welt. Aber er hat was für ſich. Er iſt auch frech. Wir andern, wir ſind ganz frech egoiſtiſch. Claude hat etwas — Archibald nennt es den Cynismus der Güte. Neulich, als wir früh um ſechs nach dem Bauernball in Lokale zogen — Papa wollte noch Sekt trinken, der Lump kriegt nie genug. Mama hatte einen Rauſch und meinte, dann brauchte ſie an dem Morgen wohl nicht mehr die Treppe zu ſcheuern. Claude hatte die ganze Nacht alles bezahlt. Aber da, mitten in der Ludwigſtraße, ſtellt er ſich vor Papa, den jungen Ende, den Lumpen, hin und ſagt:

„Jetzt hab' ich nur noch das Stundengeld für Ihre Tochter. Das geb' ich nicht her."

„Ich ſag' dir, Papa war einen Augenblick ſtill. Ich dachte: Und wenn ihm das jemand auf dem Theater vormachte, wüßte er gar nicht, wie ſchön es iſt — und wollte ihn deswegen geringſchätzen. Aber ich konnte nicht."

Bella wühlte ſich erregt aus ihren Kiſſen heraus.

„Er hat deinem Vater, dem jungen Ende, 'mal Beſcheid geſagt. Den Vätern muß man Beſcheid ſagen."

Aber Ute bewegte die Hand.

„Das verſtehſt du nicht. Er hat Papa, dem Lumpen, keine Lehre geben wollen. Wozu übrigens. Er hat nicht einmal mir Eindruck machen wollen. Beſonders zart war die Szene überhaupt nicht von ihm, denn die andern hörten zu, was mir aber natürlich egal war. Was ich glaube: in ſeiner Güte iſt

eine ganze Menge Verachtung, die ſtille Verachtung eines Schwachen . . . Nein, er iſt gar nicht zu verachten."

„Aber zu lieben auch nicht," ſagte Bella. „Ich verſtehe dich."

Ihr früherer Gedanke hielt ſie feſt.

„Die Väter müſſen's 'mal hören! Meiner, der von ſeinem großen Einkommen jedes Jahr 450 Mark zurücklegt und ſich einbildet, davon ſollen Mama und ich nachher leben — und mir das Studium verbietet!"

„Er weiß es noch immer nicht?"

„Keine Ahnung. Mama fragt manchmal ſchüchtern an, ob ich nicht doch noch was lernen ſolle. Dabei bin ich gleich fertig ausgebildet. Wir werfen's Geld hinaus für Toiletten — denn das will er — und verkaufen ſie gleich wieder an Tändlerinnen. Davon wird das Konſervatorium bezahlt. Manchmal mit noch ſchäbigeren Hilfsmitteln. Aber zum Mittagseſſen trinken wir täglich Sekt."

Die weiche Bella war ganz in Empörung. Ute ſagte wegwerfend:

„Deiner iſt ein gediegener Bürger und meiner ein Lump, der bei allen feſtlichen Veranſtaltungen Spaß macht und ſchmarotzt. Aber ſie nützen uns einer ſo wenig wie der andere."

„Wir ſind auf uns ſelbſt geſtellt."

„Und das iſt recht!"

Sie ſtanden beide auf den Füßen, Bella griff in den Zigarettenkaſten.

„Arbeiten!“ rief Ute, und baute ihre Gestalt pomphaft auf vor Nathanael. „Nur arbeiten!“

„Da es sein muß,“ sagte Bella entschlossen. „Studieren: den Tanz um den goldenen Mann!“

„Nein! Die Kunst allein!“ so deklamierte Ute. „Immer nur sie! Wozu Männer. Ich will nicht einmal meine Zeit dafür verlieren, mit ihnen zu kämpfen. Wenn einer mir nützen kann, und es durchaus nicht anders tut, dann —“

Sie beendete nicht.

„Was liegt viel daran,“ sagte sie, und knallte laut mit zwei Fingern. „Stark sein!“

„Recht hast!“ sagte Bella und bettete einen riesigen schwarzen Hut auf ihr breites Nest stumpfblonder Haare.

„Meine Arbeit! Meine Kunst!“ so warf Ute den Knochen Nathanael ins Gesicht, bald mit Grabesstimme und bald mit gellem Schrei. Sie arbeitete.

Auf einmal rief Bella:

„Da ist ja Claude! Grüß Gott, Herr Claude!“

Claude vollführte einen kleinen steifen Gruß, nur mit dem Kopf — und blieb auf der Schwelle, dunkel gekleidet, schmächtig, gelblich blond, mit matten Schatten im schmalen Gesicht, schwachem Kinn, peinlich geschlossenem Mund, und die Lider mit Stolz halb gesenkt über den verwischt blauen Blick.

Er blinzelte in die kalkweiße Kammer. Am Fenster, von dem die Sonne sich zurückzog, brannten auf dem Plakat eines Künstlerfestes die roten Tänzerinnen. Die Photographien rings umher strotzten voll prunkender Gebärden, eine Weckuhr tickte laut und hart. Ein

fetter und ſcharfer Duft von Kosmetiken und jungen Mädchen überlud die Ofenwärme. Er ſah Bella mit den Händen am Hut, ſo daß der Kopf verlockend im Rahmen beider Arme ſtand, mit ſtraff herausgearbeiteter Büſte, ausladender Hüfte, gelaſſen in ihrer ſpannkräftigen Fülle. Aber Ute warf ſich knieend am Boden umher. Ihre Hände griffen hoch in die Luft, ſtark und weiß an ihren ſchmalen, feſten Gelenken. Und ihre langen Schenkel arbeiteten, ſtürmten, ſpielten mit unter den rollenden Falten des Kleides, als zwei ſtarke biegſame Mimen. Sie deuchte ihm ganz und gar ſo kühn und ſchwer, wie der Sturz ihres metalliſchen Haares über ihrem hellen Profil, mit der geraden, breitgeſattelten Naſe, den weiten grauen Augen, ſchwarz überbrückt, dem gewölbten und fahlen Kinn, der feucht vorgeſchobenen, fleiſchigen Unterlippe . . . Claude meinte ſehr lange auf der Schwelle zu ſtehen, und er verſpätete ſich dort nicht zum erſtenmal. Dies waren zwei Empörte, laut und ihrer Sache gewiß. Er fühlte ſich vorſchriftsmäßig, ſtreng verhalten, ſchüchtern aus Zweifelmut.

Er trat vor, drückte Bella die Hand und ſagte:

„Wenn du erlaubſt, Ute, begleite ich dich nachher zur Stunde.“

„Ich hab' noch Zeit,“ ſagte Ute. Dann ſchrie ſie wieder:

„So werde die Haarnadel zum Dolche! Gleichviel . . . Und nur eine Unſchuld!“

„Aber ich muß machen,“ ſagte Bella. „Adieu, Schatz.“

Sie wollte an Claude vorbei.

„Was haben denn Sie am Arm. Ach! Ist denn Ihr Papa — Ja? O, das ist ja schrecklich!"

Ihr Gesicht war erschrocken darüber, daß es traurig zu sein hatte. Sie zog eine Schulter hoch, wand sich förmlich, um aus der Tragweite des Trauerfalles zu entkommen.

„Dann muß ich furchtbar eilen, daß ich nachher Ihrer Frau Mutter einen Besuch machen kann. Adieu, o Gott, wie schrecklich für Sie."

Die Tür klappte zu. Ute hatte sich aufgerafft. Sie stellte sich vor Claude, sie dachte an ihre Kostüme.

„Das ist wirklich unangenehm," sagte sie.

„Wie mans nimmt," meinte Claude sanft. „Ich glaube, ihm lag nicht mehr viel daran."

„Hast du ihn noch gesprochen?"

„Gestern. Er ließ mich rufen, seit vier Wochen 'mal wieder. Er saß wie immer in seinem Rollstuhl, er war etwas kurzluftig, und er konnte nicht sprechen. Er gab mir einen Tausendmarkschein."

Ute nickte. Das waren die Kostüme, wenigstens die Hälfte von ihnen.

„Er wollte mir erst noch mehr geben, dann machte er eine Bewegung, als fände ers überflüssig ... Mama hat ihn gar nicht mehr gesehen ... Nun sind wir also so weit."

„Wie weit?"

„Das du deine Wohnung haben kannst."

„Die Kostüme kommen erst."

„Es kommt alles."

„Eine ernste Frage, Claude. Bist du sicher, daß deiner Mutter viel übrig bleiben wird — für dich?"

Claude lächelte.

„Du meinst, von Eisenmann geht vor. Aber du mußt wissen, ich bin ein stiller Vorwurf. O, ich will es gar nicht sein. Womit die Frau sich unterhält, wie gleichgültig ist mir das. Wenn sie mich jemals lieb gehabt hätte — weiter nehme ich ihr nichts übel. Aber sie fühlt irrtümlicherweise einen stummen Tadel, so oft ich ins Zimmer trete, drum wird sie mich immer mittelst Taschengeld loswerden wollen."

„Sie meint vielleicht, dein Papa hat dich gegen sie aufgebracht."

„Der arme Papa, er konnte doch von der Frau schließlich nichts anderes verlangen. Seit fünfzehn Jahren im Rollstuhl. Ich habe wenige Überzeugungen, Ute, aber eine habe ich."

„Die wird auch danach sein."

„Wir betrügen jede Frau, der wir unter die Augen treten ohne die redliche Absicht, sie zu besitzen. Denn jede, aber jede einzelne, setzt das voraus und verlangt es. Wer erst in einem Zustand ist wie der arme Papa, der darf zu einer Frau — zu seiner eigenen oder einer andern — nicht einmal mehr sagen: ‚Guten Tag, heute regnet's'. Das ist grober Betrug."

Ute lachte kurz. Dann faltete sie geringschätzig den Mundwinkel.

„Immer der eine Gegenstand, den du zu wichtig nimmst. Sprechen wir von unsern Angelegenheiten. Die Wohnung in der Karl Theodorstraße gefällt mir."

„Achthundert. Ich gehe morgen früh und miete sie.“

„Das bleibt mein Absteigequartier, so oft ich nach München komme.“

„So oft du nach München kommst,“ wiederholte er eintönig. Seine Lider zuckten. Ute sah ihn neugierig an, schüttelte den Kopf und wandte sich ab.

„Daß du mich hier herausnimmst, das ist das beste, weißt du, was du für mich getan hast. Es ist tatsächlich nicht mehr auszuhalten.“

Sie machte zwei Bühnenschritte.

„Ist der junge Ende auffässig?“ fragte Claude. Ute hob die Arme.

„Der Mensch könnte mich nicht so reizen, wenn ich nicht fühlte, ich habe etwas in mir, wenn ich das nicht tot mache, wenn ich es nicht ganz tot mache, werde ich auch so.“

„Na, so doch nicht.“

„Mich mit leichten, nicht erarbeiteten Erfolgen zu begnügen, da liegt die Gefahr. Wenn wir bei diesem betitelten und reichen Volk auftreten, das im Durchschnitt weder seine Glieder gebrauchen, noch eine Schönheit fühlen kann — wie verlockend ist das Beispiel des jungen Ende, der diese Damen malt und diesen Baroneſſen Verse in den Mund legt. Es kostet so wenig, und der Erfolg ist da, man wirkt, man fühlt sich. Und ich lasse mich fortreißen von Papa, dem Lumpen, schwindle wie er, entweihe meine Kunst, und habe mit meinem Kitsch Erfolg, und amüsiere mich wie der junge Ende — ich bin doch fast so jung wie er — und bin ordentlich glücklich . . . Das muß aufhören.“

„Soll es auch; aber reg' dich weiter auf, du bist schön dabei."

„Wirklich? Das ist kein Kitsch. Höre: Nächsten Donnerstag sollen wir zu der Gräfin Stockwenzel, lebende Bilder stellen. Daraus wird nichts. Vorher ziehe ich um."

„Wie du befiehlst. Ich gehe sofort hinunter und spreche mit Herrn Ende."

„Weißt du, das ist das Schlimme, daß er mich niemals schlecht behandelt hat. Wie kann er auch, der heitere Gemütsmensch. Er mißhandelt nicht einmal Mama. Was soll ich ihm vorwerfen, er spricht so gütig und nachsichtig mit ihr, wie man mit einem abgenutzten alten Haustier nur sprechen kann. Seit zwanzig Jahren tut sie alle Arbeit, aus Liebe zum jungen Ende, hat nur wenig körperliche Bedürfnisse und gar keine geistigen . . . Mich aber verführt er durch Kameradschaftlichkeit."

Sie fing wieder an das R zu rollen.

„Verführung ist die wahre Gewalt! — Ich habe Blut, mein Vater; so jugendliches, so warmes Blut, als eine . . ."

Dann sagte sie erbittert:

„Er ist eigentlich liebenswürdig, der junge Ende. Wenn er mir nicht so grenzenlos zuwider wäre, wär' er mir riesig sympathisch."

„Nun, ich geh' also, dich ihm abkaufen."

„Du gefällst mir. Denkst du das so einfach abzumachen?"

„Ich rechne darauf, daß er mir auf den Weg

hilft. Schließlich ist er der Erfahrenere — der Ältere ist er allerdings nie, der junge Ende."

„Gehen wir," entschied Ute. Aber sie besann sich:

„Nein. Erst noch einmal die letzte Szene. Während du bei Papa bist, muß ich mich umziehen, für den Besuch bei deiner Mutter."

„Kind, es ist keine Haarnadel," sagte Claude gefällig.

„So werde die Haarnadel zum Dolche! — Gleichviel!" schrie Ute und wand sich auf den Knien, vor Nathanael.

Claude sprach kühl und wohlerzogen:

„Was? Dahin wär' es gekommen? Nicht doch, nicht doch! Besinn' dich. Auch du hast nur ein Leben zu verlieren."

„Und nur eine Unschuld!"

„Die über alle Gewalt erhaben ist."

„Aber nicht über alle Verführung . . . Gewalt! Gewalt! Wer kann der Gewalt nicht trotzen? Was Gewalt heißt, ist nichts! Verführung ist die wahre Gewalt! . . . Ich habe Blut, mein Vater; so jugendliches, so warmes Blut, als eine. Auch meine Sinne sind Sinne. Ich stehe für nichts. Ich bin für nichts gut. Ich kenne das Haus der Grimaldi."

Ute brach ab.

„Ich kenne auch das Haus der Stockwenzel. Aber das muß ich schon sagen: wenn der junge Ende mich nicht zum Verrat meiner Kunst verführt — die andern verführen mich zu gar nichts. Herrschaft, wenn diese Kavaliere mit den dicken Schnauzbärten und den breiten

Schultern mich in die Winkel drängen und mich ſtreicheln wollen wie ein Pferd ... Iſt das widerlich!"

Sie ſtand auf, ſehr blaß.

„Nein, mit der Wärme meines Blutes iſt es glücklicherweiſe eher faul."

Auch Claude war erbleicht. Sie trat auf den Stiegenflur hinaus.

„Ich ſchließe dir auf," ſagte Ute. „Mama iſt, glaub' ich, auf Beſorgungen, und den jungen Ende darf man durch Läuten nicht beläſtigen. Dann kriegt Mama am Abend keinen Kuß."

„Denkſt du an einen beſtimmten?" fragte Claude kalt, und ſah feſt geradeaus.

„Woran? Ach, bei der Stockwenzel?"

„Du weißt, ich ſtehe jeden Augenblick zu deiner Verfügung."

„O laß doch," murmelte Ute. „Was gehn denn uns ſolche Leute an."

Sie öffnete die Tür der Wohnung, gleich neben ihrer Dachkammer. Inzwiſchen zeigte ſich auf der Treppe eine kleine Frau mit einem Korb Holz. Sie war in einem alten Paletot, der ihr nicht paßte. Graues Haar hing um ihr Geſicht, das voll ſtaubiger, verſteinerter Falten war, wie das eines Mörtelweibs. Ute knickte förmlich zuſammen.

„Guten Tag, Mama, bitte, geh' voran," ſagte ſie, ſichtlich angeſtrengt durch die eigene Sanftmut. Claude grüßte, die Frau verſchwand. Ute flüſterte:

„Ich habe immer ſolche Angſt, ſie wie ein Dienſtmädchen zu behandeln ... Das alles iſt ja nicht länger haltbar. Raus!"

Sie blieb vor ihrem Schlafzimmer stehen.

„Hol' mich nachher ab. Viel Vergnügen."

Claude ging den Korridor zu Ende, schluckte hinunter und klopfte.

Der junge Ende hatte seinen Stuhl und seine Staffelei schon verlassen. Seine gepflegte Person lief auf Lackschuhen durch das öde Atelier mit zwei geöffneten Armen dem Gast entgegen.

„Mein lieber, lieber Freund! Herzlich willkommen! Gerade habe ich an Sie gedacht."

„Zu welchem Zweck?" fragte Claude, leise und entschieden wie immer. Ende rief, und er schwenkte seine weiße, lange und volle Hand — Utes Hand:

„Zweck? Um einen freundlichen Gedanken zu haben. Uns selbst und andern immer zu freundlichen Gedanken verhelfen: Das ist die ganze Kunst!"

„Stimmt," dachte Claude. „Davon lebst du."

Und des fröhlichen Rheinländers schlanke, leichtlebige Gestalt, seine gewinnenden Gebärden und sein blonder Lockenkopf, die Herzlichkeit seiner unverfänglichen, leeren Züge und seine sonnigen Augen — alles deuchte ihm über die Maßen minderwertig. Dennoch war dieser Springinsfeld von vierzig Jahren Utes Vater. Die frühe Ehe mußte ihn jung gelassen haben, und daß er für Arbeit, Sorgen, Menschenerkenntnis und Unterordnung immer die Form eines Vergnügens gefunden hatte.

„Die Sezessionisten in allen Künsten," sagte der junge Ende, „wollen fortwährend Stimmung machen, und fortwährend versetzen sie einen in schlechte Stim-

mung. Da schauen Sie unser neues Theater an mit seinen dürftigen Linien und den großen, kalkweißen Flächen. Das soll schön sein? Wenn man den Vorhang ansieht, ahnt man schon all den Kummer, der einem nachher vorgespielt werden soll. Und es wäre so leicht, etwas Hübsches zu machen, so leicht!"

Er erfaßte Claude mit seiner warmen Hand und führte ihn vor das gleich fertige Gemälde.

„Ist es nicht schelmisch?" fragte er.

„Schelmisch ist das Wort," sagte Claude.

Der junge Ende setzte dem venezianischen Blumenmädchen ein Glanzlicht auf den reinlichen Fingernagel.

„Im kommenden Frühling soll ich nämlich die Ehre haben, die Frau Gräfin Stockwenzel nach Venedig zu begleiten. Und da hab' ich schon so viel Aufträge, können Sie denken. Es gibt ja gerade in den besten Kreisen so viel liebe Menschen, denen man eine wahre Freude bereitet, wenn man etwas Hübsches macht."

„Und da machen Sie die Blumenmädchen schon im voraus?"

„Natürlich. In Venedig werde ich wohl keine Zeit haben."

„Und ohne Modell?"

„Versteht sich ... Ich will Ihnen sagen, mein lieber Freund, ein venezianisches Blumenmädchen, wie der deutsche Liebhaber es wünscht und sich vorstellt, das hab' ich im Kopf, dazu brauch' ich weiter nichts. Und die deutschen Maler, die von Venedig Blumenmädchen herschicken, die wohnen auch nur dort, um durch die Echtheit des Herstellungsortes Eindruck zu

2*

machen. Die Blumenmädchen malen sie darum doch, wie sie in Deutschland verlangt werden."

Claude suchte nach einem Übergang.

„Was werden Sie denn am Donnerstag bei der Gräfin Stockwenzel veranstalten?"

„O, ich bitte Sie, daran denke ich noch gar nicht. Vorerst bin ich am Montag zum Regenten befohlen, wegen der Auszeichnungen für die Literatur... Jawohl, mein lieber Herr Claude, man hat hohen Orts die Bemerkung gemacht, daß München sein Gepräge als Kunststadt heute fast ebensosehr von den Schriftstellern erhält wie von den Malern. Es sollen Orden verteilt werden, Pensionen sogar, ganz als ob es Maler wären. Als Kommissionsmitglied bin auch ich von oben ernannt worden. Ich habe sogar den Vorzug, als Sprecher zu dienen."

„Sie?..."

„Wie Sie erstaunen! Bin ich so ganz ohne Verdienst? Glauben Sie nicht, daß ich mir viel beimesse. Aber ich habe das eine für mich, daß die Herrschaften mit mir reden können, ohne Satire oder geistigen Hochmut in mir zu fühlen. Mein Gott, dem sind sie bei Literaten ausgesetzt. Drum vertrete in allen Kreisen, die die Bildung nicht gern entbehren, sich aber ihretwegen keinen Unannehmlichkeiten aussetzen möchten, meistens ich die Literatur."

„Es wird ihr ja gleich sein," meinte Claude.

„Lieber Freund, es heißt ohne Arg sich schicken, bevor man es mit Bitterkeit tun muß... Kommen Sie, setzen Sie sich... Sagen Sie das doch

meiner Ute, Sie haben so viel Einfluß auf das Mädchen."

„Ich? Nicht den geringsten. Und Ute ist der gegenteiligen Ansicht."

„Ich weiß. Leider. Sie will es sich verbitten, daß Ihre Exzellenz die Frau Gräfin Stockwenzel sie gutes Kind und du nennt . . . Mich nennt die Gräfin einfach Ende, ohne Herr."

„Und ‚Ihr'?"

„Hahaha. Und dabei weiß ich genau, wie gut sich Ute am Donnerstag unterhalten wird."

„Sie weiß es auch und will sich der Möglichkeit, bei Stockwenzels glücklich zu sein, entziehen. Sie geht nicht mehr hin."

„Wir haben ja schon zugesagt, mein Lieber."

„Sie zieht vorher um . . . Lassen Sie's gut sein, Herr Ende, Sie sehen doch ein, daß Ute einmal heraus muß."

„Aber das ist etwas ganz Neues. Ihren Vater verlassen, noch bevor ihr Studium beendet ist."

„Nächstes Jahr ist sie mündig."

„Nächstes Jahr," wiederholte der junge Ende geringschätzig, ohne Verständnis für so weite Zeiträume.

„Sie muß einmal Ernst machen," bemerkte Claude.

„Womit?"

„Mit ihrer Kunst."

„Ernst mit ihrer Kunst!"

Ende hob fassungslos beide Arme auf.

„Wenn sie nicht heiter ist, die Kunst, was hat sie dann für einen Zweck?"

„Das ist Sache der Künstler, Herr Ende.“

„Ah! Mich rechnen Sie nicht dazu? Sie werden noch anderer Meinung werden, Herr Marehn. Sie werden noch erkennen, wer von uns der richtige Künstler ist, und daß Ute sich selbst aufgibt, sobald sie mich aufgibt. Sagen Sie ihr das! Ich kann ja mit ihr nicht sprechen, sie behandelt mich von oben herab. Ich schäme mich nicht, Ihnen das zu gestehen, denn es ist nur der Irrtum eines jungen Mädchens. Es ist in ihr allerlei Krankhaftes. Ich glaube, sie sollte etwas für ihre Hygiene tun, und die Gedanken an ernste Kunst würden ihr vergehn.“

„Dann sollte sie lieber nichts dafür tun.“

„Sie hat, mit mir zusammen, vielen Personen Freude gemacht. Sie ist der Liebling einer hohen und reichen Gesellschaft gewesen. Sie ist verwöhnt, ihr Talent ist durch feinsinnige Anerkennung erwärmt, in einer Luft von Lebensfreude unter gefälligen Menschen aufgewachsen. Meinen Sie, es wird den Feinden draußen, den argwöhnischen Zuschauern, die an ihr Eintrittsgeld denken, stand halten? Wird sie aus den Balgereien mit Kolleginnen, Direktoren, Rezensenten, Nachstellern genug Illusionen retten?“

„Sie verzichtet auf Illusionen, sie will Wirklichkeitskunst,“ sagte Claude stolz.

„Hat sie für eine so wütende Laufbahn genug Temperament? Sie ist kalt. Sie, Herr Marehn, müssen das bemerkt haben.“

„Der Hund greift mich an,“ dachte Claude.

„Sie erreicht alles, was sie will,“ äußerte er.

„Denn sie weiß genau, was sie kann. Das werden Sie, Herr Ende, zuerst merken. Denn Ute zieht von Ihnen fort, ohne sich vor den Folgen zu fürchten. Was können Sie tun, Sie werden doch keinen Lärm schlagen."

Ende wehrte ab; er dachte an Wichtigeres.

„Wem soll ich am Donnerstag ihre Rolle geben? Wie rücksichtslos ist das Mädchen, sie stört uns alle."

„Vor allem werden Sie selbst, Herr Ende, dadurch geschädigt, daß Sie sich nun in den Salons nicht mehr Ihrer Tochter bedienen können. Das sieht auch Ute ein. Ich komme eben, um die Vergütung des Schadens mit Ihnen zu besprechen."

Der junge Ende stand auf, erhaben vor Schmerz.

„Sie erschüttern mich! Sie glauben mir mein Kind abkaufen zu können ..."

Er drehte den Kopf auf dem Rande seines hohen Halskragens angstvoll hin und her, glättete mit einer Handbewegung ein empörtes Meer und setzte sich wieder.

„Ich will Ihnen nicht zürnen. Ich würde durch meine Unversöhnlichkeit Ihrer Menschenfeindlichkeit recht geben. Sie sollen an Güte glauben. O, diese jungen Leute, die sich aus Stolz vornehmen, die Welt recht schwarz zu finden, wohin gelangen sie! Sie sollen es nicht mehr für möglich halten, Herr Marehn, daß ein Vater sich seine Tochter bezahlen läßt — und dadurch sollen Sie selber glücklicher werden."

„Sehr angenehm," sagte Claude.

„Sie lieben Ute als Jugendfreund. Sie haben das redlichste, trauteste und reinste Verhältnis zu ihr ... Warum sehen Sie mich so kalt und zornig an ...

Meinen Sie aber nicht, daß andere das Mädchen anders lieben, und daß ich schon oft Gelegenheit gehabt hätte, mir eine abscheuliche Hilfeleistung bezahlen zu lassen. O, ich vergesse solche Vorkommnisse. So etwas muß man rasch vergessen. Ich zweifle am Ende sogar, ob es wirklich geschehen ist. Der Mensch kann nicht schlecht sein, lieber Herr Marehn. Denn wenn ich selbst ernstlich in mir nachfrage: ich finde mich ganz unfähig zu der Schurkerei, die Sie heute bei mir vorausgesetzt haben."

Er sah klar und frei in Claudes Augen, die sich halb schlossen. Claude dachte: „Dazu sind Sie allerdings zu minderwertig. Hätten Sie mir nach dem ersten Wort einen Preis gestellt, Sie würden mir Achtung eingeflößt haben. Zu wissen, daß man ein Schurke ist, und sich gut zu heißen, das hat etwas für sich. Sie wissen nichts. Sie tun alles, damit Ihre Tochter einmal das Brot eines Liebhabers essen muß, und daß Sie mitessen können; aber Sie werden, auch wenn's so weit ist, nie erfahren, daß Sie das waren. Ihre Tochter verkaufen — niemals. Sie verkaufen nur gefälschte Venezianerinnen: zu höheren Schurkereien versteigen Sie sich nicht."

„Sie laden sich eine schwere Verantwortung auf, Herr Marehn," sagte Ende sanft und eindringlich.

„Ich?"

„Denken Sie gar nicht daran, daß ohne Ihr Geld Ute zu dem allen außer stande wäre?"

Merkwürdig, nein, daran hatte Claude nie gedacht. Der Wille in dem allen war doch Ute.

„Dieſe jungen Leute halten ihre Freiheit für grenzenlos, ſie meinen, niemand achtet auf ſie. Neulich hat die Frau Gräfin Stockwenzel von Ihnen geſprochen."

„Von mir?"

„Das wundert Sie. Die Frau Gräfin hat doch mit Ihrem Papa geſchäftlich zu tun. Sie ſind ihr nicht unbekannt. Da können Sie denken, was die Gerüchte, die über Sie und Ute umgehen, auf Ihre Exzellenz für einen Eindruck machen."

„Daß ich mit ihr ein Verhältnis habe? Die Menſchen ſind zu gut, ſo etwas glauben ſie nicht."

„Mein Lieber, Sie ſchädigen Ute," ſagte der Vater leiſe und feierlich.

„Es iſt ihr gleich, Herr Ende. Ich habe mich nicht mit ihr zeigen wollen. Aber ſie zeigt ſich mit mir."

„Das Mädchen ſucht etwas darin, es iſt ſchrecklich. Aber Sie ſelbſt, lieber Herr Marehn, auch Sie haben einen Ruf zu verlieren. Sie ſollten die gute Geſellſchaft nicht herausfordern, indem Sie ihr ein junges Mädchen abſpenſtig machen, das ſie ſo gütig war aufzunehmen. Früher oder ſpäter werden Sie die gute Geſellſchaft nötig haben. Dann wird man Sie auch fühlen laſſen, daß Frau Giſela Gigereit — um nur dieſe zu nennen — zwar jedermann bekannt iſt, daß man ihr aber im Theater kein Bier kauft. Ich habe Ihnen keinen Rat zu geben ..."

„Allerdings nein," ſagte Claude beſtimmt.

Der junge Ende ſchien, verzweifelnd, irgend etwas über die Achſel zu werfen.

„Und ſchließlich — ich bin ein Menſch — Sie

tun auch mir sehr Unrecht. Wird die Gräfin Stockwenzel, nachdem meine Tochter sich von Ihnen eine Wohnung hat einrichten lassen, mich, den Vater, noch nach Venedig mitnehmen?"

„Sehen Sie!"

Claude beschloß heftig zu werden.

„Wollen Sie mich nun zu Wort kommen lassen! Sie können doch nicht von mir verlangen, daß ich Ihnen Geldverluste beibringe und einfach meiner Wege gehe. Ich habe niemals die Absicht gehabt, Ihnen Ihre Tochter abzukaufen, Sie sind übertrieben kitzlich. Ich will Ihnen einfach ersetzen, was meine Handlungsweise Sie kostet ... Lassen Sie mich ausreden! Wieviel ich Ihnen geben kann, weiß ich heute noch nicht. Mein Vater ist erst seit drei Stunden tot ..."

„Was denn? Was sagen Sie? Aber Herr Claude! Mein armer, lieber Herr Claude! Und die ganze Zeit haben Sie den Hut vor Ihre Crêpe gehalten. Soll ich denn Ihren Schmerz nicht teilen?"

Claudes Gesicht sagte: „Nein, lieber nicht."

„Solch enges, rührendes Verhältnis, wie es Sie mit Ihrem Vater verband! Und nun auf einmal alles — Sie sehen mich wahrhaft ergriffen!"

Claude sah es, ohne daß er zweifeln konnte.

„O, es ist furchtbar, solch einen Menschen zu verlieren, wie man ihn nur einmal verliert. Aber ein Trost ist es doch, daß uns das nur einmal zustoßen kann! Mein lieber, lieber Herr Claude. Nur immer das Gute im Leben suchen! Es ist immer da."

„Wie der Knochen zu unterst im Straßenkehricht.

Ein unentwegter Hund findet ihn," dachte Claude. Er machte sich los von des jungen Ende warmer Hand, zog seine Brieftasche und legte den Tausendmarkschein hin. Ende sah ihn gar nicht.

„Welch schwere Zeit, bei Ihrer Jugend."

„Allerdings," meinte Claude für sich. „Ich hätte ja Utes Wohnung davon zahlen sollen. Aber komm' ich denn anders fort von Ihnen?"

„Später mehr," erklärte er mit zusammengezogenen Brauen.

„Und wie wird Ihre Frau Mutter das tragen!"

Claude ging rasch und steif hinaus, die Schulterblätter zurückgedrängt. Im Korridor mußte er über Frau Endes Füße wegsteigen; sie lag und scheuerte. Es roch in der Wohnung arm und nach Scheuerlappen. Er öffnete eine Tür: das Zimmer war mit gelbem Kreton ausgeschlagen und duftete gut; nur daß die Fenster schon zu lange geschlossen waren. Am Bett und über Stuhllehnen hingen ein halbes Dutzend Röcke, Unterröcke und Blusen. Auf der Kommode lag Wäsche, darüber zwei Leihbibliotheksbände und ganz oben ein halbes Butterbrot. Lanolintöpfe waren überall verteilt. Am Boden trieb sich ein rosaseidenes Kissen umher, neben einem Irrigator und drei alten Handschuhen. Dazwischen, über die Schulter dem Spiegel zugewendet, stand Ute, in einem halblangen Paletot, einem dunkeln, wundervoll fallenden. Sie war neu frisiert und trug einen Riesenhut wie Bella. Sie erblickte Claude im Spiegel und fragte:

„Nun, was hab' ich gekostet?"

II

Das Loch im Frack

Sie gingen die Leopoldstraße zu Ende. Claude stellte fest, daß er mit dem Zylinder doch noch etwas höher sei als Utes Haar. Man starrte sie an. Er dachte daran, daß man sie für seine Geliebte hielt und schämte sich seiner Genugtuung. Er sagte plötzlich:

„Der junge Ende hat auch verraten, daß man zwischen dir und mir was vermutet. Ich habe geantwortet, du machst dir nichts daraus."

„Ganz recht."

„Es ist mir doch unlieb, daß ich dich kompromittieren muß. Ich habe dich dafür zu lieb. So viel ist sicher, daß deine eigene Wohnung die Sache bedeutend verschlimmern wird."

„Was heißt verschlimmern. Es gehört zu meinem Beruf als Schauspielerin, daß man mir ewig Verhältnisse zutrauen wird — bis in mein hohes Alter. Ob ich sie habe oder nicht — glauben tut man's doch. Mir genügt's, daß ich keine habe."

„Du bist stark, ich bewundere dich, daß du dich über alles hinwegsetzen kannst. Aber ist es so wünschenswert, es tun zu müssen?"

Er verwirrte sich.

„Ich will ja nichts sagen, du bist berufen; du gehörst der Kunst. Ich habe keinen Anspruch auf dich, wie könntest du meine Frau sein. Ich komme mir so klein vor, wenn ich dich spielen sehe!“

„Armer Claude,“ sagte sie etwas künstlich, viel zu stark mit sich selbst beschäftigt, um ihn deutlich zu hören, wenn er von sich sprach.

„Du bist verliebt. Das gibt sich.“

Claude murmelte starr, mit einem tiefen Zittern: „Nie.“

Ute hielt sich dabei nicht auf.

„Mich über alles hinwegsetzen zu müssen, was das Volk glaubt und versteht, das ist ja mein Stolz. Allein zu sein: im Leben und auf der Bühne, immer einem weiheloſen und gebannten Theatersaal gegenüber, immer allein als geschulte, bewußte Persönlichkeit vor einem dumpfen Haufen, immer durch kundige Mittel schön, geschickt, beredt und allen überlegen zu sein, die klatschen.“

„Und niemals bei einem einzigen fühlen, was alles du ihm bist — daß du ihm alles bist. Und ihn lieben, meinetwegen bloß, weil du ihm alles bist. Das niemals?“

„Dazu fühle ich mich nicht veranlagt.“

„Ich nur dafür — dich zu lieben.“

„Sei nicht so schwach.“

„Könntest du nicht doch — o, nicht mich heiraten, davon spreche ich nicht mehr, ich lasse dich der Kunst. Aber dich von mir lieben lassen, mir erlauben — du weißt, ich habe immer nur dich geliebt ...“

„Immer nur! Du bist zwanzig. Weißt du denn, was noch kommt."

„Nichts. Ich werde immer nur dich lieben. Glaub' es, glaub' es. Und das wird in meinem Leben das einzige sein, was zählt. Das einzige, wofür ich da bin."

Er äußerte seine Leidenschaft vollkommen höflich und sah dabei den Vorübergehenden ins Gesicht. Ute empfand, daß mit diesem Ton auf der Bühne nichts zu machen gewesen wäre. Sie sagte:

„Hör' auf. Du langweilst mich."

„Ich wollte dich noch einmal bitten, ob du mich nicht lieben willst. Zu Hause fehlt mir schon der Mut, ich bitte dich auf der Straße ..."

Da sie nicht antwortete, fügte er hinzu:

„Wie ein Bettler um ein Geldstück."

Das gefiel ihr; sie sagte ein wenig wärmer:

„Ich hab' dich ja gerne, was willst du mehr."

Sie betrachtete ihn von der Seite, mit gleichgültigem Wohlwollen. „Gottseidank hat er fast keinen Bart, ist von sanften Sitten, und ich kann mit ihm machen was ich will."

„O, was ich mehr will," sagte er.

„Du stehst mir doch immer am nächsten."

„Aber so fern."

„Genug, bitte, du willst hoffentlich nicht für die Wohnung deinen Lohn haben."

„O Ute!"

Claude war heftig erschrocken. Er atmete mehrmals stark, bezwang sich.

„Das war 'mal häßlich."

„Ach verzeih'", sagte sie, „ich bin nervös."

Bis zum Odeonsplatz sprachen sie nicht. Dort lachte Ute vor sich hin.

„Weißt du, von wem du noch am meisten zu fürchten hast? Von Archibald. Der könnte mir gefährlich werden."

„Du machst Witze?"

„Gar nicht. Ihr seid mir alle zu korrekt ... O, Archibald kann das auch sein, sobald er will. Bitte: Geheimer Hofrat Professor von Archibald, Ehrenmitglied der Königlichen Hofbühne, Direktor der K. B. Akademie für dramatische Kunst, Ritter hoher Orden, Günstling und Freund des Regenten — wer bringt's denn überhaupt so weit. Und wenn man zusieht, was steckt drin? Ein alter Mime ... Er sollte noch mehr abgetakelt sein. Ein sehr alter Mime, von Schminke und Schreien ganz rauh und heiser geworden, das wäre, glaube ich, meine Schwäche."

Claude bis die Zähne aufeinander.

„Ich kann doch nicht eifersüchtig sein auf Archibald; mir scheint, das würde uns beide erniedrigen, mich und dich."

„Warum?"

„Stell' dir eine tief empfindende Frau vor, die bemerken muß, daß sie die Mitbewerberin einer Dirne ist ... Übrigens spielst du bloß mit einer Verderbtheit, von der du nichts fühlst."

„Wer weiß ... Was mich so reizt, das ist, wenn der alte Mime aus einem Loch im Staatsfrack des Geheimrats herausgrinst."

„Wieso. Was meinst du."

„Pst. Nachher," machte Ute.

Sie waren angelangt. Der Diener in bayrisch Blau führte sie die breite Treppe hinauf.

„Der Herr Geheimrat sind in seiner Privatwohnung und erwarten das gnädige Fräulein."

Claude nahm ihr den Paletot ab. Sie waren kaum im Arbeitszimmer des Direktors, eine wilde Wirrnis auf seinem Schreibtisch spielte ihnen Nächte voll genialen Fiebers vor, da krachte das Parkett unter leichten, sieghaften Schritten.

Archibald kam auf Schnallenschuhen, sah niemand an, dachte an nichts als an seine Wirkung, lehnte sich gegen den Schreibtisch, kreuzte die Beine in ihren seidenen Strümpfen, die Arme über der Brust voll gestickter Palmen neben sonnenähnlichen Ordenssternen, und zog den Hals ein. Der Kopf, von dem gefärbten Rest eines schwarzen Schopfes spitz beleckt, saß dick auf der rundlichen Gestalt, mit dem kühnen Magen. Archibald ließ einen fettigen Glanz von Marmor seine aufgeblasenen Wangen bestreichen und über seinen edlen Nasenrücken spiegeln, und befahl seinen Augen zu blitzen. Sein Mund, blau vom Messer und gewulstet, bebte, bevor er sprach, wie ein Rennpferd, ehe man es losläßt. Er sagte mit sehr hoher, metallischer Stimme, ebenso leicht und sieghaft wie sein Schritt:

„Kind, es ist keine Haarnadel."

„So werde die Haarnadel zum Dolche!" schrie Ute und wälzte sich.

Aber Archibald machte eine jähe Bewegung gegen Claude; er bemerkte ihn. Und er kam geneigten, zärt-

lichen Hauptes auf den jungen Mann zu der dunkel vor einem dunkeln Teppich stand.

„Süßester Freund, wär's möglich, Sie — Sie erblickt' ich? Sie, den ein Schicksal eben erst traf, ein unnennbares? Soll ich es denn glauben, was die Leute sagen: Ihr Vater — — aber nein, nein —"

Archibald, den Oberkörper abgewandt, streckte die gespreizte Hand aus.

„Ich will's nicht glauben! Süßester Freund, es wäre zu schwer, ich trüge es nicht. Weiß der Himmel, ich überlebte es nicht!"

Er verschwand rasch hinter einem Vorhang und kam sogleich, weiß im Gesicht, wieder zurück. Die Hände ganz oben in der Luft gerungen, rief er:

„Ich überlebe es nicht!"

Geschüttelt von Schluchzen, den klagenden Blick an der Decke, wankte er zweimal durch das Zimmer. Schließlich nahm er Claudes Hand; sich fassend, noch mit etwas Feuchtigkeit in der Stimme, begann er seinen Monolog.

„Ich denke an diesen Mann. Er war einer von denen, die niemand vergißt, der sie gekannt hat. Warum? Weil sie stark sind, und von ihrer Rolle überzeugt wie ein großer Schauspieler. So war Ihr Vater, Herr Marehn. Ich hatte mit ihm zu tun, als wir dieses Haus bauten. Dieses Haus, das der Stolz meines Lebens ist, diese Pflanzstätte hehrer Kunst, die der Nachwelt zu schenken mir beschieden war, ich habe sie immerhin mit seiner Hilfe errichtet."

Claude bewunderte das „immerhin".

„Hat er mir zu schaffen gemacht, dieser Mann!“

Archibald ließ Claudes Hand los, er machte, die Stirn gesenkt, die Hände auf dem Rücken, zwei nachdenkliche Schritte.

Claude wußte Bescheid; bei dem Geschäft mit Archibald war sein Vater der Hereingefallene gewesen. Ihm hatte das Grundstück gehört. Er hatte es unternommen, das Konservatorium für dramatische Kunst darauf zu errichten, eine private Anstalt, die Archibald pachten wollte. Das Baukapital hatte Marehn aufnehmen müssen. Es hatte nicht ausgereicht; und Archibald, der hinter dem Gläubiger versteckt gewesen war, hatte den fertigen Bau eingesteigert, um ihn mit gutem Nutzen dem Staat zu verkaufen. Darauf war er Direktor des königlichen Instituts und Geheimrat geworden.

„Soll ich Ihnen sagen,“ fragte Archibald, „mit wem ich ihn verglich, diesen stillen, bleichen und mächtigen Mann in der Dämmerung seines Kabinetts? Diesen denkenden Punkt, der, immer unbeweglich, Geschäfte von unerhörter Weite ausstrahlte und beherrschte? Der nie die Sonne breit auf einer Straße liegen sah, und in dessen Namen weite Ländereien sich mit Wohnungen bedeckten, Prachtbauten erstanden, und Städte, bis in entlegene Winkel Europas, ihr Bild veränderten? Ich verglich ihn mit König Philipp!“ erklärte Archibald, und beschrieb eine Gebärde, langsam und stählern.

„Sie übertreiben,“ sagte Claude, aber ohne Anspruch auf Beachtung.

„König Philipp im Eskurial, während seiner letzten Lebensjahre, als er im Dunkel einer Gruftkapelle,

angesichts seines Sarges, und vor den leeren Blicken eines Schädels, die Geschicke der Welt lenkte. Sage ich zu viel? Konnte nicht auch Ihr Vater, in dem totenhaften Schweigen seiner Zelle, ‚am Abend jedes Tages berechnen, wie die Herzen seiner Völker in seinen fernsten Himmelsstrichen schlugen'? Hieß nicht auch er, was unsere Finanzleute angeht, ‚der reichste Mann in der getauften Welt'? ... Er war nicht nur ein reicher Mann: er war ein Mann — nehmt alles nur in allem."

Und Archibald drückte nochmals die Hand des Sohnes. Er schlüpfte hinter einen Vorhang, kehrte abgeschminkt wieder. Dann sagte er leichter, mit einer Stimme, in der die umwickelten Paukenschlägel eines Trauermarsches nur schwach noch rollten:

„Es ist gut, daß Sie da sind, wir brauchen Sie. Haben Sie ein Auge auf Ihre schöne Freundin! Wir sind jetzt so weit, seit gestern schaut was heraus."

„Seit gestern?" wollte Claude fragen, aber Archibald hatte ihn mit einem Händedruck auf das Sofa gesetzt, und stand bei Ute. Sie hatte die Leistung ihres Meisters mit großen Augen lebhaft nachgefühlt. Ob Archibald sein Beileid aussprach oder einen Witz riß, er war immer im Theater, und Ute arbeitete mit ihm.

„Mein Fräulein, ich gehöre Ihnen!" rief er, ausbrechend in laute Fanfaren. „Lassen Sie sich nicht einschüchtern durch mein Kleid. Mein königlicher Herr hat mich zu seinem Fest befohlen. Und keine Minute Ihrer Stunde, mein Fräulein, habe ich an meine Toilette verlieren wollen. Ich bin der redlichste Mann,

wie, Herr Marehn? Auch Ihr Vater wußte das. Ich stehle Ihnen keine Ihrer kostbaren Minuten."

„Das Stück kostet dreiundachtzigeindrittel Pfennig," berechnete Claude, während Ute spielte.

Archibald nickte, gab eine metallene Replik, blitzte zu Claude hinüber. Ihm lag am Beifall dieses Knaben, ihm, der keinem Menschen mehr den Hof machte, wenn er nicht königlicher Prinz oder Redakteur war. Er hatte so viel Macht erspielt, daß er keinen Mächtigen mehr achtete: Alle waren schlechtere Komödianten als er. Kein Staatsmann hatte seinen Schritt, kein Reicher seine Faust, kein Feldherr sein Auge. Sie waren seelenlos und ohne Formen in ihre Funktionen hineingestiegen. Archibald atmete und prangte in der seinigen. Und ein Befremden überraschte ihn nur noch vor diesem strengen Träumer, dessen Schüchternheit ihn wie Drohung anmutete, der schlicht und steif aus seinem gemieteten Coupé stieg vor der Tür zu einer Arbeiterversammlung, der ohne Raschheiten und Eitelkeiten an der Seite sehr schöner Frauen ging, eine junge Schauspielerin beschützte, auf seinem zwanzigjährigen Kopf den Zylinder lüftete und im Spekulanten-Königreich seines Vaters die Erbfolge antrat. Überall, wo sie sich nebeneinander zeigten, würde Archibald der Vorzug werden: dessen war er gewiß. Und doch witterte er, dieser stille Kleine habe eine Rolle, so schön wie seine glänzendste.

Er mußte Ute auffangen, die hauchte:

„Lassen Sie mich sie küssen, diese väterliche Hand."

„Glauben Sie's, Herr Marehn? Ihre Freundin hat doch Temperament!"

„Ich habe nie daran gezweifelt," sagte Claude.

„Aber ich!"

Archibald schmetterte durch die Nase. Seine Brauen bogen sich hoch, herausfordernd. Claude verstummte; Ute drängte:

„Also was nun, Herr Geheimrat."

„Geduld, mein Fräulein! Was habe ich Ihnen gesagt, Herr Marehn: ich werde vielleicht das Talent Ihrer Freundin wecken — vielleicht! Sie ahnte es erst in sich. Es war noch nichts zu spüren, ich stand noch für nichts ein, ich war noch für nichts gut. Jetzt habe ich's gemerkt, das Talent dieser Künstlerin. Von heute ab, mein Fräulein, sind Sie Künstlerin!"

Er ging hinter den Schreibtisch zu den Kränzen, pflückte, auf den Fußspitzen, ein Lorberblatt, und brachte es Ute. Dann setzte er wieder ein, eine Skala höher als der vorige Schlußton.

„O! mein Herr! wenn Sie wüßten, wenn Sie beurteilen könnten, mit welcher Liebe, mit welcher Kennerschaft solch ein Talent freigemacht, zum Bewußtsein seiner selbst gebracht werden will!"

„Ich kann mir's denken," erklärte Claude.

„Was der sich denken kann," murmelte Archibald und grinste Ute an. Claude sah nur seinen feierlichen Rücken.

„Wenn er sich denken könnte, was wir gestern für 'ne diebische kleine Szene zusammen gespielt haben — auf dem Sofa, wo er sitzt."

„Ja ja," machte Ute, jäh angewidert.

„Sie haben die feine Rolle gehabt, haben mich hineingelegt, kleiner Schäker. Aber passen Sie auf, wir begegnen uns doch noch 'mal im Dunkeln."

Sie sah ihn vertauscht, den Geheimrat abgesetzt, den Professor vom Katheder gefallen. Der kunstvoll hergerichtete, auf Amtlichkeit und Einschüchterung gearbeitete Kopf war vom Hals heruntergeklappt wie eine Maske aus Pappe. Und der wirkliche Archibald, der durch Stellungen, Titel, Ehrerweisungen ewig unberührbare Duzfreund jedes umherstreichenden Artisten, streckte seine geduckte Fratze aus einem Loch im starren Frack des andern. Ute erschrak auch diesmal, so gut sie ihn schon kannte, den tieferen Archibald. Dann überlegte sie, daß diese Harmonika gelber abgeschminkter Falten, im Schatten einer Kulisse zu einem gemeinen Witze feixend, am Ende noch Exzellenz heißen werde. Und Stolz packte sie. „Das ist die Kunst. Und ich werde es gerade so weit bringen — durch die Kunst, nur durch die Kunst. Man soll sehen, was die für eine Macht ist!"

Archibald, zurückverwandelt, verlangte:

„Nun, mein Fräulein, die Szene im ganzen."

Ute spielte, hingerissen von Ehrgeiz und von Siegesgewißheit. Archibald unterstützte sie anfangs nur. Allmählich vergaß er sie, begann selber zu wachsen, griff aus, sang, läutete Glocken, gab sich ganz — wie er's nur einmal jährlich, zur Fremdenzeit, tat.

Beim Abschied sagte er:

„Erlauben Sie, daß ich dieser Schülerin selbst den Hals einwickele? ... Ich danke Ihnen."

Mit Bühnengeflüster, dreißig Meter weit hörbar, ſagte er zu Claude:

„Ich warne Sie, mein Lieber, ich warne Sie.“

„Kein Grund,“ meinte Claude kühl.

„Doch!“

Archibald rollte einen fürchterlichen Blick nach Ute hin.

„Ich bin auch nur ein Menſch!“

Er drehte ſich jäh um und ging fort. Der Diener riß vor ihm eine Tür auf.

Draußen hielt Claudes Wagen.

„Dieſen Monat haſt du ihn alſo wieder?“ fragte Ute, wie ſie abfuhren.

„Dummer Weiſe,“ ſagte er, die Stirn in Falten.

„Du wirſt ſchon wieder Geld kriegen. Ich verlaß mich ganz auf dich, weißt. Du biſt mir als Freund ganz genug, Archibald hat nicht die geringſte Ausſicht.“

„So.“

„Du biſt eiferſüchtig, weil ich mich für den alten Mimen begeiſtert habe?“

„Mir ſcheint, er prahlt mit dir. Oder wenigſtens droht er mir?“

Sie verzog den Mund.

„Haſt du nicht gemerkt, daß er mir heimlich was ſagte? Er drehte dir den Rücken, inzwiſchen konnte ich wieder das Loch in ſeinem Frack ſehen.“

„Verſteh' ich nicht.“

„Ach was, ich werde doch mit dem da kein Geheimnis vor dir haben. Wozu denn. Wenn ich's noch

nötig hätte, dich eifersüchtig zu machen, armer Kerl. Zu meinem Vergnügen tue ich's aber nicht. Also er ist gestern bei mir abgefallen."

„Gestern? Er hat dir einen Antrag gestellt?"

„Antrag sieht dir ähnlich. Er hat mich haben wollen."

Claude fuhr auf.

„Und bei dem waren wir eben? Dem hab' ich die Hand gegeben?"

„War sie nicht gewaschen? ... Daß er seine Schülerinnen fast alle verführt, wußten wir vorher, wie? Darum ist er doch immer der Meister. Was du eben wohl wolltest."

Claude war beschämt.

„Ach ja: das alte Zeremoniell in unserm Blut, bei uns Männern. Geschlechtsmoral. Ritterlichkeit. Glauben, wenn wir überrascht werden, immer noch, wir müßten vom Leder ziehen, ihr könntet nicht allein fertig werden."

„Ich hab' mich wundervoll herausgespielt. Archibald ist himmlisch. Die Verführungsszene, das war die beste Stunde, die er mir überhaupt gegeben hat. Ich habe riesig dabei gelernt."

„Ja ja. Aber wie kamst du gestern zu ihm. Es war ja nicht der Tag."

„Hör' zu. Vorgestern abend — ich spiele gerade, ich spiele so, wie ich bloß für Nathanael spiele, und wie ich erst wieder spielen werde, wenn ich das Apokalyptische Tier, das Publikum, im Dunkeln schnaufen fühle — da kommt Mama hinauf zu mir, mit einem

Brief von Archibald an sie. Unglaublich aber wahr an sie. Es stand drin, er habe nach ernstlicher Prüfung doch zu wenig Temperament bei mir gefunden. Um dich und mich nicht zu schädigen, als ehrlicher Mann müsse er meine Mutter wissen lassen, daß er nicht mehr hoffe, eine gute Schauspielerin aus mir machen zu können.

„Ich hab' mich furchtbar zusammen genommen, hab' Mama heilig schwören lassen, daß sie dem jungen Ende nichts sagen würde, und hab' sie hinausgeschoben; sie benahm sich schrecklich blöde. Dann bin ich aber in Tränen ausgebrochen, kann ich dir sagen. Und die Nacht war ich nicht im Bett. Über zwei Stühlen hab' ich gelegen und geheult, geheult. Und was ich dem Nathanael alles gesagt habe, das ahnt keiner."

Sie sah ihm plötzlich voll in die Augen.

„Wenn es nicht doch noch gut gegangen wäre, weißt du, dann säße ich nicht hier. Dann hätte ich das Schoß geschlossen am gut geheizten Ofen und wäre eingeschlafen."

Er wollte rufen: „Ohne mir ein Wort zu sagen, ohne alles!" Aber er blieb reglos in seinem Winkel und hörte zu.

„Gestern früh geh' ich also zu ihm. Er war in seinem Amtszimmer, es warteten eine Menge Leute, aber er kam gleich herüber. Er sagt mir ganz bieder, viel Temperament habe ich wirklich nicht, aber er könne was aus mir machen, sogar wenn ich gar keins hätte. So viel traue er seinem Einfluß zu. Ich müsse ihn bloß belohnen. Und dann wurde er wie ein alter

Clown. Ich frage bloß: ‚Und wenn ich's nicht tue?‘ Er zuckt die Achseln. ‚Das würde meine Ansicht bestätigen, daß Ihr Temperament nicht zureicht.‘ Dann fängt er wieder an.“

Claude ward von einer Frage gequält.

„Wo war das?“

„Auf dem Sofa, wo du heute gesessen hast. Mir ward schrecklich übel. Aber ich versicherte ihm, ich habe viel mehr Temperament als er glaube. Er schüttelt den Kopf. ‚Wie hab' ich Ihnen bisher mein Temperament zeigen können‘, ruf' ich. ‚Einem Herrn, der wie jeder andere zu mir Guten Tag Fräulein sagt.‘ Er werde künftig was ganz anderes sagen, meint er.

„Ich frage: ‚Und dann wollen Sie mir Engagements verschaffen, nur weil ich Ihre Geliebte bin? ... Nein, ich werde das niemals annehmen. Die Kunst steht mir zu hoch. Habe ich nicht die Fähigkeiten einer wahren Künstlerin, habe ich doch ihren Stolz. Und auch ihren Willen!‘ rufe ich, und mache mich los. Es war Zeit. Ich hatte einen gräßlichen Schreck bekommen.

„Er richtete sich auf, ganz rot; trotz seines abscheulichen Zustandes hatte er gestutzt. ‚Das ist der erste Anlauf zu was Ordentlichem,‘ sagt er. ‚Schade.‘

„‚Schade? Nun können Sie mich ja mit gutem Gewissen unterstützen. Sie sehen, was ich bin.‘

„‚Schade. Da Sie ja nicht wollen.‘

„‚Das bringen Sie fertig?‘ sage ich kalt vor Entsetzen — und etwas davon fühlte ich — ‚Sie bringen es fertig, ein Talent zu morden, weil eine Frau Ihnen nicht zu Willen ist?‘

„‚Sie haben ja ohnedies einen Liebhaber, was macht's Ihnen,‘ meint er. Und ich, aufſpringend, ausbrechend:

„‚Sie? Sie ſind der Schurke, der das ſagt? Sie, der Alternde, wollen einem uneigennützigen Knaben die Freundin ſtehlen? Sie wollen meine Kunſt zerbrechen, die ich demütig in Ihre Hände gelegt hatte? Weil ich Ihnen widerſtehe, wollen Sie mich und mein Können, von dem Sie überzeugt ſind, von dem ich Sie in dieſem Augenblick überzeuge, wegwerfen, verraten, unmöglich machen?!‘

„Hier ſchluchzte ich. Zum erſtenmal gelang mir ein ganz richtiges Schluchzen. Dann ſchrie ich weiter:

„‚So etwas gibt es? Das kommt nicht nur in ſchlechten Stücken vor? Wie können Sie die Augen erheben. Sie, ein Künſtler, vor der Künſtlerin, die Sie verderben wollen? Die Orden, die Sie durch Kunſt erwarben, ſie müſſen Ihnen doch die Bruſt verſengen!‘

„Er trug gar keine, aber das bemerkte ich erſt ſpäter. O, es kam alles auf einmal zutage, was ich langſam in mir geſchaffen, erarbeitet hatte, ganz allein, in meiner Bude. Alles, alles . . .“

„Ich weiß,“ ſagte Claude leiſe.

„Auf einmal wußte auch Archibald alles. Er ſtand, als ich ſchon fertig war, noch eine ganze Minute ſtarr da. Dann ſagte er: ‚Donnerwetter. Nein, das geht doch nicht. Sie muß ich behalten.‘

„Ich erholte mich erſt allmählich. Du, in meinem Leben hab' ich noch keine ſolche Freude gehabt. Mein

erster Triumph! Er wollte nicht mehr das beliebige Fräulein, das ihn besuchte. Er bekundete Achtung vor einer, namens Ute Ende!"

„‚Ist das sicher?' fragte ich wieder im ganz gewöhnlichen Ton. ‚Wollen Sie nie wieder solche Ansprüche stellen?'

„‚O, nie ist zu viel gesagt,' meinte er. Er behalte sich alle Rechte vor ... Na, lassen wir ihn dabei."

„Jawohl," sagte Claude.

Sie kamen an.

„Übrigens beglückwünsche ich dich, du bist fein durchgekommen."

„Das hat er ja auch gesagt. Ich schiene das Talent zu haben, viel zu erreichen, und nichts dafür zu geben. Das könne mir noch sehr viel nützen. Ich glaub's. Ich werd' alles, was ich will. Und geben will ich nichts. Ich kann auch nichts geben. Dafür hab' ich eben die Kunst. Das muß den Leuten genügen."

Claude schloß die Lippen ganz fest und half ihr aussteigen, gesetzt und beflissen.

III

Einer, der das könnte

Wie sie durch das Rauchzimmer gingen, saßen an dem grün bedeckten Tisch vor großen Papieren der alte Panier und von Eisenmann. Panier holte beim Anblick eines weiblichen Wesens seine Gichtbeine unter dem grünen Teppich heraus und stützte sich empor. Auf seiner gekrümmten Hand war ein dicker Knoten. Er stand endlich aufgerichtet, kurz, beleibt, ohne Hals, wüste violette Röte über dem gewellten weißen Bart, funkelnde Brillen unter schwarzen struppigen Brauen und ehrsames Greisenhaar auf der Stirn voll heftiger dummer Laster. Er wartete schmunzelnd, ob man ihn vorstellte:

„Panier," sagte er schließlich selbst mit einem Kratzfuß.

Ute wollte weiter, aber er rief:

„Herrjeses, das is ja woll — Sind Sie nicht Fräulein Ende? . . . Is die auch schon 'ne Dame! Nöh, nu dürfen Sie man nich gleich weglaufen. Wir müssen Sie uns doch erst 'n bischen besehn. Was machen Sie denn, Fräulein Ute, Sie sollen ja jetzt beim Theater sein — oder Sie lernen dafür."

„Ja, ich lerne dafür," sagte Ute, und all ihr Fleisch war in Angst. Die gefräßigen schwarzen Augen des Alten zogen ihr die Röcke stramm über den Schenkeln und öffneten ihr die Knöpfe vor der Brust.

„Is doch die Möglichkeit," äußerte er. „Was aus den kleinen Mädchen wird. Daß wir Sie nicht gesehn haben, das is ja woll seit Anno — drei, vier Jahr is es ja woll. Na, und voriges Jahr sind wir doch auch 'n bischen nach München gekommen. Da haben wir aber gar nie das Vergnügen gehabt."

„Haben Sie's nun nachgeholt?" fragte Ute und ließ ihn stehen.

Von Eisenmann blieb hinter seinen Papieren herrisch zurückgelehnt, einen Arm über den Tisch geschoben, den andern auf der Hüfte. Er war mager, gelblich und herausfordernd. Seine Stirn erhob sich schmal und entblößt, der schwarze Schnurrbart zottelte stürmisch über seinen blassen jähzornigen Lippen. Er fragte Claude mit Strenge, wo er gewesen sei. Claude erklärte dem Freunde seiner Mutter nachlässig, daß er Fräulein Ende zur Stunde begleitet habe.

„An einem Tage wie heute ist das ein Fehler," behauptete von Eisenmann. „Ihre Frau Mutter hat nach Ihnen gefragt."

„Dann wird sie es mir selbst sagen," meinte Claude schonend. Er schämte sich vor von Eisenmann, der die Geschmacklosigkeit beging, ihn zu hofmeistern. Es ihm zu sagen, wäre auch wieder geschmacklos gewesen. Der Mensch mußte doch selbst fühlen, daß er sich falsch

benahm. Aber von Eisenmann hielt Claudes Milde für Herausforderung.

„Ich spreche als Freund Ihrer Mutter!“ rief er erhobenen Hauptes. „Ich genieße das Vertrauen Ihrer Mutter.“

„Ich weiß,“ machte Claude zerstreut. Der Mensch genoß doch noch mehr. Wollte er ihm denn weismachen, er habe kein Verhältnis mit seiner Mutter. Wie konnte jemand so taktlos sein.

„Sie werden künftig von Ihrer Mutter abhängen und die Interessen Ihrer Mutter vertrete ich!... Sie werden also gut tun, sich mit mir besser zu stellen als bisher.“

Panier griff ein.

„Laß ihn man, Claude. Er ist nicht halb so wild wie er tut. Und wir sind auch noch da, mein Jung. Immer 's Panier hoch! Wir sind doch der engste Geschäftsfreund von deinem seligen Vater. Wir lassen dich nicht darben, dazu haben wir zu viel Pietät. Will er dir mal nichts geben, dann komm' du man zu uns, und fertig is die Kiste.“

„Danke,“ sagte Claude. „Es wird sich schon machen.“

Aber von Eisenmanns Augen loderten in noch böserem Blau aus völlig schwarzen Winkeln. Er sprang sogar auf, vergaß alle Hoheit, hatte Speichel im Mundwinkel. Claude versagte es sich, sichtbar die Achseln zu heben. Er dachte: „Das Individuum ist, was Matthacker eine Sauerstoffnatur nennt. Er verbrennt enorm viel, verschlingt Massen Fleisch, ohne stärker zu werden, regt

ſich fortwährend auf, beſpuckt die ganze Welt von einem furchtbar hohen Poſten, und weiß ſelber nicht, wie er da hinaufkommt."

„Ich wiederhole Ihnen . . ." ſagte von Eiſenmann und fauchte ein paar mal. Inzwiſchen erhob ſich draußen Frau Marehns Stimme, und von Eiſenmann mäßigte ſich.

„Sie werden ſelbſt zugeben, daß es ein Fehler war, heute an Frivolitäten zu denken."

Claude betrachtete ihn mit Teilnahme. Aber aus dem gelben Salon kehrte Ute eilig zurück.

„Sie reden von meiner Arbeit als von etwas Frivolem? Herr von Eiſenmann, das iſt ein Fehler von Ihnen."

Und in ihrer Haltung und ihrer Stimme waren viel ſteilere Anmaßungen als in ſeiner.

„Nu ſüh mal," ſagte Panier.

„Mein Fräulein, das ſind Geſichtspunkte," erklärte ſchneidend von Eiſenmann.

„Allerdings. Man muß die äußerliche Vorſchriftsmäßigkeit entbehren können, ohne damit gleich alles zu verlieren," meinte Claude ſehr ſtramm.

„Nu ſüh mal," ſagte Panier. „Jetzt kann er ſich wehren, wo die Dame dabei iſt. Tjatja, die Damen."

Claude ſagte noch etwas, er redete ſogar mit von Eiſenmann gleichzeitig und ohne ihn zu hören. Ute ſtand geringſchätzig dabei. Panier ſagte ihr:

„Eiſenmann iſt auch 'n Kunde, von dem darf man ſich bloß nicht imponieren laſſen, ſonſt holt einen

der Teufel. Na wir — uns soll er mal kommen. Uns könnt' der Kaiser von China kommen. Nöh ... Und dann, warum soll Claude sich woll nicht mit 'ner Dame vom Theater abgeben, weil sein Vater gestorben ist. Er war weiß Gott unser Freund, aber wenn wir deswegen nicht ins Theater gehen sollen, — mit solchen Duckmäusereien arbeitet man bloß wieder für die Pfaffen. Nöh, dazu sind wir nicht zu haben."

Er kam händereibend näher. Ute rettete sich von einem Stuhl zum andern. Schließlich blieb sie stehen und maß wütend den Alten.

„Und wenn Sie erst auftreten, Fräulein Ute," sagte Panier, „denn kann sterben wer will, wir gehn doch hin. Sogar wenn wir selbst schon tot und begraben sind."

„Sie sind ja noch ziemlich rüstig."

„Machen Sie sich man lustig. Wer woll zuletzt lacht. Wissen Sie, auf lange leben kommt es überhaupt nicht an; aber auf viel leben."

„Was nennen denn Sie leben?" fragte sie und suchte mit kalter Neugier hinter seinen Brillengläsern.

Er zuckte mit dem Kopf nach Claude hinüber.

„Wir sind immer noch besser als mancher Junge!" behauptete er und erklärte:

„Wer weiß. In Düren haben sie 'n feines Theater. Und wir sind da einer von denen, die die Sache machen, Fräulein Ute."

„Düren? Wie groß ist das eigentlich?" fragte sie sofort, ganz bei der Sache.

Da trat Frau Marehn ein, entsetzt über die erhobenen Stimmen.

„Herr von Eisenmann, ich bitte Sie ... Claude, dein Vater liegt eben erst im Sarge."

Claude wunderte sich selbst.

„O, Ute!" rief Frau Marehn halblaut. „Und niemand sagt mir, daß du da bist."

Sie umarmte Ute, die stillhielt und etwas murmelte, das höflich klang.

„Du durftest in dieser schweren Stunde nicht fehlen. Ich danke dir, daß du kommst. Es ist manches zwischen uns getreten, du weißt, ich kann deine Entschlüsse nicht alle billigen, liebe Ute."

„Das verlang' ich auch gar nicht, liebe Melanie," sagte Ute trostreich. Sie strebte sichtlich nach Bescheidenheit, aber ohne rechten Erfolg. Frau Marehn warf sich trotzdem an ihre Brust:

„Und, o Gott, wir waren doch Freundinnen!"

Sie blieb ein wenig liegen, und auf Utes kalten Reizen sahen alle Melanies Schönheit noch wärmer blühen. Ihr Kornblond war noch reifer, noch voller von Verstecken der Liebe, neben der harten Pracht von Utes roten Flechten. Ihre Hand war noch reicher an Grübchen. Sie sah noch enger geschnürt aus, mit noch stärkeren Hüften und noch runderer Brust. Die Füße unter ihrem schweren Körper waren noch kleiner. Der magere von Eisenmann betrachtete sie von oben. Panier durchwühlte sie mit den Augen, wie jede Frau. Claude sah zu, lehnte es ab, sich unbehaglich zu fühlen, und sagte sich, es gebe keinen

vernünftigen Grund, seiner Mutter ihre Jugend nicht zu gönnen.

Frau Marehn flüsterte davon, wie schwer für eine Frau das Alleinstehen sei, und sie seufzte, aber aus keiner großen Tiefe. Sie richtete sich auf.

„O Gott, wie bist du gut angezogen! ... Ja, das ist der Vorteil, wenn man immer schwarz trägt. Stirbt dann einer, so macht es nichts. Ich war bei Schultze und bei Schober, aber natürlich nichts Passendes. Sie ändern es bis morgen — wenn Sie's tun."

Jetzt seufzte sie tief.

„Wollen wir zu ihm gehn?"

Alle gingen mit, gelangweilt, auf peinliche Augenblicke gefaßt, aber dazu entschlossen. Die Witwe fühlte sich einer lästigen Bekanntschaft wieder einmal zu einem Besuch verpflichtet.

Der Tote lag hinter dem gelben Salon, in dem Zimmer mit Frau Marehns Bildnis von Stuck, und mit dem Kopf gerade unter diesem Bildnis. Die Frau in ihrer geistlosen Genußsucht hatte von jeher hinweggesehen über den Mann und seine strengen Zahlen. Nun sah ihr üppiges Bild hinweg über seine erkaltete Maske.

Frau Marehn betete, Ute erregte durch ihre Haltung die Meinung, sie tue es auch. Claude schaute ihr zu. Panier und von Eisenmann bekamen achtungsvolle Gesichter; sie empfanden: „Hier ist nichts zu machen. Wenn einer noch soviel Geld zahlen wollte, tot bleibt tot."

4*

In die anstrengende Stille trat Bella, wieder ganz außer Fassung, weil sie Trauer äußern mußte. Sie gab der Witwe ihre weiche Hand, eine Schulter hochgezogen, mit einer Miene, als sei ihr Gewissen schlecht. Ihre Blumen ließ sie ganz hastig und verstohlen zu den andern gleiten, und sie beugte ihr schönes, dickes Gesicht über den Toten in seinem Sarg, wie über die Wiege eines Neugeborenen, das sie zu bewundern hatte.

Dann ging man wieder in den gelben Salon, schob sorgfältig die Kulissentür zusammen und trank Portwein. Panier nahm ein zweites Glas, er bewog ohne Mühe auch Bella dazu. Er bemächtigte sich ihrer ganz, drängte sie in die Ecke am Kamin.

„Donner, das haben wir ja noch gar nicht gewußt, daß Fräulein Ute so 'ne schöne Freundin hat. Wie geht das zu. Wo haben Sie den Teint her, Fräulein?"

„Ich weiß nicht. Ganz von selbst," sagte sie freundlich.

„Sie wollen doch sicher auch aufs Theater, wie?" fragte er und betrachtete ihren großen Hut.

„Na, wenn wir Ihnen nützen können, wir sind nämlich im Theaterverein, zu Haus in Düren."

„Ich singe aber. Paßt Ihnen das?"

„Das soll uns voll passen. Wir singen ja selber. Nöh, ganz fertig sind wir noch lange nicht, Fräulein Bella. Wir können noch sehr vergnügt sein."

Er räusperte sich, begann hinten im Schlunde an der Bildung eines Tones zu arbeiten; da fiel ihm der

Tote ein, und er gab es auf. Er überzeugte sich, daß Claude und Ute beschäftigt waren.

„Sie sind doch ganz was anderes, Fräulein Bella," raunte er. „Was 'ne richtige Dame sein soll."

Und seine Hand mit dem Gichtknoten tastete auf ihrem weiten Gewande nach der Hüfte.

„Das müssen Sie nicht tun," sagte Bella sanft und wohlmeinend, ohne sich ihm zu entziehen.

Frau Marehn erschien in der Tür des Rauchzimmers.

„Herr Panier! Unser Kassier Herr Ringsum ist da. Herr von Eisenmann spricht mit ihm."

„Is jut," sagte Panier.

„Kommen Sie, Ringsum gibt uns Aufklärungen."

„Gleich. Ein Moment, Frau Melanie. Ringsum kann warten. Erst kommen die Damen. Die Damen gehen immer vor. Was, Claude? Das Beste hier auf Erden und unterm Sternenzelt, das Beste sind die Damen auf dieser Tränenwelt."

„Nun muß ich wirklich gehn," erklärte Bella. „Papa wird sonst bös, er will mich beim Essen immer sehn."

„Das können wir woll begreifen. Ihr Papa weiß Bescheid, dem soll es woll schmecken. Was ist denn Ihr Papa, Fräulein Bella?"

„Papa ist Direktor an der Ortererschen Brotfabrik."

„Denn heißt er Walgauer? Nu süh mal. Ortererſche Brotfabrik, da liefern wir ja die Kohlen für. Nu müssen wir doch mal Ihrem Herrn Vater unsern Besuch machen."

„Ach ja, bitte," sagte Bella.

„Siehst du woll, Claude, was 'n richtiger Kavalier ist, das merken die Damen gleich. Was, Fräulein Bella?"

„Ja wirklich, Herr Panier."

„Immer 's Panier hoch!"

Er ging hinaus, kurzbeinig, mit mißtrauischen Blicken auf seine Füße in ihren gewölbten Schuhen.

Ute rang die Hände mit zerstörten Mienen.

„Wenn man so 'nen Menschen sieht, kann einem die Lust zur Arbeit vergehn. Auf diesen Mangel an Geschmack soll man wirken. Das sitzt im Parkett. Na — auch gut."

Bella sagte erstaunt:

„Ich finde ihn sehr nett für einen alten Herrn."

„Du sagst das, als ob du ihn heiraten könntest."

„Warum nicht? Er ist doch ein appetitlicher Greis."

Claude meinte:

„Wir kriegen bald was anderes zu essen."

„Du bleibst, Bella," sagte Ute. Bella lehnte ab, sanft und wichtig:

„O Gott, nein, was meinst du, ich könnte nicht essen, wo nebenan eine Leiche liegt. Was ißt man da alles mit, Miasmen oder so was. Sie verzeihn schon, Herr Claude."

„Bitte schön," sagte Claude.

Und Bella stahl sich davon.

Nebenan redete die dumpfe Stimme des Kassiers Ringsum.

„Dann ist ja Herr Marehn in einem geschäftlich sehr günstigen Augenblick gestorben," so stellte von Eisenmann fest, mit Anerkennung für den Toten. Xanier hoffte, daß er also die 500000 Mark des alten Marehn jetzt nicht aus seinem Geschäft herauszuziehen brauche.

„Wir würden sein Geld gern noch behalten," erklärte er, „aus Pietät gegen unsern alten Freund."

Und er entfaltete klatschend ein großes Taschentuch.

Claude schloß angewidert die Tür. Er blieb mit Ute allein zwischen zwei geschlossenen Türen. Hinter der einen lag sein Vater; hinter der anderen veranschlagte man seines Vaters Nachlaß. Claude lehnte sich gegen den Tisch, um Utes Haarknoten vor Augen zu haben. Ihr Haarknoten richtete sich hoch gegen die gelbe Seide an der Wand; sein Kupfer wütete auf ihr. Der blaßgrün lackierte Lehnstuhl ohne Polster spannte herb seine dünnen Arme um ihre engen Hüften. Ihre Schenkel standen lang über den schmalen Sitz hinaus, kühn umfaltet vom Kleide. Sie waren das stärkste an ihr, und Claude begehrte am heftigsten sie. Auf ihrer schwarzseidenen Bluse war ein wenig Silberstickerei, ein Zweig mit Blättern, an der linken Achsel. Sie wendete sie Claude zu; die Seide schillerte dunkel bei ihrer Bewegung auf der noch mageren Schulter. „Es ist recht, daß sie sich dunkel kleidet," dachte Claude. „Ihr metallenes Haar würde alle Farben töten." Er sah, ohne es zu wissen, so sehr verstörte sie ihn, in ihr starkes, ruhiges Gesicht, das sie ihm hinhielt. Plötzlich zuckte er zusammen; sie hatte gefragt:

„Seit wann liebst du mich eigentlich?“

„Wie kommst du darauf?“ murmelte er.

„Ja warum. Weil heut' so vieles vorfällt.“

Ihre Schulter zuckte nach dem Zimmer des Toten.

„Man erinnert sich. Also seit wann.“

„Du weißt es doch. Seit du da bist.“

„Komisch. Mir sind seitdem eine Menge anderer Sachen dazwischen gekommen. Dir natürlich auch.“

„Mir nie. Ach — wie kannst du ahnen, was du für mich geworden bist. Ich weiß ja, man ist allein. Hast du schon 'mal nachgedacht, was mein Leben war, bevor ich dich kannte?“

„Nein,“ sagte sie, überrascht davon, daß man ihr zumutete, sich mit etwas anderem zu beschäftigen als mit sich selbst. Und neugierig verlangte sie:

„Sag es 'mal.“

„Ja, das zu sagen —,“ meinte er zweifelnd, und tat zwei Schritte.

„Meine Mutter kennst du, und kannst dir denken, was ich ihr bin. Sie ist ja selber nur ein dickes Schulkind, liebt ihre Kinder nur solange sie klein wie Puppen sind, weint ewig meinem Schwesterchen nach, das als Baby gestorben ist, und findet mich lästig, weil ich sie älter mache, als sie sich fühlt. Sie hat immer nur darauf gesonnen, Unfug zu treiben hinter dem Rücken des Schulmeisters.“

Er deutete mit dem Kopf dorthin, wo sein Vater lag.

„Sie nippte unaufhörlich am Ehebruch, ich wußte das schon als Junge. Ob sie einmal einen stärkeren

Zug getan hatte, war mir unbekannt und gleichgültig. Die Frau interessierte mich zu wenig. Was das alles für angelernte Redensarten sind von der Schande der Mutter, unter der der Sohn durchaus zusammenbrechen muß. Fällt mir nicht ein zusammenzubrechen."

„Das ist fein," erklärte Ute. „Du gefällst mir."

„Wie gesagt, wenn sie mich je lieb gehabt hätte. Aber wir kennen einander so wenig, daß wirklich wenig darauf ankommt, womit jeder von uns sich unterhält. Zum Beispiel der Rennonkel nebenan —"

„Was soll dir der machen," sagte Ute, von Herzen einverstanden.

„Manchmal brauchte sie für ihre kleinen eiteln Sinnlichkeiten einen Vertrauten. Sie hielt es nicht aus, sie mußte es einmal herausjauchzen, was sie in der Stille angestiftet hatte, das Schulmädel. Dann rief sie mich, ihren Sohn, in ihr Toilettezimmer, und sagte zum Beispiel: ‚Papa ist so schrecklich bös auf den Leutnant von Trutzhelm, und er hat mir doch bloß beim Tanzen den Arm geküßt.'"

„Unappetitlich," sagte Ute, mit einer Grimasse. „Er hat sicher geschwitzt."

„Wer? Der Arm oder der Leutnant?"

„Beide."

Sie lachten.

„Dann hat die arme Frau sich in dich verliebt, Ute. Da kam sie an die Rechte."

„Bitte sehr. Ich konnte ihr nützen, das war alles. Gleich als sie mich mit dem jungen Ende im Englischen Garten traf, verglich sie ihr Haar mit meinem, ich

habe es sehr wohl gemerkt. Na, und weil es stimmte, bin ich zu euch ins Haus gekommen."

„Ja, ja, du stehst ihr famos."

Sie lachten wieder. Die Tür ward auseinander geschoben, Frau Marehn sagte vorwurfsvoll:

„Ihr lacht schon zweimal. Worüber lacht ihr eigentlich?"

„Über jemand, den du nicht kennst, Mama."

„Es ist doch heute nicht passend zu lachen. Claude, Herr von Eisenmann ist wirklich unzufrieden mit dir."

Frau Marehn zog sich zurück.

„Kannst du die Unzufriedenheit ertragen, Claude?" fragte Ute. Er faltete die Hände.

„Kann man so naiv sein wie sie? Diese Naivität entwaffnet einfach."

„Also manchmal hat sie dich doch gereizt?"

„Manchmal verursachte sie mir eine Wallung zugunsten meines Vaters . . . Willst du noch hören?" fragte er erstaunt.

„Natürlich."

„Für gewöhnlich aber wußte ich nichts anzufangen mit diesem Vater, der gelähmt, unbeweglich und abseits irgendwo im Hause saß, und von dem eigentlich schon bloß noch der Kopf lebte. Und der lebte nicht für mich."

„Er ist doch eine feine Figur," sagte Ute, in der Erinnerung an Archibalds Monolog.

„Nur als Vater —" meinte Claude bedenklich.

„Da allerdings —" bestätigte Ute. „Übrigens das mit den Eltern finde ich weiter nicht melancholisch. Mein Papa ist ja auch nicht empfehlenswert."

„Meiner ſteckte mir hier und da Tauſendmarkſcheine in die Hand. Dazwiſchen kamen Zeiten, wo er keinen Hunderter hatte. Schließlich iſt er immer gut gegen mich geweſen, und ſeinem Gefühl fehlte vielleicht bloß die Gelegenheit, ſich klar zu werden. Ich gab ihm auch keine, ſo viel iſt richtig. Ich las Romane, im Schulranzen verſteckt, weißt du, und bei jedem Geräuſch unter den Tiſch geworfen, denn mit Lektüre war Mama ſtreng — und beim Leſen erfaßte mich manchmal die Ahnung höher ſchlagender Herzen. Ich wünſchte mir auch eines; aber ich wußte nicht, wie und für wen."

„Das war vor meiner Zeit. Jetzt wird Tuſch geblaſen, und ich trete auf."

„Und du trittſt auf," wiederholte Claude mit einem Schauer.

„Das iſt das Ereignis deines Lebens, nicht?"

„Ja."

„Komiſch, komiſch."

Mit ihren grauen und weiten Augen, die ganz hell waren, durchſuchte ſie rückſichtslos ſeine trüberen.

„Du mußt bedenken, ich hatte meine Kindheit allein verlebt, ganz allein zwiſchen dieſem Vater in ſeinem Arbeitszimmer und dieſer Mutter in ihren parfümierten, mit Fremden gefüllten Salons. Ich war ſehr ſchüchtern."

„Du biſt es noch, mein Lieber."

„So? ... Ich fürchtete das Zuſammentreffen auf der Treppe mit den weltkundig und fratzenhaft lächelnden Geſichtern. Ich erſtieg lieber die Dienerſchaftstreppe. Wenn das Haus nach feſtlichen Diners duftete,

nach Zigarren, Blumen, gepuderten, gesalbten, erhitzten Menschen, verschloß ich mich im zweiten Stock in mein Zimmer. Einmal, ich war dreizehn, überraschten mich ein paar Damen, wie ich im Nachthemd stand. Sie betrachteten mich durch Lorgnons, lachten und gingen hinaus, etwas weniger lustig."

„Puten," sagte Ute.

„Ein anderes Mal hatte ich mich drüben in den Rauchsalon geschlichen. Es war Konzert, ich wollte meinen Teil davon. Alle waren im Musikzimmer, ich glaubte mich in Sicherheit. Da hörte ich jemand an der Tür. Ich flüchtete, wild erschreckt, erst hierher, dann dort hinein, wo jetzt Papa liegt, schließlich auf die Treppengalerie, und wieder ins Rauchzimmer — der andere immer hinter mir, ohne daß wir uns zu sehen kriegten. Dreimal machten wir die Runde, eine Jagd auf den Fußspitzen. Schließlich blieb ich stehen, nebenan, wo Papa liegt; und der Leutnant von Trutzhelm sprang herein. Er hatte wahrscheinlich geglaubt, eine junge Dame spiele mit ihm Verstecken, oder wenigstens ein Dienstmädchen. Als er den langen, rot überlaufenen Jungen sah, drehte er erzürnt den Rücken."

Claude war wieder ganz rot. Ute, sehr aufmerksam, verzog keine Miene.

„Unter Demütigungen," sagte er hart, „ohne Liebe, mit Aufwallungen wesenloser Sehnsucht und voll schüchternen Trotzes ist meine Kindheit vergangen. Da kamst du, Ute."

„Also da."

„Ich war sechzehn."

„Ich auch. Aber das merkte man nicht. Gleich im Engliſchen Garten galt ich als fertige Dame. ‚Ihre Tochter, Herr Ende? Unmöglich. Sie, ein ſo junger Mann? Bringen Sie ſie mir doch. Auf Wiederſehen.‘ . . . Dann rollte der Wagen deiner Mama weiter, und der junge Ende war beglückt. Er hatte bei euch Spaß gemacht, wie überall. Jetzt durfte auch ſeine Tochter anfangen Spaß zu machen.“

„Meinſt du nicht, daß du zu ernſten Dienſten berufen wurdeſt? Ich glaube, der Leutnant von Trutzhelm hatte eine kleine Unzartheit begangen.“

„Ah! Das konnte ich nicht wiſſen. Aber daß deine Mama mich als Stütze für ihren Ruf gebrauchte, war mir klar. Ich war immer da, und immer als ſüße kleine Freundin, nie als Kind. Ich mußte Melanie ſagen, bloß nicht Tante. Gott, was liegt an den Dummheiten. Nur ſoll man mich nicht zur Dankbarkeit auffordern, und im Namen empfangener Wohltaten von mir verlangen, daß ich der Kunſt entſage. Ich verſtehe, als Schauſpielerin kann ich den Ruf keiner großen Dame mehr ſtützen; im Gegenteil. Drum bin ich ja gegangen. Aber Dankbarkeit? Bitte, nein. Ich habe deine Mutter gebeten, ſich bei mir zu bedanken. Ich habe meinen Ruf für ſie riskiert, und es iſt meine Sache, daß mir nicht viel daran liegt.“

Ute war in Aufruhr.

„Gib mir auch eine Zigarette!“ befahl ſie, ohne Furcht für ihr Organ. Claude ging umher, er träumte laut.

„Am erſten Tage, als ich eintrat, lehnteſt du ganz

kühl, wie eine kostbare Prinzessin, in einem seidenen Stuhl ... Es war hier, der Salon ist seitdem neu möbliert, aber der Stuhl, auf dem du zuerst gesessen hast, der steht droben bei mir ... Du gabst mir die Hand, deiner Sache gewiß, und als ob du ganz freundschaftlich sagtest: ‚Was für ein schüchterner, kleiner Mensch!‘“

„Was für ein schüchterner kleiner Mensch,“ sagte Ute und gab Claude die Hand.

„Darauf liebte ich dich! Du hattest mich freundschaftlich angesehen, du warst schön. Du warst die Reiche, du hattest alles zu geben. Ich war immer im Salon, immer um dich her, begleitete dich nach Hause, sprach, lachte. Das Leben fing an für mich ... Ja, Ute, damals warst du noch ein menschliches Wesen.“

„Was heißt das?“

Er wußte längst, wie sehr er ihr Komödienspiel haßte, mitten in allem Zauber, den es ihm einträufelte. Aber er war seiner versichert gewesen; sie würde es nie erfahren. Und jetzt brach alles heraus, er wußte nicht warum — weil irgend ein Sturm wehte.

„Das heißt, daß du bloß noch Kunstwerk sein willst und gar kein Mensch mehr. Tragt ihr eure Kunstwerke nicht immer mit euch herum, sieht man sie euch nicht immer an? Ihr seid selbst euer Werk. Ihr macht aus euch selbst, aus eurem Körper und eurer Seele, ein Kunstwerk, zusammengesetzt aus Brusttönen und Gekreisch, aus Schminke, Atlas auf Pappe gefüttert, aus tragisch wankenden Schritten, aus — ich weiß nicht. Deine Arbeit, deine geliebte Arbeit ist

darauf gerichtet, daß du deine gut gewachsenen Glieder der Reihe nach unterbindest und eine echte Empfindung nach der andern erstickst, bis sie alle absterben. Dafür schraubst du dir Kunstglieder ein und verstellst deine Lunge, dein Hirn und deine Augen zu Kunstempfindungen. Wenn die Verwandlung fertig ist, pflanzt du dich vor tausend Dummköpfe hin, und es kommt nun darauf an, daß die Puppe, die du aus dir gemacht hast und die Papa und Mama sagen kann, den Dummköpfen draußen auf die Nerven geht, daß sie Tränen loslassen oder einen Lachkrampf kriegen. Dann triumphierst du, dann wirst du berühmt und bist am Ziel!"

Er bemerkte schon während seiner letzten Sätze, daß sich das auch ganz anders auffassen lasse. Um die entweichende Überzeugtheit zu ersetzen, sprach er recht laut. Ute betrachtete ihn aufmerksam.

„Du mußt wirklich verliebt sein ... Du bist gar nicht —"

Da ging nochmals die Tür auf. Frau Marehn klagte:

„Aber wer schreit hier denn so schrecklich? Claude, ich dachte, du habest wenigstens etwas Pietät."

„Hab' ich auch, Mama," sagte er, beinahe erweicht durch seine große Aussprache. Aber hinter seiner Mutter erschien blitzend von Eisenmann:

„Hier wird geraucht! Das ist einfach unglaublich!"

Claude sagte:

„Mein Vater spürt es nicht, ihm ist es gleich. Und Ihnen, Herr von Eisenmann, muß es gleich sein."

Von Eisenmann stieß Drohungen aus, aber Panier rief von draußen:

„Das haben Sie nu doch weg, Eisenmann, das hilft nu nichts. Nu kommen Sie man wieder 'rein, alter Freund."

Schließlich warf Claude die Frage auf:

„Wenn mein Vater sich aufrichten könnte — wem würde er hier die Tür weisen, mir oder — Ihnen?"

Mit solchen Möglichkeiten rechnete von Eisenmann nicht. Er stellte fest:

„Ich bin in meinem Recht!"

Er hatte doch diese Frau erobert!

Claude blieb nichts übrig als die Achseln zu zucken. Frau Marehn flüsterte ihrem Geliebten etwas Bittendes zu. Sie schlich hinaus, allmählich folgte er ihr. Panier rief noch:

„Wir rauchen ja auch! Was sollen wir woll nicht rauchen! Nöh, auf so'n Unsinn lassen wir uns nicht ein. — 'N freidenkender Mensch . . ."

Hier rollte die Tür zusammen. Ute brach ihr verächtliches Schweigen. Sie beendete einfach ihren Satz.

„Du bist gar nicht langweilig, wie sonst alle, die nur eine Rolle kennen. Alle diese dumpfen Bürger, die dahin gehen und ihr Leben lang dasselbe reden. Immer nur auf ihr kleines Stichwort fahren sie los, dann machen sie wie aufgezogen zwei, drei Gesten, die keinen mehr überraschen, und gehen wieder ab. Das ist der normale Mensch. Wir aber, wir — wir wirken mit unserer ganzen Persönlichkeit, wir haben die ganze Leier in uns. Wir verändern uns nicht, wie du

meinst. Wir sind nur mehr, als ihr auf einmal erfassen könnt. Wir geben euch täglich ein Stück davon anzustarren, und ihr seid schon ganz dumm davon."

„Du verachtest also jeden, der nicht so ist wie — ihr?"

„Von Herzen."

„Mich auch?"

„Ich will dir sagen — von dieser Seite, ja. Von einer andern gar nicht. Da bist du auch wieder ein Mensch auf eigene Hand. Aber — lassen wir's."

Sie war wieder ganz bei sich selbst.

„Überhaupt bist du ja mein Freund."

„Und ich hab' dir zuerst recht gegeben, als du zur Bühne wolltest — ich zuerst."

Ute lächelte überlegen.

„Recht gegeben? Du hast nicht den Mut gehabt, mich zu hindern. Ein Talent zerbrechen, mir meine Leidenschaften verbieten, mich an jeder Genugtuung hindern, die nicht von dir kommt, mich in dein Leben zwingen — ich bitte dich, du bist ja kein von Eisenmann, kein Junker im letzten Stadium, dem es noch in allen Instinkten sitzt, daß die Welt mit Hinblick auf ihn geschaffen ward, der an ihrer Widersetzlichkeit nervenkrank wird und sich der Tobsucht nähert."

„Nein," sagte Claude.

„Nun also, darum hast du mich hübsch artig zu Archibald geführt."

„Du weißt, wie es mir schwer ward?"

„Du hieltest mir kleine vorsichtige Reden über die Gefahren und die Enttäuschungen, die junge Schau-

spielerinnen erwarten — ganz wie ein Alter. Außerdem warst du auf jeden Mimen eifersüchtig, der mich begeisterte. Aber du brachtest mir ganz still seine Photographien. Das war nobel! Das war um so nobler, als du, ein Mann, natürlich nicht verstehen konntest, wie wenig mir solch Mime Mann war. Ob du Künstler bist? Jedenfalls hast du etwas — genug, ich hab' dich achten müssen."

„Danke," sagte Claude.

Er wußte sich nicht mehr auszudrücken; es endete immer mit dem einen. Ute wartete. Sie setzte sich wieder in das gebrechliche Lackmöbel mit der niedrigen Rückenlehne; darauf stützte sie die Arme. Die Schultern wurden zurückgedrängt, die Linie der Büste, unten gewölbt, war frei, jung, geschmeidig. Claude entschloß sich:

„Du mußt bedenken, was mir verloren ging, als ich dich zu Archibald bringen mußte. Seit heute kannst du das besser beurteilen."

„Nein. Was uns viel entgeht, wenn wir kein Verhältnis miteinander haben, das werd' ich nie begreifen."

„Es handelt sich nicht darum. Aber mir war es doch ganz selbstverständlich gewesen, ich würde dich heiraten."

„Ach so. Mir auch."

Er war entsetzt.

„Wie! Und das sagst du so ruhig!"

„Ist das so aufregend? Jedes junge Mädchen von guten Anlagen, das plötzlich in ein reiches Haus versetzt ist, wird eine Stunde nach der Ankunft den

Plan faſſen, den Sohn zu heiraten. Der Gedanke wird einem durch zu viele Romane nahegelegt, weißt du, er iſt unwiderſtehlich. Darum hab' ich ihn auch bloß acht Tage lang behalten. Dann ſagte ich: ‚Meinen Weg mache ich, das ſteht feſt. Aber nicht durch ſo verbrauchte Mittel.' Das war längſt bevor ich wußte, ich würde zur Bühne gehen."

„Aber erſt als du das wußteſt — o, den Tag vergeß ich nicht. Es war ſchon ein gemeiner Streich. Es war ſolch wundervoller Sommerabend, ganz violett, in eurem Hauſe ſtanden alle Fenſter offen, man hörte vom Engliſchen Garten die Vögel. Plötzlich ein Geſchrei — Herrgott, iſt das Utes Stimme? Iſt ſie krank, überfällt man ſie? Ich ſtürze hinauf. Ich reiße deine Tür auf, will rufen. Aber du hörſt nicht, du fällſt hin, aufkreiſchend: ‚Abſcheulich! Was hab' ich getan?'"

„Ach ja," ſagte Ute befriedigt. „Das war das."

„‚Was entdeck' ich? Gott!' ſtöhnteſt du dumpf, mit dem Geſicht in einem ſeidenen Kiſſen. Und die Hand ausgeſtreckt gegen mich, ohne von mir zu wiſſen: ‚Weg aus meinen Augen, um Gotteswillen —' Mir ward ganz kalt. Warſt du wahnſinnig? Was für Grauenhaftigkeiten waren vorgefallen?"

„Die Angſt," ſagte Ute, lautlos lachend.

„Du ſtandſt auf, du ſahſt mich, aber ich war nicht dort, wo du lebteſt. ‚Aus Großmut, aus Barmherzigkeit, hinaus, von meinen Augen! — Wollen Sie mich morden? Ich haſſe Ihren Anblick! Meinen Brief und meinen Schlüſſel geben Sie mir wieder!' Ich erkannte endlich die Eboli."

5*

„Na, Gottlob.“

„Ich hörte weiter zu, von dir unbeachtet, deinen großen Monolog. Du warst voll von allem was sich fühlen läßt, von allem was Menschen leben macht: von Liebe, Haß, Eifersucht. Du zischtest vor Rachsucht und wälztest dich vor Gier nach einem. Und in mir, Ute, in mir, der ich dir zuhörte, hob sich etwas Unbekanntes auf — nein, etwas Bekanntes, aber etwas, das ich nie gewagt hatte. Ich schluckte es nieder. Ich fühlte mich weiß werden und drückte die Lippen aufeinander. Aber während ich steif dastand und leise atmete, war in mir ein anderer, der warf sich zu dir hin, Ute, vor deine Knie; der zuckte und schrie mit dir. Und der spielte nicht. Der rang die Hände im Ernst, ich versichere dich. Der schluchzte, jubelte, der flog zu Sternen, stürzte in Schlünde, lebte und starb an dir, Ute!“

„Das war dir wirklich nicht anzumerken,“ sagte Ute und stand vom Stuhl auf.

„Er ward schließlich ohnmächtig, der andere, ich merkte nichts mehr von ihm. Ich war ein junger Mann aus der Schackstraße und du eine Schauspielerin.“

Ute sah genußsüchtig in seine Augen, auf seine Bläße, und in all diese Anbetung hinein, die ihr galt, die eine Wirkung ihrer geliebten, gepflegten, täglich geübten Persönlichkeit war.

„Du erzählst das ja ziemlich ruhig. Wenn dir damals so wild zumute war, warum bliebst du wie aus Holz?“

„Wild zumute? Das war gar nicht ich selbst.

Mir träumte, daß ich schrie, daß ich kämpfte, daß ich — liebte. Mir träumte, ich wäre einer, der das könnte."

Sie fragte neugierig:

„Warst du glücklich?"

Er antwortete:

„Ich weiß nicht mehr. Es war sehr viel Schmerz dabei. In Wirklichkeit fühle ich nie so argen Schmerz."

Sie wandte sich ab, atmete tief:

„Lassen wir das. Solche großen Sachen sind nur auf der Bühne zu brauchen."

„Es muß sie doch auch irgendwo im Leben geben."

„Vielleicht früher 'mal," meinte Ute.

IV

Die andere Bude

Die Tischgenossen waren schweigsam. Frau Marehn sah geringschätzig über die Gerichte weg. In langen Pausen steckte sie, wie aus Zerstreutheit, einen Bissen in den Mund. Von Eisenmann versuchte es ebenso zu machen. Aber er geriet ins Schlingen, er wußte nicht wie. Manchmal hielt er inne und nahm sich zusammen. Panier aß kräftig und ohne falsche Scham. Er machte eine Bemerkung, weil keine Salzkartoffeln da waren. Und während er sich den Mund füllte, fraßen seine Augen von Ute, soviel sie fassen konnten.

Ute und Claude sprachen von Dingen, die nur sie angingen. Von Eisenmann runzelte schon längst die Stirn. Schließlich sagte er zu Frau Marehn, er habe nicht die Absicht, sich in die Erziehung ihres Sohnes zu mischen; aber der junge Mensch lasse eine gewisse würdige Männlichkeit schon den ganzen Tag vermissen. Claude sah seine Mutter erröten und stellte fest, es tröste sie, daß man ihn noch als Buben behandelte. Aber Ute bemerkte unschuldig, im gleichförmigen Backfischton:

„Die würdige Männlichkeit kann unmöglich viel kosten, nicht, Herr Hauptmann? Sonst hätten Sie sie doch nicht."

Wie war sie entschlossen! „Wenn ich ihm ins Gesicht sagte, daß er ein ausgehaltener Mann ist, mir scheint, ich müßte mich mehr dabei schämen als er."

Von Eisenmann drehte Ute einfach den Rücken zu. Er verständigte Panier von seiner Überzeugung, daß Kassierer Ringsum ein Gauner sei. Der Preis von zwei oder drei unlängst während der Krankheit Marehns verkauften Terrains sei so niedrig, daß Ringsum unbedingt Provision vom Käufer erhalten habe. Panier meinte, ein Glas Sherry an der Nase:

„Na lassen Sie man, Ringsum ist noch 'n harmloses Huhn gegen die meisten. Und überhaupt, wenn einer stirbt, dann können Sie nicht verlangen, daß alles sauber zugeht. Von dem Fall profitiert jeder — aber jeder einzelne, dafür garantieren wir Ihnen."

„Oho!" rief blitzenden Auges von Eisenmann. 'n paar anständige Menschen gibt's denn doch noch!"

Er schob ein großes Stück Pudding mit erregter Hand weit von sich. Gleich darauf riß er es zurück und begann daran zu würgen, gebückt, den Schnurrbart triefend von Saft.

Er sagte noch einiges Geschäftliche, richtete es aber ausschließlich an Frau Marehn. „Sie als Universalerbin —" kehrte mehrmals wieder.

Panier wiegte lange den Kopf, zwinkerte flüchtig nach Claude. Als niemand mehr daran dachte, äußerte er:

„Wer weiß."

Nach Tisch nahm er Claude beiseite.

„Mein Junge, brauchst du Geld?"

„Ja," sagte Claude. Panier nickte.

„Wir wissen woll, wofür."

Und er zwinkerte nach Ute.

„Das soll ja 'n sogenanntes ide—a—les Verhältnis sein."

Und er zwinkerte so lange, bis Claude verstanden hatte, er, Panier, glaube nicht an das ideale Verhältnis.

„Ja," sagte Claude. Panier faßte ihn am Knopf.

„Mein Jung, du bist nu in den Jahren, du sollst man anfangen, dich 'n bischen zu amüsieren."

„Ich, Herr Panier? Ich hör' schon bald wieder auf."

„Chotts — Was ihr heut' alle habt, ihr Jungen... Das sagt nu einer mit zwanzig. Und sieht so mieserig aus, daß jedes ordentliche Weib Angst haben muß, er geht ihr dabei kaput. Wir — wir sind dreiundsechzig, aber wir werden noch mit jeder fertig. Jedes neue Weib ist 'n Paradies, mein Söhnken. Nöh, blasiert sind wir nicht. Und mit allem in Ordnung: Lunge gut, Verdauung gut, Haarwuchs gut, alle Zähne — und dann das, worauf es am meisten ankommt. Wir haben nichts weiter nötig, als daß uns jede Nacht 'n junges Mädchen ins Fenster steigt."

„Jede Nacht, Herr Panier?" fragte Claude, die Augen weit geöffnet.

„Jede Nacht!"

„Sie müssen viel Glück bei Frauen gehabt haben, Herr Panier?“

„Gehabt is jut. Willst du mir woll glauben, daß uns, wie wir dastehen, in Düren noch heute die Weiber nachlaufen.“

„Wenn sie's in Düren tun — die werden ja nicht perverser sein als anderswo.“

„Nöh, pervers sind die nicht.“

Claude sah gleichgültig weg. Den weiblichen Geschmack verstehen zu wollen, das hatte er aufgegeben. Er äußerte:

„Was Sie also vorhin meinten ...“

„Richtig. Wir haben es dir gleich mitgebracht. Der Notar Angerer kommt vielleicht noch heut abend mit dem Testament, aber versprechen konnte er's uns nicht; das Ableben deines Vaters macht ihm ja enorm viel zu tun. Und wieviel du gleich in die Hand kriegst, ist auch nicht sicher. Na, da hast du erst 'mal fünftausend. Laß man, das Schriftliche gibst du uns morgen. Nöh, wir kennen dich doch. Und denn stehn ja eure fünfmalhunderttausend bei uns im Geschäft, die wirst du da auch woll lassen.“

„So viel an mir liegt, Herr Panier. Meine Mutter als Universalerbin ...“

„Ach ja, Universalerbin. Na, ich wart' hier nu auf Angerer mit dem Testament. Aber du, mein Söhnken, amüsier' dich nu man 'n bischen. Dein Vater ist heute gestorben, alles was recht ist; aber versauern darfst du doch nicht, was?“

„Meinem Vater wird daran gar nichts liegen.“

„Siehst du woll. Denn geh' nu man 'n bischen zu Gisela Gigereit. Ich hab' ihr schon gesagt, daß wir auch kommen."

„Auf Wiedersehn, Herr Panier."

„Aber erst packst du dein Idea—al in den Wagen. Immer höflich mit die Damen."

Draußen sagte Claude zu Ute:

„Du, deine Kostüme habe ich in der Tasche."

„Die Wohnung auch?"

„Es langt für alles."

„Ist recht. Laß nur den jungen Ende nichts merken, sonst wird er begehrlich."

„Darf ich jetzt noch ein Stündchen mit dir kommen?"

„Bitte nicht, ich muß arbeiten. Dein Vater kostet mich heute schon zwei und eine halbe Stunde. Wenn du meinst, das geht so weiter. Vor halb drei komme ich nicht zu Bett. Fedora, meine erste moderne Rolle!"

„Also gute Arbeit!"

Er schloß den Schlag. Sie besann sich, streckte den Arm heraus.

„Übrigens vielen Dank ... Und auf Wiedersehn. Wohin gehst du?"

„Zum Spießl."

Aber bei der Universität überholte er Matthacker und Killich. Er grüßte. Matthacker rief ihm nach:

„Warum waren Sie denn nicht dabei, Marehn?"

„Wobei?"

„Ach ja. Ihr Herr Vater ..."

„Tiefes Beileid," sagte auch Killich. „Kommen Sie her."

Sie nahmen ihn in die Mitte, sie waren beide halb betrunken.

„Dieser Pömmerl ist zum Schreien," erklärte Matthacker in seiner vorsichtigen Sprechweise. Er war groß, schwer, sehr chic; und weil seine dicken dunkelroten Wangen eine gewisse Schiebung bis unter die braunen Augen erlitten, sah Matthacker, abgefeimt wie er war, immer ganz erstaunt und hilflos aus.

„So, Pömmerl," sagte Claude. „Ich wäre sonst auch gekommen. Ist er seine Frau los?"

„Er fährt sie und ihren Liebhaber eben zur Bahn. Er hat ihnen zuletzt noch Hotels in Italien empfohlen. Das Scheidungsmahl war heiter. Von so reiner Heiterkeit. Pömmerl hat geredet: das Zusammenleben mit seiner Frau werde ihm unvergeßlich bleiben, und in seinem nächsten Gedichtbuch solle sie sicher den meisten Raum einnehmen. Er trinke auf das Glück der beiden jungen Leute. Er ist sehr fein, der Pömmerl, ich werd' ihm seinen Leichnam abkaufen."

Matthacker sah in die Sterne. Killich erklärte, und ein Windstoß drückte ihm den großen wildblonden Bart gegen die linke Schulter:

„Es kommt auf das Temperament an. Die Zank kann mir nicht nachsagen, daß ich sie an den Bahnhof begleitet habe. Allerdings gab es auf unserer Südseeinsel keinen Bahnhof. Und der Kerl, den sie mir vorgezogen hat, mit dem kann man auch in keiner Droschke fahren; den setzt man in einen vergitterten Wagen."

„Wo hält sich die Gräfin jetzt auf?“ fragte Claude.

„Sie hat ihn nach Paris gebracht. Er produziert sich irgendwie, besonders bei Damen, und sie lebt davon. Sie hat mich ausdrücklich gefragt, warum eigentlich immer die Frau sich prostituieren müsse. Ich konnte ihr das auch nicht sagen ... Basta. Was mich bei diesen Liebesgemeinheiten reizt, ist das neue Licht, womit sie einen bewerfen. Sie zeigen einem auf haarsträubende Weise, wer man ist; wenigstens wer man für die Weiber ist. Ich und das Südseetier, in der Seele der Zank müssen wir verwandt sein.“

Killichs starke und gewandte Hand holte seinen Bart von der Schulter herunter. Auch befestigte sie seinen Burenhut. Im übrigen war seine Kleidung peinlich englisch. Aber er säbelte mit den Armen, zu dem Lärm seiner Rednerstimme.

„Also lassen wir gefälligst die Dummheiten. Eine Verschiebung des Papierstreifens um den zwanzigsten Teil einer Linie ruft wie gesagt bedeutende Verschiebungen des Buchstabens im Druck hervor.“

„Er meint seine elektrische Setzmaschine,“ erläuterte Matthacker.

„Elektrisch?“ fragte Claude ängstlich. „Maschine?“

„Beleidigt Sie das?“

„Alles, was Maschine heißt, erfüllt mich mit Mißtrauen. Es ist wohl der Haß des Schwachen. Aber tun Sie, als wäre ich nicht da.“

„Präzisionswerk,“ sagte Killich. „Wird gefingert wie 'ne Schreibmaschine ...“

„Er will keine Maschinen,“ sagte Matthacker sanft.

„Stößt Löcher ins Papier. Durch den Stoß werden elektrische Kontakte ausgelöst. Der Strom bringt die Buchdruckerlegierung zum Schmelzen ...“

„Er will es doch nicht.“

„Ein anmutiges Werkchen,“ sagte Claude.

„Gestehen Sie,“ bat Matthacker, „daß eine Kolonie von Frettchen, in Indien, gegen das Schlangengift, noch herziger wäre. Es ist ein graubraunes Wiesel, müssen Sie wissen, läuft wie 'n Wiesel, frißt ein gewisses Kraut, wird immun. Nun passen Sie auf: das Kraut nützt dem Menschen nichts, wegen Verschiedenheit des Magensaftes. Aber ein Serum aus dem Frettchen ...“

„Frettchen? Ist das ein Tier?“ fragte Claude.

„Ach Gott, Sie haben nicht aufgepaßt.“

„Unsinn!“ schrie Killich gegen den Wind. „Bisher war alles schon bekannt. Und die Verschiebung des Papierstreifens machte es praktisch bedeutungslos. Nun komme ich.“

„Das Frettchen ...“

„Nun komme ich! Statt des Papiers verwende ich einen fest eingebetteten Stahl-Argonstreifen. Argon legiere ich hinzu wegen besserer Konsistenz und der Seltenheit halber, weil bisher nur Spuren davon gefunden sind, in den Dämpfen des Mont Pelée.“

Matthacker rang sich durch.

„Sie müssen das bloß verstehen. Das Alkaligift der Schlange zersetzt die Blutkörperchen; das Gegengift muß neutral sein. Aus dem Darm des Frettchens geht das neutrale Element des Krautes ins Blut über. Beim Menschen müßte man es subkutan injizieren, in der

Nähe des Biſſes, aber näher dem Herzen zu. Wo wird man's zum Beiſpiel bei einem injizieren, der am Kopf gebiſſen iſt?"

„Am Kopf?" wiederholte Claude mit Grauen.

„In der Clavicular gegend," antwortete Matthacker mitleidig. „Zu den Verſuchen gebrauche ich eine Kolonie von Brillenſchlangen, eine Kolonie von Frettchen und einige Verbrecher."

„Eine Verbrecherkolonie?"

„Alſo eine tropiſche Regierung, die mir zum Tode verurteilte Verbrecher überläßt."

„Ich," rief Killich, „brauche eine große Fabrik, die die Tragweite meines Gedankens erkennt."

„Was Sie alles brauchen," meinte Claude geringſchätzig. „Man muß nicht ſo viele Bedürfniſſe haben."

„Meine Maſchine bietet einen beſonderen Reiz dadurch, daß ſie viele tauſend Setzer brotlos machen wird. Welche ungeheuerliche Beſchleunigung der ſozialen Veränderungen!"

„Und dazu haben Sie den Mut?" fragte Claude. „Nun, Sie kommen aus der Südſee."

„Und von der Zank, junger Mann."

„Meine Entdeckung," ſagte Matthacker, „kann aller Welt ganz gleichgültig ſein, weil Brillenſchlangen doch hier nur in vergitterten Käfigen vorkommen. Gerade darum erwarte ich, daß ſich ein Unternehmer findet, mit Phantaſie und mit Mitteln."

„Niemand kann ihn hindern, ſich zu finden," ſagte Claude. „Aber ich muß die Herren jetzt verlaſſen."

„Sie kommen mit!“ ſagte Killich drohend. „Wozu nähre ich Sie zwanzig Minuten lang mit meinem Geiſt, wenn Sie nicht 'mal 'n Kognak drauf trinken wollen.“

„So fett war Ihr Geiſt nicht.“

„Wozu wir ihm das erzählen?“ fragte Matthacker, den Fuß auf der Schwelle des Café Luitpold. „Er hat doch jetzt Millionen.“

„Donnerwetter!“ ſagte Killich und blieb ſtehen.

Die beiden ſtarken Herren ſahen von rechts und links auf Claude hernieder. Er fühlte ſich auf einmal umgewendet, durchſucht, zu einem Gegenſtand von Berechnungen geworden. Gedemütigt und angewidert murmelte er:

„Es iſt nicht ſo ſchlimm.“

Aber ſeine Begleiter nickten mit gefalteten Stirnen auf ihn ein, als ſagten ſie: „Verſuchen Sie nur nicht zu leugnen.“

„Es ſcheint, meine Funktion als Millionär fängt an,“ dachte er, während ſie zwiſchen den ſpiegelnden Säulen in den Qualm von Menſchen drangen. „Ich erinnere mich, Papa ſagte einmal ohne erſichtlichen Grund: ‚Ich möchte dir's wohl erſparen.‘ Jetzt weiß ich ungefähr, was er meinte. Na, was die Mitmenſchen anlangt, da weiß man ohnehin Beſcheid; dazu brauche ich weder Killich noch Matthacker ... Und er wird es mir erſpart haben. Es wäre blödſinnig, wenn mir das viele Geld über den Hals käme, und Ute, für die es auszugeben Sinn hätte, käme nicht ... Außerdem,“ dachte er noch raſch hinzu, während er ſchon

vor Freunden den Hut abnahm, „ist Papas Geld recht gefährlich und unbequem angelegt. Vielleicht existiert es nur zeitweilig und wenn man guten Willen hat. Eine kleine, sichere Rente wäre mir lieber.“

„Grüß Gott, Pömmerl.“

Pömmerl saß ganz hinten und an seinem Tisch allein; aber die andern Stühle hatte er alle umgekippt. Er winkte bloß mit seinem Patschhändchen, ohne aufzustehen. Er hielt eines seiner fetten Beinchen in prallem Höschen so kunstreich gebogen, daß der winzige dicke Lackschuh auf dem andern Knie lag. Sein Gesicht, mit klugen schwarzen Äuglein, glänzte rosig und breit unter der hohen, weißen Stirn.

„So sieht das Glück aus,“ sagte Matthacker. „Ich habe gerade die Ansicht verteidigt, daß Sie etwas sehr Feines sind. Doktor Killich wollte es anders wissen.“

„Ich meine, Sie sind höchstens ein Meerschweinchen,“ erklärte Killich.

„Ja, ja,“ sagte Pömmerl und faltete die Hände über dem Knödel in seiner weißen Weste. „Da sitzt man im Café und hat wieder etwas erlebt.“

„War es der Mühe wert?“ fragte Claude.

„Das kann ich Ihnen erst sagen, wenn die Gedichte fertig sind.“

„Ich wäre sonst auch gekommen. Übrigens meinen Glückwunsch.“

„Übrigens mein Beileid,“ erwiderte Pömmerl.

„Grund genug,“ sagte Killich verächtlich. „Er ist jetzt tropische Regierung und einsichtige Fabriksleitung in einer Person. So was greift an.“

„Wir haben unſern Unternehmer gefunden," ſetzte Matthacker hinzu. „Er hat ſelbſt geſagt, niemand könne ihn hindern ſich zu finden. Nun hat er ſich ſelbſt nicht hindern können."

„Ich verſichere Sie, daß Sie mich nicht zu Ihrem Affen machen werden!" ſagte Claude plötzlich ſehr feſt. Er ſah die drei, auch den armen Pömmerl, der Reihe nach an, blaß vor Gereiztheit, und wandte ihnen den Rücken.

Ein Stück weiter ſaß Köhmbold von der Zuckerfabrik in Altona und trank Tee. Claude reichte ihm ſtumm die Hand, wie einem Leidensgefährten.

„Beileid," murmelte Köhmbold.

Die Kellnerin kam; Claude zeigte auf den Tee.

„Mir auch," ſagte er.

Sie wollte eine menſchliche Annäherung einleiten; aber die beiden jungen Millionäre hatten etwas Abſtoßendes. Sie verzog das Geſicht und lief weiter.

„Setzen Sie ſich doch bloß nicht zu den Viechern," äußerte Köhmbold ſäuſelnd, und zog ein ſtark duftendes Taſchentuch. „Das ſind ja Viecher."

Claude bedauerte ſchon, daß ſeine Duldſamkeit ihm einen Augenblick lang entſchlüpft war.

„Es ſind auch nur Menſchen," meinte er. Köhmbold entgegnete:

„Das leugne ich ja nicht. Um ſo ſchlimmer."

Claude ſah ihn ſich an, den hagern, grobknochigen Geſellen, in deſſen Geſicht die Naſe, mit eingeſunkenem Sattel, nur ein Knopf war. Die Stirn zerknitterte ſich, voller Sorgen, nach den Augen hin, zwei blaſſen

Wassern. Köhmbold hatte seinen langen Handgerippen und ihren viereckigen Nägeln soviel Vornehmheit abgewonnen, wie immer in seiner Macht stand. Seine Brust ward vollkommen gepolstert von einer langen, breiten und hohen Krawatte aus Gelb, Pfauenblau, Apfelgrün, Schwarz und Silber. Dieser verloren gegangene Kaufmann ließ seinen Bruder bei der Fabrik und tat nichts, als Maler in ihren Ateliers belästigen, Stücke beurteilen, die ihn nichts angingen, unanständige Verfeinerungen sich anmaßen. Claude fragte ihn:

„Wie kommen Sie eigentlich dazu, die Menschen zu hassen? Es tut Ihnen ja keiner was."

„So? Sie werden schon merken, was sie einem tun. Haben Sie nicht geerbt? ... Sehen Sie, es gibt bekanntlich bloß Gauner und Dumme. Aber ich will keins von beiden sein, — durchaus keins von beiden," wiederholte er schwach und verbissen.

„Was ist denn Ihr Bruder, der die Fabrik leitet?"

„Der ist Gauner."

„Sie Ihrerseits haben wahrscheinlich nicht mehr das Zeug zum Gauner. Aber zum Dummen taugt es auch nicht mehr? Das ist schlimm."

„Ich will überhaupt nur die Schönheit," erklärte Köhmbold. „Das andere ist doch faul."

Und eine dünne Sehnsucht tauchte, gleich einer dürftigen Fee, aus den Wassern seiner Augen.

„Was halten Sie von Killich?" forschte Claude.

„Der? Lebt der nicht von Weibern? Ich will nichts gesagt haben. Aber sicher bezahlt er die eine mit dem Gelde der andern. Und dann: ist er über-

haupt Doktor? Und wenn schon, wovon ist er denn Doktor. Er pfuscht ja in alle Wissenschaften, ist auch noch Athlet und Politiker, und 'n großer Damengünstling. Das ist das einzig Sichere."

„Nehmen Sie ihm das übel?"

„Die Weiber schenk' ich ihm, die wollen doch immer bloß Geld. Aber etwas Bestimmtes muß der Mensch sein. Kaufmann oder Jurist oder Arzt!" rief er mit verzerrtem Gesicht; und Claude wunderte sich, wie genau der verwilderte Bürger es nahm mit den Forderungen seiner angestammten Klasse.

„Dann wird Ihnen Matthacker lieber sein. Er ist wenigstens Arzt."

„Und was für einer. Er sorgt dafür, daß seine Klienten nicht an Kontinenz zugrunde gehen. Ach Sie! Mir hat er eine Photographie gezeigt! Ich bin daraufhin mit ihm in seine Klinik gegangen. Es war eine exotische Prinzessin."

„Eine von denen, die durchaus Kinder kriegen wollen?"

„Wieso Kinder kriegen?"

„Das wissen Sie nicht? Matthacker hat doch eine große Kundschaft von reichen Damen aus der Fremde, von denen, die ein Professor dem andern zuschickt mit verschlossenen Billetten, worin geschrieben steht: Anbei eine goldene Gans, rupfen Sie sie ... Matthacker seine wollen sämtlich Kinder. Er tut auch, als läge es an ihnen; in Wirklichkeit liegt es natürlich am Mann. Er behandelt sie lange und kostspielig, und dann läßt er den Toni auf sie los."

6*

„Toni?“

„Den Toni aus Partenkirchen. Er ſagt den Damen, es wäre ſchade, wenn ſie die weite Heimreiſe machten und nachher ſtelle ſich heraus, daß die Kur noch nicht gelungen ſei. Beſſer ſei's, man nehme einen Verſuch vor. Der Toni nimmt ihn vor. Er gelingt immer. Und die Ariſtokratie der entlegenſten Reiche fährt fort zu blühen, dank dem Toni aus Partenkirchen.“

„Und die Damen laſſen ihn ſich alle bieten?“

„Alle,“ behauptete Claude mit Nachdruck. Aber Köhmbold entrüſtete ſich.

„Sehen Sie, woher wiſſen Sie das? Wenn meine Prinzeſſin damals den Toni genehmigt hätte, dann wäre ja ich nicht nötig geweſen.“

„Er hatte vielleicht Ferien,“ meinte Claude. Köhmbold ſeufzte.

„Ach Gott, jetzt verſtehe ich erſt, was ich ſollte. Ein Kind wollte ſie haben, das niedrige Geſchöpf. Und ich habe ihr gleich geſagt, daß die gemeine Sinnlichkeit nicht meine Sache ſei. Ich wollte nur in nackter Schönheit eine Stunde mit der Dame verbringen. Dafür bezahlte ich Matthacker. Die Dame hatte auch ſcheinbar nichts dagegen.“

„Dagegen kann man doch nichts haben?“

„Nicht wahr? Aber nachher ſtanden ſtatt 380 Mark, die ausgemacht waren, 450 Mark auf der Rechnung. Vorgeblich, weil ich ſie gelangweilt hatte.“

„Das iſt kein Grund,“ ſagte Claude.

„Immer Gaunerei. Ich verlange bloß Schönheit,

das iſt ja das einzige, womit 'n anſtändiger Menſch ſich noch befaſſen kann. Aber meinen Sie, daß ich je ſo viel kriege, als ich bezahle? Da hat mir der Hugendubel, unſer großer Kunſtgewerbler, der ſticken kann und Servietten auf 'ne ganz neue Art zuſammenfalten — der hat mir die Zigarettentaſche da gemacht. Iſt ſie nicht rieſig intim? ... Ich hatte auch extra dafür bezahlt, daß dies das einzige Exemplar ſein ſollte. Was glauben Sie, heut abend nach ſeinem unverſchämten Scheidungsfeſt zieht der Pömmerl, der Schlucker, ganz dieſelbe Zigarettentaſche!"

„Wie ſchimpflich!" meinte Claude.

„Und er hat ſie umſonſt gekriegt — natürlich, der Schlucker. Daraufhin werd' ich nicht mal klagen können. Dieſe Leute, die einem die Schönheit verkaufen, ſtecken alle zuſammen. Was der Pömmerl für ein geſchnitztes Doppelbett hat, gelb lackiert, die Schnitzereien ſchwer verſilbert. Und einen Ofen haben ſie ihm bemalt, wie Delfter Kacheln. Natürlich, dazwiſchen ſtehen die Sachen, die er hat bezahlen müſſen, und die ſind denn auch danach. Und glauben Sie, daß das Lebeweſen mich nach Tiſch angebettelt hat? Er wollte ſeiner Frau noch ein Bukett kaufen."

„Aber ſo eine Verletzung des Gaſtrechts!"

„Ich hab ihm geſagt, er ſolle ſich das Bukett ſchenken laſſen wie die Zigarettentaſche."

„Da war er geſchlagen."

„Ach Sie, Marehn, jetzt laſſ' ich mir etwas machen, damit können ſie mich nicht ſo leicht hineinlegen. Sie raten es doch nicht. Perſönliche Zahnſtocher! Was?

Darauf ist noch keiner verfallen. Zahnstocher, die in Mädchenleiber übergehen, drei Sorten, und sie passen genau für meine Zahnlücken, da und da und da. Nun müßte einer schon ganz dasselbe Gebiß haben ..."

„Gott, die Zahnlücken können schließlich mal stimmen. Wissen Sie, das ist wie mit den Weibern; die passen auch mal einem andern."

„Das sag' ich ja. Drum genieß' ich sie auch bloß in Schönheit. Was? dazu muß man schon 'ne verfeinerte Individualität sein."

„Mindestens impotent," sagte Claude, und sah Köhmbold ruhig in die Augen. Köhmbold hob die Achseln, er lächelte groß.

„Was darauf noch ankäme, wenn man einmal bei der reinen Schönheit angelangt ist ... Gehen Sie schon? Nein, ich warte auf Ruschka."

„Ihren schönen Jüngling? Dann rasch adieu! Wozu starren Sie immerfort in den Spiegel?"

„Ich werde ihn, wenn er kommt, zuerst dort im Spiegel sehen. Sie wissen doch, im Spiegel sind alle Dinge ferner und seltsamer, wie in Ahnungen, unter Wasser sozusagen, versunken, verzaubert und so weiter."

„Und so weiter," sagte Claude und ging. Ruschka kam eben an, träumerischen Ganges. Seine schwarzen Haare fielen glatt über seine Ohren. Er hatte das blasse, weiche Profil eines südlichen Mädchens, und ein üppiges Auge.

Claude ging stramm an den Tisch der andern. Er sagte:

„Über ihre Pläne, meine Herren, sprechen wir noch.“

Killich sah ihn kalt an.

„Natürlich sprechen wir. Wußten Sie das nicht? Und zahlen werden Sie.“

„Sie sind fein,“ sagte Matthacker zart. „Ich kauf' Ihnen Ihren Leichnam ab.“

Er heftete sich an den Strohhalm in seinem Getränk und äugte erstaunt und ängstlich über seine hohen Wangen hinüber.

„Grüß Gott, Pömmerl.“

Pömmerl rief Claude zurück.

„Es war der Mühe wert,“ berichtete er selig, und skandierte auf dem Tisch.

„Sie mögen mich hineinlegen,“ dachte Claude beim Weggehen. „Ich durschschaue sie zum voraus, und bin schon gerächt. Und ich werde dennoch gehandelt haben — anstatt in Spiegel zu blicken.“

Im vorderen Raume des Cafés wankte ihm Kreuths langes Gerippe entgegen, wie immer abgewendeten Hauptes über die Welt hingeisternd. Sein beängstigend hohes und schmales Gesicht hatte er mit etwas Rot dem eines Lebendigen ähnlich gemacht; seine knorplig ausgreifende Nase hatte er gepudert; und von der weit und hölzern vorstehenden Unterlippe hing das Bärtchen blaß wie ein Tautropfen.

Ohne Claude angesehen zu haben, sagte er mit einer Stimme, die hohl wie aus altem Gemäuer kam:

„Von ganzem Herzen Beileid. Jetzt müssen Sie ja Geld haben?“

„Jawohl," erwiderte Claude gemeſſen. „Geld habe ich, Graf Kreuth."

„Dann können Sie mir was geben. Aber ich brauche es gleich."

„Ich auch, Graf Kreuth."

Claude ſchüttelte Kreuth die kalte Hand und entfernte ſich.

Bei der Peterskirche, vor Spießls Tür, ſammelte er raſch in ſich den ausgelaſſenen Zynismus, der im Verkehr der Freunde Geſetz war. Er trat ein und ſagte:

„Na, du würdiger alter Luſtmörder, was bedichteſt du denn da für 'ne Affenſchande?"

Spießl blieb ſtumm in ſeiner Rauchwolke; nur ſein Korblehnſtuhl knarrte, mit erfaßt von der Qual dieſes Körpers, der dachte; und der ſchwärzliche Schreibtiſch mit den abgebrochenen Ecken krachte. Das Büchergeſtell, den Waſchtiſch, das Bett, alles konnte Spießl mit der ausgeſtreckten Hand berühren. Er antwortete endlich, die Zähne auf dem Federhalter.

„Meſſalina bei den Soldaten, auf dem Marsfeld. Du weißt ja. Ich laſſe ſie gerade reden."

„So, bloß reden."

„O nein, ſchon ſonſt noch was."

„Das iſt hübſch. Sag 'mal, wozu machſt du immer ſolchen Miſt."

„Wozu, wozu?"

Spießl hieb die Feder hin, warf ſich herum.

„Nun — um den Bürger zu ärgern!"

„Er erfährt ja doch nichts davon."

„Man ist halt Künstler. Wenn du das nicht fühlst, bist du keiner."

„Muß wohl so sein. Im Grunde seid ihr eitel, nicht wahr? Wollt, daß die Leute sich ärgern oder sich begeistern, und auf jeden Fall euch anstaunen."

„Ja, so ist der Künstler," sagte Spießl stolz.

„Nein, mir ist das wurscht," entschied Claude. „Ich bitte dich, was ist denn der Ruhm? Ein Mißverständnis. Von jedem Bessern nimmt man nur das Minderwertige. Sein Genie, sein starkes Empfinden sieht man ihm nach, weil er auch Talent und etlichen Witz hat."

„Ja, das Beste an meiner Messalina werden sie niemals würdigen," meinte Spießl.

„Und dann," sagte Claude, „kommt für den Ruhm zu viel darauf an, ob man sich beim Geborenwerden nicht verspätet oder es vorweggenommen hat. Bei den Fanatikern der Enge heut und guten Volkstümlern, da soll 'mal der Goethe hergehen und soll wieder von seinem Ideal einer Weltlitteratur anfangen. Der Reinfall!"

Spießl bestätigte:

„Meine Messalina sind sie heut nicht wert."

„Na, und überhaupt — damit der Ruhm Wert bekommt, muß man doch Achtung haben vor seinen Zeitgenossen. Nein, mir ist er wurscht," wiederholte Claude, und er dachte an Ute, die Erfolggierige. Vor sie hinstürzen zu können, wie er es einmal im Traum vermocht hatte; hingerissen und hinreißend, sie, die Eine. Das war alles, was es zu begehren gab.

„Du siehst auf das Schwarze da?“ fragte er. „Mein Alter ist nämlich tot.“

„So. Muß ich kondolieren?“

„Laß nur.“

„Wir wissen wohl, wie wir über die Familie denken,“ sagte Spießl, aus der Höhe; und Claude wunderte sich, daß der andere nicht fühlte, wenn ein Vater sterbe, vergesse man die nihilistischen Grundsätze und sei traurig. Er stimmte indes bei.

„Allerdings, die Familie. Wenn du als erwachsener Sohn deine Mutter älter machen würdest als sie sich fühlt — da hört's eben auf.“

Aber Spießl verwahrte sich gegen die Hineinziehung seiner persönlichen Verhältnisse.

„Bitte schön, meine Mutter ist so schon alt.“

„Aber meine nicht ... Oder begehe einmal eine der Heldentaten, die du immer bedichtest — nur einen bescheidenen Inzest. Wie deine Mama sich da wohl benimmt.“

„Erlaube, meine Mama ist eine sehr anständige Witwe.“

„Meine nicht ... Das heißt, Witwe ist sie ja nun.“

Spießl stellte nochmals fest:

„Über die Familie wissen wir Bescheid.“

„Und über das andere,“ meinte Claude, angewidert. Spießl war ganz freudig.

„Wenn ich hier so sitze, fehlt mir nur die Zeitung, wo ich sagen könnte, was eigentlich das Ganze für'n ekliger Zauber ist.

„Gründen wir sie!“

„Wirklich? Ist das dein Ernst? Keine faulen Scherze, bitte.“

Claude lachte feindselig.

„Natürlich. Im Café Luitpold bin ich eben schon an zwei Unternehmungen beteiligt worden; nun kommst du.“

„Du' vornehm, nicht wahr? Ich werde dich niemals um etwas bitten, daß du's weißt. Niemals!“

„Ich weiß ja. Ich kenne dich doch,“ sagte Claude weich. Daß Spießl richtig beleidigt sein wollte! Sie forderten sich immerfort heraus, ja; aber sie taten es, weil sie sonst keinen Menschen genügend hochachteten, um ihn herauszufordern. Spießl mißverstand das. Man verstand nichts voneinander, nicht einmal unter zwei Freunden, für die Zynismus Gesetz war.

„Es ist gleich,“ äußerte er. „Eine große nihilistische Tageszeitung wäre doch 'ne feine Blüte. Man ist enorm stark, wenn man gar keine Illusionen mehr hat.“

„Das weiß Gott. Hast du keine Zigaretten mehr?“

„Doch. Laß nur. Deine Pfeifen vertrag ich nicht.“

„Wir werden Tag für Tag — Tag für Tag,“ wiederholte Spießl und klopfte mit den Knöcheln auf die Tischkante, „in allem, was vorfällt, den nackten Egoismus des Individuums vorzeigen. Der sogenannte Altruist ist natürlich der schlimmste. Wenn der sich um andere bekümmert, das braucht er ja zu seinem Wohlbefinden. Ah! Alles wird niedergerissen, was ihn

verhängt, den Egoismus. Alle Redensarten von Patriotismus, Volkswohl, Menschlichkeit. Und das nackte Gerippe!" schrie Spießl begeistert — „das nackte Gerippe des eigennützigen Individuums wird unerbittlich durch alle unsere Spalten laufen."

„Wir brauchen nur die Wahrheit zu sagen," meinte Claude, „und es läuft schon. Ich möchte wissen, was Panier und Söhne, Holz und Kohlen en gros, sich aus dem Deutschen Reich noch machen würden, wenn es ihnen nicht hier und da eine Kohlennot bescherte."

„Natürlich. Dazu ist doch das Deutsche Reich gegründet."

„Es gibt kein Vaterland," erklärte Claude hart.

„Es gibt keine Familie," versicherte Spießl noch härter. Und Claude:

„Es gibt keine Freundschaft."

„Natürlich nicht!" rief Spießl, in großer Angst, der andere könnte ihn überholen. „Wozu hat man denn einen Freund? Damit er einem zuweilen das Stichwort gibt zu einem Selbstgespräch. Man redet überhaupt nur um einander herum, und keiner versteht das Geringste vom andern; wenn du das nur wüßtest, du Esel!"

„Gut, daß du's mir sagst. Was weißt du von mir! Einsichtslos bis da hinaus."

Dies wollte Spießl eingeschränkt wissen.

„O, ich, doch immerhin ... Aber du! Was du von mir weißt! Gar nichts!"

„Du armer Kerl!"

„Bazi du!"

„Du folgst ja nur deinen viehischen Instinkten," sagte Claude, „wenn du dir einen Freund suchst. Wir haben das 'mal in uns, die Geister müssen sich aneinander reiben. Wir müssen trachten zusammenzukommen, so gut wir auch wissen: wir bleiben allein."

Er zuckte die Achseln: konnte man sich denn mitteilen?

„Immer allein. Da gibt's nichts," bestätigte Spießl erbarmungslos.

Sie maßen einander durch den Qualm hindurch, die Zwanzigjährigen, beide voll von dem Wort „Allein": der schlankere, korrekt gekleidete, mit matten Schatten im Gesicht, und der andere mit derberen Knochen, dessen weißliche Stirn voll gelber Punkte war. In dem Qualm, den sie aus ihren Mündern stießen, und der in der engen Stube grau von der Decke bis auf den Boden hing, begannen sie umeinander herumzulaufen, bebend vor Selbstgefühl, jeder ganz gehoben durch die Erkenntnis des eigenen Elends, ganz feierlich gestimmt durch das Gefühl der weiten Kälte rings um sein einsames Hirn.

Claude erlahmte zuerst.

„Wir wollen das lieber in keiner Zeitung sagen," meinte er und setzte sich auf das Bett. „Es ist trostlos."

„So? Ich finde es großartig!" behauptete Spießl.

„Kann sein. Aber wenn man das alles erkannt hat, gründet man eben keine Zeitungen mehr. Das ist ja auch wieder eine Handlung, so unanständig wie alle andern."

„Ach, so meinst du's? Natürlich; haben wir längst heraus," erklärte Spießl, auf jedem Standpunkt zu Hause. „Die einzige anständige Handlung ist: die Achseln zucken."

„Es gibt nur eine Art, nicht niedrig zu handeln: gar nicht handeln."

„Stimmt. Meinst du, ich gedenke je was anderes zu tun als hier im Winkel sitzen und höhnische, ungebundene Sachen dichten? ... Bloß keine Ziele."

„Um Gottes willen," bat Claude, „wovon sprichst du, keine Ziele. Niemals Ziele ... Was nur heutzutage die Mädeln haben."

Er kicherte.

„Die andere Bude."

„Welche Bude?"

„Ich meine nur, bei den Mädels, dort sind sie jetzt so kühn."

„Harmlose Neulinge," erklärte Spießl.

„Und doch," sagte Claude nach einer Weile, zweifelnd, ob er das äußern dürfe, — „ich möchte nicht werden wie Köhmbold."

„Köhmbold? Kenne ich nicht."

Spießl kannte niemand.

„Das ist ein Individuum," erklärte Claude, „das nur noch auf ästhetischem Wege sein Dasein fristet."

„Das ist ja recht. Ist man einmal da angelangt, wo wir stehen, da gibt's nur noch Betrachtung: den Quietismus der Schönheit."

„Hm," machte Claude. „Wenn es eine Schönheit gegeben hat, woher kam sie? Ich vermute: aus starken

Empfindungen, unter der Faust von Leidenschaften hervor, und durch Menschen, die zum Handeln noch das gute Gewissen hatten ... Aber die Schönheit der Schwachen? Der Ästhetizismus der gänzlich Untauglichen? Der Aufputz des verödeten Lebens? Persönliche Zahnstocher? Danke, ich passe."

„O bitte sehr," entgegnete Spießl gekränkt. „Schwäche ist vornehm."

„Gestehe doch, daß es eine reichere Art zu leben gibt als unsere."

Spießl hob die Arme.

„Ja, wenn man unanständig sein will, darf man stark sein. Du hast bloß die Wahl."

„Hätte ich sie!" sagte Claude.

„Nun?"

„Es gibt eines, das ich wohl mal so erleben möchte wie einer mit reicherem Blut. Die Liebe."

Er stand auf. Aber Spießl fuhr los.

„Die Liebe? Die haben wir wohl in unserm nihilistischen Organ noch gar nicht behandelt? Die Liebe! Dieser Weichselzopf von Selbstbetrug, Einsamkeitsflucht, niedrigen Interessen, Herrschsucht, Suggestion, gemeiner Sinnlichkeit. Die fehlet mir!"

„Trotzdem —" begann Claude wieder.

„Ach was! Du gibst dich ja heut recht schön zu erkennen."

Claude hörte Spießl gar nicht. Die Ereignisse des Tages hatten ihn umgeschüttelt, er stand wie unter Utes Atem, ganz heiß, und voll der Sucht, sich zu bekennen.

„Ich möchte einmal vor Liebe — na, sagen wir, in Verzückung geraten, toll werden."

„Macht dich der Stuhlgang toll? Na siehst du? Das ist doch ganz dasselbe?" rief Spießl frohlockend. Claude winkte gequält.

„Das Blech weiß ich selber ... Ach, um sich als höherer Mensch ansehen zu können, muß man gar zu kalt sein. Wer tiefer steht, glaubt manchmal in ein anderes Wesen hineinzukönnen —"

„Aber sehr tief muß er stehen," meinte Spießl.

„— vergißt sich manchmal, lebt wo anders, hingerissen, unter Stürmen, und im Gefühl, selbst ein Sturm zu sein, denk' ich mir. Ich wollte, ich wäre einer, der das könnte."

„Hat dich das traurige Ereignis in deiner Familie schwach gemacht? Willst du Geibelsche Lyrik treiben? Dann trennen wir uns lieber."

Claude erbitterte sich.

„Ich brauch' doch nicht immer Spießlsche zu treiben!"

„Nein. Aber dann trennen wir uns. Ich, das merke dir, habe keine Lust, jemals mein modernes Bewußtsein — jawohl, mein modernes Bewußtsein einem sogenannten Gefühl zu opfern. Du, mein Lieber, hast es in dir: du hängst an einer Frau! O, versuche mir nicht weiszumachen, daß das ein für dich schmeichelhaftes Verhältnis ist."

„Ich hab' dir ja selbst erzählt, daß Ute nur meine Freundin ist."

„Um so schlimmer. Du möchtest zu ihr hinab,

du möchteſt dich aus der Kälte des wiſſenden Nihiliſten flüchten zu einem von dieſen Halbmenſchen. Du möchteſt Gefühle haben, möchteſt niedrig und dumm ſein. Ich kenne dich, ich habe dich ſchon analyſiert."

„So?" fragte Claude neugierig.

„Schon längſt," beſtätigte Spießl ſtolz. „Was meinſt du denn. Du läufſt einem Literaten täglich vor die Klinge, und bildeſt dir ein, du ſeiſt noch nicht analyſiert? ... Alſo dein Vater war eigentlich 'n Typus."

„Das ſagt Archibald auch. Ein denkender Punkt."

„So was ähnliches. So ein Spekulant hat etwas vom Phantaſten. Weißt du, wie groß ſein Vermögen iſt?"

„Das kannſt du nicht verlangen."

„Nein, denn er wußte es wohl ſelber nicht. Das alles ſteht in der Luft. Ob er im Iſartal Villenkolonien oder Schlöſſer in Spanien gebaut hat, er konnte ſie ja nicht ſehen von ſeinem Rollſtuhl aus. Es waren Phantaſien, aus Drang ins Weite, in hohe Ziffern hinein; aus Spielen mit zweifelhaften Möglichkeiten."

„Was willſt du eigentlich. Von der Vererbung kommt man ja zum Teil ſchon wieder zurück."

„Du wirſt aus Zartſinn noch katholiſch werden ... Von deiner Frau Mutter, das iſt leicht zu merken, haſt du das Talent zur Liebe. Deine Frau Mutter hat, glaub' ich, Verhältniſſe."

„Meinetwegen. Ich finde nichts dabei."

„Meinſt du, ich? Ich ſage es ja bloß, weil es

zu meiner Analyse gehört. Wenn es sich auch nur um eine Zeile Literatur handelt, du, dann sag' ich den Leuten noch ganz andere Dinge."

Und Spießl warf sich in die Brust.

„Also deine Mama hat Verhältnisse. Ob dein Papa es wußte?"

„Ist mir unbekannt und läßt mich kalt. Kommen wir zur Sache."

„Ich bin bei der Sache. Es kommt doch darauf an, wie sich die sinnliche Frau und der reine Denker gestanden haben."

„Gar nicht."

„Na siehst du, so steht's auch in dir! Du bist nämlich für die Liebe auf der Welt, wie deine Frau Mutter; aber du möchtest sie in der großartig spekulativen Art betreiben, wie dein Vater Geld verdiente."

Claude beugte sich erschreckt über seine Knie und sah zu Boden.

„Es ist was Wahres dran," murmelte er.

„Also wirklich was Wahres? Du Schaf, das ist die Wahrheit über dich!" rief Spießl und rieb sich die Hände.

„Du bist ein Phantast. Du träumst, nein, in deinem Blute träumt es von den alten jähen Vergewaltigungen durch Gefühle. Es jagt etwas in dir, das du mit dem ganzen Bewußtsein eines modernen Menschen durchschaust und verachtest — aber es jagt."

„Was jagt, wer jagt?"

„Der Urmensch, mein Lieber. Das, was von dem tollen Vieh noch in uns ist."

„Und wonach jagt er?“

„Dumme Frage. Nach Liebe ... Es versteht sich, daß er sich ganz umsonst abhetzt. Du möchtest schon; du möchtest dich fahren lassen, dich hingeben können, mitjagen. Es wird aber nie was draus werden, weil du ein viel zu hochstehendes Individuum bist. So wirst du immerfort nach Erlebnissen und Zuständen gieren, die dir dein gebildeter Geschmack verbietet — und bist im Grunde, weil Vater und Mutter so schlecht assortiert waren, 'ne ganz verfehlte Existenz ... Nun, wie findest du meine Analyse.“

„Sinnreich,“ sagte Claude, sehr bleich, und nachdem er hinuntergeschluckt hatte.

Er nahm „Jenseits von Gut und Böse“ in die Hand, stützte sich auf seine Knie und las. Plötzlich richtete er sich auf.

„Ach so. Wir sollen ja zu Gisela Gigereit. Mach dich schön, du bist eingeladen.“

Spießl hatte auf einmal seine ganze Überlegenheit eingebüßt.

„Gisela?“ fragte er mißtrauisch. „Ist das nicht eine von deinen Damen, die man auf der Straße nicht von Damen unterscheiden kann?“

„Was liegt daran.“

„Das heißt, ich weiß doch lieber, woran ich bin. Und dann, entschuldige, aber ich muß mit der Messalina fertig werden.“

„Gisela kann dir als Vorstufe dienen. Oder besser noch ihre Tochter, das Fräulein Theodora; der liegt die Messalina näher, glaub' ich.“

7*

„Eine Tochter hat sie auch noch? Du, ich bin heute wirklich nicht aufgelegt.“

„Schlaucherl, wann bist denn das. Aber ich kann Panier nicht sitzen lassen. Nun komm' nur.“

„Panier, ist das der Mensch mit den Brennmaterialien?“

„Die Angst! Er ist ganz friedlich. 'n Greis aus kräftigeren Zeiten, überaus entschlossen und unbewußt. Du kannst Studien machen.“

„Wenn ich Studien machen kann —,“ sagte Spießl pflichtbereit, und zog seinen Arbeitsrock aus.

In der Amalienstraße, nahe der Akademie, schellte Claude an einer Parterrewohnung. Ein Fensterladen bewegte sich, eine tiefe Frauenstimme sagte:

„Ah! Herr Claude.“

„Grüß Gott, Theodora,“ sagte Claude.

„Warum heißt sie so dumm?“ fragte Spießl, die Zähne zusammengebissen.

„Nach der byzantinischen Kaiserin, gelt, Theodora? Da, Frau Gisela, das ist mein Freund Spießl, ein sehr kritischer Herr, vor dem man sich keine Blößen geben darf.“

„Bitte, wegen der Blößen komm' ich her,“ sagte Spießl, tollkühn wie ein Feigling.

Claude bat mit den Augen Gisela um Nachsicht, und sie gewährte sie.

„Wir haben uns seit zwei Wochen nicht gesehn, Claude,“ bemerkte sie, und führte ihn abseits. Spießl, den Theodora musterte, sah ihnen verzweifelnd nach.

„Läßt du uns auch im Stich?“ flüsterte Gisela. Claude fragte:

„Wie geht's euch. Seid ihr nicht zufrieden?“

„Seit der junge Fastenspeis nach Berlin ist, fehlt uns was. Wenn sich nicht bald ein anderer findet, wird der Sommer fad. Wir werden dann in Bäder reisen müssen. Und ich hätt' doch keinen größeren Wunsch, als am Land sitzen und Romane lesen.“

Sie sah ihm besorgt in die Augen. Der Rest eines lockenden Lächelns verharrte aus Gewohnheit in ihrem Gesicht. Es war gepudert und bemalt, und es war das einer guten Matrone. Claude weilte gern bei ihr; schon wegen ihres Haares, das beiläufig von Utes Rot war. Das heißt, rein äußerlich, meinte er. Alles Psychische war anders: Utes Seele fehlte hier, ihr Wille, ihre Kraft, ihre Kälte und ihr Feuer, die alle unter violetten Lichtern in ihrem Haar brannten!

„Ach ja,“ versetzte Gisela, und faßte Claudes beide Hände. „Ich habe es in der Zeitung gelesen von deinem Vater, es tut mir so leid ... Aber daß du heute zu uns kommen konntest,“ meinte sie verwundert.

„Warum nicht. Panier kommt auch, nicht?“

„Ja, die Alten, die sind schon die Rechten. Aber daß der einmal ein übriges täte — brauchst keine Angst zu haben. Wenn der gezahlt hat, will er immer noch einen von meines Mannes Kupferstichen als Prämie haben.“

Claude besann sich.

„Schau, Gisela, ich will trachten, dir einen zu finden. Du weißt, ich selbst hab' Verpflichtungen.“

„Ich weiß.“

„Da ist ein gewisser Köhmbold, dem würde die Theodora vielleicht gefallen. Er will immer nur Modelle, aber malen tut er nicht, und sonst auch nichts."

„Der muß narrisch sein. Aber 's ist schon recht; das ruht so ein Mädel aus," entschied die Mutter und legte die Hände ineinander.

„Jetzt erlaubst du schon, daß ich den Tisch herrichte. Der Alte ist so genau. Und ihr werdet auch hungrig sein, gelt, ihr Buben?"

Sie ging hinaus. Spießl und Theodora hatten nichts miteinander anzufangen gewußt. Sobald Claude sich ihnen näherte, gestattete Spießl sich eine Zutunlichkeit. Theodora schüttelte ihn ab. Sie stützte sich im Stehen weich auf einen Lehnstuhl Louis seize, richtete ihre großen, schwarzen Augen kühn auf Claudes Gesicht und fragte:

„Nicht wahr, Ihre Freundin hat jetzt bald ausstudiert?"

„Erst zum Sommer."

„Und dann kommt sie zum Theater in — ach lassen Sie, ich weiß; irgendwo im Walde liegt's."

„Wer hat Ihnen das gesagt?"

„Mir? Ein junger Mann. Ich hab' sogar gedacht: ob Sie nicht selber mitgehn in den Wald?"

„Ich? Warum."

„Nun —"

Sie schnellte sich mit der Hand von der Lehne ab, machte zwei gleitende, lange Schritte, führte drei gespitzte Finger an den Haarknoten. Ihr Haar trug sie à la Mérode, ihre langen Gliedmaßen saßen locker

in den Gelenken, und Theodora war gewandt in ſchlanken, flach gewellten Poſen und in ſchmalen Madonnenmienen auf der Höhe eines ſteil und dunkel eingeſchnürten Halſes.

„Nun," wiederholte ſie, „weil ich meine, Sie trennen ſich nicht gern. Und eine andere kann Ihnen Ihre Freundin doch nicht erſetzen."

„Nein," antwortete er beſtimmt. Sie ſagte:

„Wie dumm Sie ſind."

„Giſela ging hausfraulich umher mit Schüſſeln und Flaſchen. Spießl ſtürzte ſich blind auf ihren Weg, ſtotterte ſeine Hilfsbereitſchaft, warf ihr einen Salat aus der Hand und ſammelte ihn wieder auf.

„Wie Sie galant ſind," verſetzte Giſela.

„Der Tiſch iſt fertig ... Ja, wenn nur der Alte da wär'."

„Wir fangen ohne ihn an," verlangte Theodora. „Ich möchte einen Rauſch haben."

„Einen Kognak im Stehen," bat Claude. „Ich hab' kalt."

„Himmel, iſt das eine Jugend," ſagte Giſela.

„Nein, Mama, es iſt nicht warm hier."

Und Theodora hockte ſich ſelbſt vor den Ofen.

„Warum hilfſt du ihr denn nicht?" fragte Claude. Aber Spießl ließ von Giſela in ſein Glas, das zitterte, Kognak gießen. Claude trat hinter Theodoras ſchmale, fallende Schultern; er äußerte:

„Was Sie für ſpitze Finger haben, vorn umgebogen, wie Widerhaken. Wer die einmal im Fleiſch hätte —"

Sie sagte unter dem Rasseln der Kohlen:

„Sie sind wie an den Byzantinerinnen, die Papa immer in Kupfer stach.“

„Sie können mir von Ihres Vaters Stichen einen heraussuchen, worauf Ihre Hände sind. Ich kaufe ihn.“

„Gern,“ sagte sie gleichgültig und stand auf.

„Ich denke, es ist alles da,“ rief Gisela. „Ihr Buben, seid's zufrieden? Auch auf dem Alten seine Salzkartoffeln hab' ich nicht vergessen.“

„Hier denkt man an alles,“ sagte Claude.

„Nein,“ stieß Spießl hervor und zog die Brauen zusammen. „Es ist zu wenig Fleisch da.“

„Was?“ stammelte Gisela. „All der kalte Aufschnitt! Ja, zum Warmen ist's zu spät.“

„Ich will Warmes!“ entschied Spießl, unerbittlich, und starrte finster auf Theodoras Brust. Claude überwand eine Pein.

„Er ist so unanständig, wißt's. Er ist in Orgien groß geworden.“

Gisela lächelte gütig.

„Auch der Alte wird sich wundern, warum du so gar nicht festlich bist,“ sagte sie zu ihrer Tochter.

„Was meinen Sie, Claude?“ fragte Theodora. „Lohnt's noch die Mühe?“

„So etwas sieht man immer gern,“ erwiderte Claude höflich.

Da ging sie, gleitenden Schrittes, aus der Tür.

Spießl biß sich die Lippe, senkte den Kopf. Plötzlich sah er Gisela frech ins Gesicht.

„Ich hab' aber Sie gemeint."

„Wie!" rief Claude. „Wozu ſtarrſt du denn da auf die Theodora."

„Das verſteh' ich auch nicht," verſetzte Giſela.

Spießl vermochte es nicht zu deuten. Giſela ſtreifte mit ihrer ſanften Hand ſein Kinn; er war rot und feucht.

„Bubi," ſagte ſie, und verließ gemächlich das Zimmer.

Spießl lief, den Hals eingezogen, wild von einem Winkel in den andern. Er antwortete nicht auf Claudes Frage, wie ihm die Damen gefielen. Claude ſah ihm lange zu; ſchließlich äußerte er:

„Weißt du, woran du mich erinnerſt?"

Spießl blieb ſtehen.

„Nun, du Depp?" fragte er, mit einem kräftigen Verſuch, ſeine Überlegenheit zurückzuerobern.

„An unſere Matura."

„Bei der biſt ſchließlich du durchgefallen, mein Lieber, nicht ich."

Aber Giſela trat ein, und Spießl verſtummte. Er ſchob ihr einen Stuhl hin, machte ſich voll finſteren Eifers um ſie her zu ſchaffen. Sie ſah zu ihm auf; in ihrem Corſage bewegten ſich helle, freundliche Fleiſchmaſſen.

Theodora kam; ſie hatte nur um den Magen ein wenig ſchwarze Gaze gewunden, worauf Spitzen geſtickt waren. Ihre Arme raſchelten von den Handgelenken bis zu den Ellenbogen in ſeidenen Falten. Oben waren ſie frei zu allen gelenkigen Würfen, die den engen

Schatten unter den Achseln blitzschnell auf- und zudeckten. Claude bemerkte, über ihren Nacken gebeugt:

„Sie hätten wirklich nicht nötig, sich da hinten zu pudern.“

„Weil Sie dumm sind,“ erwiderte Theodora. „Da muß man sich pudern.“

Sie hob heftig die Schultern. Ihr Nacken stieß gegen Claudes Lippen, die ihn nicht gesucht hatten. Er schnappte nach Luft.

„Schauen's, nun muß ich niesen! ... Man bekommt ja das Zeug in die Nase.“

„Essen Sie von dem Salat, der hat schon am Boden gelegen.“

„Wollen Sie denn keinen Tee?“

„Erst Sekt. Erst will ich meinen Rausch,“ befahl Theodora.

„Ihr dürft Sekt und Tee durcheinander trinken, Kinder,“ riet Gisela. „Wir sind doch en famille.“

„Das finde ich auch,“ sagte Spießl verbissen und fuhr fort, sich zu betrinken. Schließlich sprach er. Er erklärte, die Damen psychologisch analysieren zu wollen. Theodora sei glatt und kalt wie eine Schlange; nein, das sei banal: wie eine tote Schlange.“

„Erlauben Sie,“ bat Gisela, und ließ einen Löffel fallen.

„Aber die gnädige Frau,“ so fuhr Spießl fort und sah weg, „die ist zehrend, ja aufzehrend; ein Weib, in deren Händen man den Mantel lassen sollte, um nicht selbst darin entzwei zu gehen!“

„Jesses,“ machte Gisela.

Auch Claude ließ sich auf Allgemeinheiten ein. Er behauptete, man könne jedes Weib haben, aber jedes. Es handele sich nur darum, zur rechten Viertelstunde da zu sein. Das sei natürlich Glücksache; aber ihre Viertelstunde habe jede.

Gisela glaubte das nicht. Theodora sagte:

„Könnt' schon sein. Aber so dumm darf einer nicht sein wie Sie."

„Warum bin ich eigentlich dumm?" fragte er.

Ihr Arm stand vor ihm auf dem Tisch, schmal, rund, duftend. Er bog sich vorsichtig herum, um ihr in die Augen sehen zu können.

„Darum," erklärte sie verächtlich.

Als Claude sich wieder umwandte, lag Spießl, ganz zusammengefallen, auf Giselas Brust. Gisela befragte Claude mit dem Blick. Er antwortete:

„Ich kaufe zwei von Herrn Gigereits Kupferstichen."

„Der junge Mensch schläft mir da ja ein," meinte Gisela mütterlich. „Wie spät ist's denn schon? Herrschaft, halb eins? Wo sich nur der Alte wieder umhertreibt. Wenn er noch kommt, sag' ich ihm die Meinung..."

„Kupferstiche?" lallte Spießl.

„Wollen Sie, daß ich sie Ihnen zeig'? Gehen's her."

Gisela hob Spießl auf. Wie sie hinausgingen, sah man ihn zittern.

„Ah! Kupferstiche."

Die Zähne schlugen ihm aufeinander.

Claude blieb bei Theodora sitzen, die Beine auf einem Stuhl.

„Magst mich heute nicht?“ fragte sie schließlich.

„Kind, ich habe schon zwei Kupferstiche gekauft,“ erwiderte er.

„Das meine ich nicht.“

„Das andere kann dir doch gleich sein.“

„Nein.“

„Wieso nein. Dann warte, bis Panier da ist.“

Er bedauerte, unhöflich zu sein; er setzte hinzu:

„Ich bin heute innerlich so sehr beschäftigt, weißt du.“

„Aber wir sollten uns kennen lernen,“ sagte sie ruhig und mit Würde. Er stutzte.

„Wir — na, mir scheint, wir kennen uns.“

„O, das — das macht noch keine Bekanntschaft aus. Ihr überschätzt das ... Und dann verändert man sich. Kannst du dir nicht vorstellen, daß du eine schon sehr gut — kennst, was du ein Weib kennen nennst.“

„Die Bibel nennt es so.“

„Also die Bibel. Und eine Zeitlang später, so im Verkehr, wird dir's erst klar, daß sie dir sympathisch ist? ... Du bist mir nicht unsympathisch, weißt du.“

„Ja, ja.“

Sie beugte sich rasch über sein Gesicht.

„Woran denkst du eigentlich?“

„Ich?“

„Sage es — gleich!“

„Ich dachte an ein Renaissancekleid, weiß mit Gold, das sie als Porzia tragen soll.“

„Wer? Ach so ... Du, das kannst du mir glauben, das Mädchen ist furchtbar egoistisch.“

„Sind wir alle."

„Aber nicht so."

„Bah!"

Er stand auf, zündete eine Zigarette an und ließ die Kerze vor Theodora stehen. Aus ihrem voll beleuchteten Gesicht sahen ihre großen, schwarz umränderten Augen ihm nach.

„Also unsympathisch bist du mir nicht," wiederholte sie.

„Du mir auch nicht," sagte er gefällig.

„So meine ich es nicht," sagte sie wegwerfend.

„Was also?"

Er dachte nach. Und es fiel ihm ein. Sie hielt ihn jetzt für schwer reich — und gleich, am selben Abend machte sie ihm eine Liebeserklärung. Das arme Mädel! Solch eine naive Berechnung mußte einem ja Mitleid einflößen. Er ging auf sie zu. Nein, das arme Mädel! Und er küßte sie wohlwollend auf den Mund.

Sie hielt die Augen halb geschlossen. Es klingelte.

„Nun kommt wahrhaftig der Alte," sagte sie.

Sie holte ihn herein. Panier war übel gelaunt.

„Ihr seid mir nette Kerle," so schalt er. „Amüsiert euch mit den Damen. Und wir müssen uns herumschlagen mit dem verfluchten Volk, dem Notar, dem Kassier und dem Eisenmann. Dem Kunden versalzen wir noch die Suppe . . . Na, nu tu man bloß nich zipp, Mariechen!" schrie er, wüst rot, „und als ob de nich bis drei zählen könntest. Du sollst uns man 'n bischen aufheitern, dazu kommen wir doch her . . .

Na, es ist nicht so schlimm gemeint. Wie geht's denn."

„Gotts," sagte er dann, und beroch seine zwei Finger. „Die ist aufgeregt. Dafür haben wir 'ne Witterung. Brauchen 'nem Weib bloß mit 'n Finger über den Busen zu streichen . . . Na, sist woll mein Junge. Das kriegst du den ganzen Abend nicht fertig, aber wir machen bloß die Tür auf, und sie fällt schon um. Is jut, Kind. Immer 's Panier hoch!"

Und, ziemlich aufgeheitert, zog er Theodora aus dem Zimmer. Sie sah Claude nicht mehr an.

Kurz darauf zeigte sich Gisela, gutmütig und spöttisch.

„Claude, du bist so allein. Ich hab' dir Kaffee gemacht. Aus dem Hause findest du ja ohne uns."

Claude trank und rauchte. Eine Weile später ging nochmals die Tür auf und Panier kehrte zurück. Der Greis war nackt, und seine Lenden gürtete ein Handtuch. Er bewegte sich frei und selbstbewußt, wie in einer Badeanstalt.

„Na, nu geht's ja wieder," äußerte er und seufzte auf. „Du, das hab ich vergessen, dir zu sagen: du bist Universalerbe."

„Wie?" fragte Claude, und erhob sich.

„Ja, es ist ein ernster Moment für dich, mein Jung'. Und ich bin nach der Verfügung meines seligen Freundes dein Vormund . . . Na, ein Jahr dauert deine Minderjährigkeit ja noch. Da will ich auch alles tun, was ich kann, schon wegen des Andenkens an meinen Freund."

Der Vormund kam näher. Seine Füße waren aufgequollen in ihrer Haut, die zu platzen drohte. Der Körper war weich, fett, ohne Runzeln, ganz weiß. Claude stellte fest, daß dies nach dem Sinn der Frauen sei. Der bebrillte, wild gefärbte Kopf des Alten wankte gerührt. Der Vormund faßte Claudes Hand und verhieß:

„Sollst es gut haben, Jung'."

V

Der Bruder

Claude nahm eine möblierte Wohnung, ein gleichgültiges Nachtquartier. Seine Tage verbrachte er mit Ute in dem Stockwerk, das er ihr ausstattete, oder bei den Lieferanten. Sie interessierte sich wenig für ihre Möbel; sie mußten einfach chic sein. Übrigens wurden sie nicht abgestaubt: das englische Mahagoni-Empire des Salons war immer bestreut mit Kämmen und Reclams Theaterbüchern. Es war also, wie Ute feststellte, schon alles eins.

Ihr Ehrgeiz erwachte erst, wenn es an die Stilisierung der eigenen Person ging. Sie stand im Anprobekabinet des Modehändlers. Ihr Rock lag um ihre Füße her eine Handbreit am Boden. Hinauf bis zu den Knien wölbte er sich weit, schwer bestickt, eine Kuppel von gehäuften Blättern, Ranken, Pflanzen. Und ihr entstieg triumphierend die schwarze, steile Linie aus Schenkeln, Hüften, Brust und Schultern. Die Arme hingen daneben, tragisch steif. Das Haar prunkte mit dunkler und heftiger Glut über diesem bleichen Kopf, diesem rückwärts gelehnten, auf dem Rande des hohen Kragens weiß aufgeblühten. Claude bemerkte

andächtig, dies sei eine reicher lohnende Kostbarkeit, stellte man sich auf den Schreibtisch eine Figur Nam „Meduſa“ oder „Diſeuſe“.

Der Chef wollte ihnen wohl. Er ſagte zu Ute:

„Dieſer Rock, gnädige Frau, koſtet mich 700 Franken. Dem Brodeur habe ich 300 Franken geben müſſen. Ich zeige ihn den meiſten Damen gar nicht, ich befehle den Mädchen, ihn nicht zu zeigen. Ihnen, gnädige Frau, zeige ich ihn.“

Er rechnete nur nach Franken, trug einen weißen Ziegenbart und verſuchte franzöſiſchen Akzent zu ſprechen.

„Wird die Futterſeide nicht reißen?“ fragte Ute.

„Gnädige Frau, kränken Sie mich nicht, bei mir reißt nie etwas. Mir kann etwas Menſchliches paſſieren, aber es iſt ſelten. Es iſt meine Natur, den Damen ſtets nur das Beſte zu kaufen und anzubieten, und gegen meine Natur kämpfe ich nicht an.“

Ute fand die Anſchaffung im Grunde überflüſſig für das Theater. Es käme darauf an, möglichſt viel zu haben fürs Geld, alſo chic und unſolid.

„Bei den kleinen Theatern muß man alles ſpielen, aber alles. Man braucht mehr Koſtüme als auf erſten Bühnen.“

„Deinem Direktor zu imponieren,“ ſagte Claude, „kann nie ſchaden.“

Ute gab das zu, und das Kleid wurde gekauft. Der Chef gab ihnen auf den Weg:

„Ich verführe Sie noch zu vielem, gnädige Frau. Ich werde Sie ſo bedienen, daß es Ihnen und mir zur Freude gereicht.

Aber der freudigste war Claude.

Er hatte in dieser Zeit nur einen Kummer; den verursachte ihm Utes Freundin Bella, wenn sie mitging. Denn erstens verminderte sie dadurch seine eigene Wichtigkeit. Und dann riet sie zu Sachen im Kokottengeschmack.

„Mein Gott, Fräulein Bella, warum müssen es denn auf der Straße immer Hängekleider sein?"

„Mein Papa hat sie gern," erklärte Bella. Ute sagte: „Sie haben Zukunft."

„Dann müssen sie erst was anderes werden als aufgeputzte Schlafröcke," meinte Claude, gut bürgerlich. „Und zu diesem Hut werden Sie Ute nicht bewegen. Ich habe ihn, außer bei Ihnen, erst bei einer Dame gesehen, und das war keine."

„Aber Papa findet ihn fesch."

„Ihr Papa sieht gern Kokotten. Darum müssen Sie sich so anziehen, damit er die Illusion hat."

„Die Kokotten," sagte Bella sanft, „gefallen doch nicht meinem Papa allein, sondern allen Herren. Warum sollen wir das nicht auch dürfen. Die Kleider, die heute noch zu chic für uns sind, nächstes Jahr, wenn die Kokotten sie abgelegt haben, kriegen wir sie ja doch."

Ute behauptete, auf der Bühne müsse man ohnehin immer aussehen wie eine Kokotte. Das verlange die Wirkung auf viele. Die anständige Frau wirke zu intim.

Claude mußte das einsehen, aber Bellas entledigte er sich darum doch, vermittelst vieler Listen, in-

dem er ihr falſche Rendez-vous gab, ſie in Konditoreien lockte, wo ſie ſtundenlang bei Schlagſahne ſaß, bis Claude ſie erlöſte, alles bezahlte und Bella nach Hauſe ſchickte: Ute habe ein ganz dringendes Billet vom Schneider bekommen.

Und er kehrte zurück zu ihr, mit irgend einer guten Nachricht — die gemalten Monogramme auf ihren Handſchuhen würden reizend — und die Arme voll Blumen. Ute war hinter der angelehnten Tür ihres Schlafzimmers, im ſeidenen Unterrock, der kniſterte, und im Mieder, das krachte. Sie trug kein Korſett. Sie ſtreckte ihm durch den Spalt ihren vollen, elaſtiſchen Arm entgegen. Er drückte die Hand; dann hörte er artig ihren Bewegungen zu, die er nicht ſah, empfing Mitteilungen über eine Rolle und ein Kleid. Endlich kam ſie, und ſie fuhren ins Theater.

Sie aßen zuſammen; da Ute die eigene Wirtſchaft langweilte, meiſtens im Reſtaurant. Claude zog ſich dafür an, Ute war in Soirée-Bluſen, in „Fedoras“ und „Magdas“ Hüten, in Boutons und Veilchen. Die Veilchen unterm ſchwarzen Hutrand, auf ihrem roten Haar! Sie plauderten angeregt miteinander, ſahen niemand an, genoſſen es, ſich chic zu fühlen.

Manchmal blieben ſie abends zu Hauſe und rauchten Zigaretten unter einem mächtigen gelben Lampenſchirm. Claude hielt darauf, daß der Hintergrund für Utes Haar orangefarben ſei. Sie ſagten ſich ihre Eindrücke und ihre Wünſche; aber Utes waren zahlreicher. Claude kannte ſie alle. Er wußte, in welchen Stücken ſie zu glänzen gedachte, welches Stadt- und

8*

welches Hoftheater sie zuerst erobern würde, welchen Weg sie auf ihrer ersten Gastspielreise nehmen wollte, wie reich und wie berühmt sie sein müsse, bevor sie, ganz unerwartet, sich in eine Villa zurückziehe, irgendwo an einem distinguierten Ort.

Er wußte ihre Schuh- und ihre Handschuhnummer. Und da sie ihn unbedenklich auch zu geheimeren Besorgungen verwendete, lernte er die Länge ihres Schenkels berechnen, den Umfang ihrer Büste und ihrer Wade. Er beherrschte alle Maße ihres Körpers, war eingeweiht in seine oft geübten Gesten und vertraut mit den Stoffen die ihn einhüllten, bis auf die Haut hinab, deren Schönheitsmittel ihm geläufig waren. Er kannte seine Freundin ganz. Ihre Seele, kühl und ganz aus Willen, sah ihn aus der Tiefe ihrer weiten grauen Augen frei an. Er fühlte sich selber frei, ohne Schwüle, ruhig auf sich selbst gestellt, auf sich und sie. Denn sie waren ineinander hinübergewachsen, enger, als wenn sie ein Verhältnis gehabt hätten. Ute sprach vom Sommer, als würden sie sich gar nicht trennen. Vielleicht wäre ihr dies jetzt gezwungen vorgekommen, und sie fand es natürlich, wenn er mitkam? Aber alles, was sie wollte! Als Souffleur, als Lampenputzer! Doch aus einem Rest Vorsicht fragte er lieber nicht. Um elf Uhr schüttelte er ihr die Hand und ging fort.

Er stand früh auf, machte Spaziergänge durch den Englischen Garten und durch den Frühling. Er sah zum erstenmal Sonnenaufgänge. Er schloß genaue Bekanntschaft mit drei, vier Baumgruppen. Dort, um jenen Ast hatten gestern lauter purpurne Ringe gelegen,

leuchtend grün durchsprenkelt. Unter diesem Busch hatte Claude im Grase ein goldenes Armband gefunden; und es war die Sonne. Er merkte sich's. Er sammelte Seligkeiten, speicherte in seinem Gedächtnis alles Glück auf, verschwenderische Gewinnste, die es für ärmere Zeiten zu sparen galt. Manchmal stand er still und sagte erstaunt:

„Ich fange an zu leben."

Er dachte zurück.

Mit fünfzehn hatte er, ein schwächlicher, verträumter Junge, auf Sofas gelegen und weinend das Schicksal befragt, ob er je die Glieder einer Frau um seine fühlen werde. Plötzlich hatte er sich entschlossen und gleich eine ganze Menge Glieder zu fühlen bekommen, gegen bar. Mit sechzehn hatte er Ute begehrt, nur sie, mit einer Angst und in einem Geheimnis, die ihn bleich machten und ihm eine Levikokur eintrugen. Mit siebzehn hatte er sich die erste Modistin angeschafft. Mit neunzehn hatte er die Frau Kahn gehabt, eine Amerikanerin, die bei seiner Mutter verkehrte; oder vielmehr sie ihn. Nun war er zwanzig, und nun lebte er mit Ute. Jeder Schritt, den er machte, jeder Gedanke, in den er einlenkte, führte zu ihr. In ihrem Kopfe konnte kein Bild entstehen, in das nicht seine, Claudes Gestalt, getreten wäre. Mit fünfzehn, als er zweimal wöchentlich eine andere Kokotte probierte, schwamm es im Horizont immer von Brüsten und Beinen. Es war die kurze Zeit, als jedes neue Weib für Claude ein Paradies gewesen war. Für den Herrn Panier war er das noch mit vierundsechzig.

Aber woher strömte der märchenhafte Frühling, in den gebadet nun Claude umherging? Aus Einer, nur aus der Einen. Zum erstenmal im Leben fühlte er sich fast gesund. Er sah sich an jedem Morgen im sicheren Besitz des ganzen Tages, der voll zum Zerspringen war von ihren Worten, ihrem überlegenen Lachen, ihrem gerollten R, ihren an das Haar erhobenen Händen, ihrem Schritt — voll von ihr!

Eine alte Blumenverkäuferin beim Kontrolor in Nymphenburg, die den jungen Mann seiner Begleiterin nicht gewachsen fand, sagte einmal:

„'s tut halt nix 'm Menschen so gut wie's Mailüfterl."

Und Claude griff sich an die Schläfen, so überwältigt war er von dieser einfachen Wahrheit.

Es träumte ihm in mehreren Nächten, sein Vater sei wieder am Leben. Er erschrak, und er erwachte unter Tränen der Wut. Nachher zuckte er die Achseln über die Grausamkeiten, die jedes große Glück verlangte. Der arme Mann mußte tot sein, damit Claude frei sein und für Ute sorgen konnte.

Sie fuhren häufig nach Nymphenburg. Am siebenten Juni war es zum erstenmal ganz heiß. Sie wanderten um fünf Uhr den schattigen Kanal entlang. Dann schöpften sie Atem, bevor sie in den ungeheuren Kreis weißer Gebäude traten, den die Sonne anfüllte. Kein menschlicher Schatten bewegte sich darin; die bäuerischen Farben der Blumenbeete schwatzten fröhlich im Licht, das Lila der Fliederbüsche flüsterte nur. An den langen hellen Wasserbecken hielten Putten aus lauter steinernen

Fettklößen dicke Königskronen empor; und in den Baſſins wurden die blauen und weißen Himmelsmaſſen blaſſer und die Treppen und Schnörkel des Schloſſes faſt ſehnſüchtig.

Dieſe Welt von ehemals war gegen alles Fremde verwahrt. Die gekalkten, mit Schindeln bedachten Häuschen ſchloſſen ſich kahl, demütig und heiter in einem Rieſenrondell aneinander, bis vor die Füße der herrſchaftlichen Pavillons; und in ihrer Mitte, ganz hinten, blähte ſich der zopfig aufgedonnerte Haupttrakt. Man meinte einen rotbäckigen Rokokoherrn, geſund und geziert, ſich ſpreizen zu ſehen zwiſchen netten Pächterstöchtern.

Ute und Claude betraten jenſeits des Palaſtes den Garten. Er war geſchnitten, geordnet, mit Bildern bevölkert, durch Waſſerläufe belebt. Er begrüßte ſie wie ein gravitätiſch lächelndes Geſicht. Die weißen Götter, ſorgfältig gereiht, tanzten auf ihren Sockeln ein behutſames Menuett, in die bleichgrünen und mattblauen Paſtellfarben der Ferne hinein. Die Waſſer empfingen freundlich jeden Reflex, wie ein Kompliment. Es war unmöglich, einen der eigenen Pulsſchläge zu ſpüren ohne Genugtuung und Güte. Claude und Ute faßten ſich an den Händen.

Auf den Bänken ſaßen je zwei, die ſich langſam auseinander löſten, ſo oft jemand vorbei ging. Aber wenn Ute und Claude daher kamen, blieben ſie zuſammen. Claude bemerkte:

„Natürlich halten ſie auch uns für ein Liebespaar.“

„Ach was," sagte Ute, und dachte an etwas anderes."

„Glaubst du's nicht?" fragte er dringend. Es lag ihm auf einmal alles daran, daß man ihn für Utes Geliebten halte. Es mußte doch möglich sein, ihn wenigstens dafür zu halten!

„Nein?"

„Wer denkt daran," meinte sie gleichgültig. „Das Volk, die Durchschnittsmenschen, kann sein. Wir, wir leben doch ganz wo anders."

„Menschen sind wir auch," sagte er lächelnd. Sie stutzte.

„Das ist eigentlich wahr," äußerte sie. „Du benimmst dich eigentlich sehr fein. Wenn ich denke —"

Sie sah ihn von der Seite an und schwieg. In einem weichen Lufthauch, der ihr Gesicht traf, unter dem Drängen eines liebeschweren Frühlings, empfand sie einen Augenblick mit Erstaunen, wer da neben ihr ging. Ein Mensch, der sie liebte. Einer, der Minute für Minute sein Leben mit ihr überlud, mit Gedanken an sie, Sorgen und Opfern für sie. Es blieb ihr unbegreiflich. Sie hatten sich als halbe Kinder kennen gelernt, gewiß, und sie war an ihn gewöhnt. Aber Gewohnheiten verlor man, und jeder hatte schließlich nur sich selbst. Was war Claude ihr, die in die Welt hinausfuhr und Kunst und Macht erarbeitete? Sie antwortete sich streng vernünftig: ein Fremder, nichts als ein angenehmer Fremder.

Claude, ihren prüfenden Blick auf seinem Gesicht, fühlte sich gequält, schon wieder gequält und im

Blute entzündet von Sehnsucht. Nein, das Glück der vorigen Wochen war nichts gewesen als der kurze Stillstand eines langen Leidens, eines unerbittlichen, das zu etwas Schlimmem führte. Er begehrte Ute, er würde sein Leben lang nichts begehren als sie; und er hatte Angst davor.

„Nun?“ fragte er mühsam. „Was sagtest du?“

„Daß du dich sehr fein benimmst,“ wiederholte sie, herzlich betont. Und daß ich dir danke.“

Sie drückte seine Hand. Aber er zog sie aus ihrer.

Sie hatten einen Seitenpfad eingeschlagen; der geregelte, vermenschlichte Garten ward ganz plötzlich zum Walde. Sie traten auf Moos, streiften an hängende Zweige, atmeten feuchten Schatten.

„Du bist wirklich ein Bruder,“ sagte Ute noch, da Claude schwieg. Er antwortete, ohne zu überlegen, durch die geschlossenen Zähne hindurch:

„Aber einem Bruder, dem kann's auch einmal zu viel werden.“

„Was?“

Er wußte es selbst kaum.

„Ich denke nur an meinen Freund Gebauer, der sich erschossen hat.“

„Ach was, der war verrückt.“

„Das sagt man immer. Stell' dir seine Lage vor. Als er siebzehn war, starb der Vater, ohne Hinterlassenschaft. Gebauer ging von der Schule ab, er hatte die Schwester zu unterhalten, die war ein Jahr jünger; und dann war noch der Kleine da. Weil der Mangolf sein Onkel war, kam er in die Presse. Er war ja

riesig geschickt, ohne irgend was gelernt zu haben. Die auswärtigen Blätter hatten keine Ahnung, daß ihr pikantester Korrespondent achtzehn Jahre alt war. Er hat gearbeitet wie ein Besessener. Die Nerven natürlich kaput, aber schließlich verdiente er zehntausend Mark. Er hatte mit Bruder und Schwester zusammen ein komfortables Heim. Die Schwester war eine Dame, ihr fehlte nichts. Du hast sie ja gekannt."

„Flüchtig."

„Sie sagte, sie müsse ihre Zukunft sichern, und ging nach Berlin ans Konservatorium. Nach drei Monaten kriegt der Bruder einen anonymen Brief; sie habe ein Verhältnis mit dem Baron Dingsda, irgend ein ordinäres Tier, das so was als Beruf ausübt ... Darauf hat ihr der Gebauer ganz zart geschrieben, sich hundertmal entschuldigt, daß er das Gerücht überhaupt erwähne. Wie es denn in aller Welt nur habe entstehen können. Und nun kriegt er den unglaublichen Brief von ihr. Sie habe das mit vollem Bewußtsein getan, um aus der Abhängigkeit herauszukommen. Der glatzköpfige Dingsda reize sie natürlich gar nicht. Aber sie müsse sich Vermögen machen."

„Das versteh' ich eigentlich," erklärte Ute.

„Das verstehst du? Na ja, daß du das sagst, und überhaupt daß ihr so redet, das lass' ich gelten, das ist wohl zeitgemäß. Aber wenn ihr's tut, siehst du, das verstehen nun wir nicht. Der Gebauer muß es wohl mißverstanden haben, er hat sich ja erschossen."

„Bah," machte Ute. „Der war ja verliebt in die Schwester."

Claude blieb ſtehen, er wankte, wie bei einem Stoß vor die Bruſt.

„Was? Was ſagſt du?“

„Du weißt auch gar nichts. Ich hab' mich damals mit Bella oft darüber aufgehalten. Die andern wußten es übrigens alle.“

„Wer, die andern?“

„Die andern Mädchen, die Freundinnen der Schweſter.“

„Ja, ihr Mädeln, ihr merkt das alles,“ ſagte Claude und ging geſenkten Kopfes weiter.

„Er hatte nicht den Mut zu ſeinen gewagten Gefühlen,“ erklärte Ute, geringſchätzig.

„Wenn er ſie liebte,“ rief Claude wie unter einer Eingebung, „dann verſteh' ich ihn ja um ſo beſſer. O! um ſo tiefer verſteh' ich ihn dann.“

Ute ſchüttelte ſich, voll Ungeduld.

„Hör' 'mal, falls du je auf die Dummheit verfällſt, die der Gebauer gemacht hat — von mir haſt du kein Mitleid zu erwarten. Das iſt doch zu dumm.“

Er machte eine Anſtrengung um ruhig zu werden.

„Du haſt recht, die Geſchichte war übertrieben. Solche körperlichen Verrichtungen, wie das Totſchießen, nimmt ein Menſch von Geiſt nicht vor. Aber wenn ich je erfahre, daß du ein Verhältnis haſt — es iſt ſchon ſicher, das wird ein böſer Moment für mich.“

„Ich könnte dir ſagen, daß dich das gar nichts angeht. Jeder hat doch ſein Leben für ſich, nicht wahr. Ich will aber ein Übriges tun, und wenn mir

'mal was passiert, sollst du's durch mich selber wissen. Tröstet dich das?"

„Vielleicht," sagte er, und er hatte gezögert. „Glaubst du denn, daß dir was passieren wird?"

„Du fragst kindisch!"

„Allerdings."

„Wie kann man so was wissen. Mich zu verlieben, ich hab's dir schon gesagt, dazu fühle ich mich nicht veranlagt . . . Nein, ziemlich sicher, niemals," setzte sie hinzu, ganz sachlich, nachdem sie in sich hineingeblickt hatte. „Übrigens schreib' ich dir. Und dann sehen wir uns ja wieder."

So sprach sie zum erstenmal. Claude war auf einmal ganz überschauert von der Angst vor der Trennung. Bisher hatte er sie nur vorausgewußt; jetzt erst *glaubte* er an sie, an das Unfaßbare, wie wenn das Herannahen des Sterbenden ihn endlich an den Tod hätte glauben lassen. Er fragte, halb von Sinnen:

„Nun mußt du wohl bald Nachricht kriegen?"

„Meinetwegen," sagte sie entschlossen. „Ich bin mit allem fertig. Drei Kisten mit Kostümen hab' ich schon weggeschickt."

„Hoffen wir, daß uns noch ein paar Tage bleiben," sagte er und lachte. „Das Wetter ist grad so schön; wir sollten noch nach Schleißheim hinaus."

„Danke," erwiderte sie, „was denkst du denn, ich muß doch jeden Augenblick bereit sein. Und dann, dieses Herumbummeln in der Frühlingsluft ist überhaupt nichts. Es macht bloß schlaff und faul, und dann kommt man immer auf solche dummen Gespräche

wie eben. Gearbeitet hab' ich schon seit acht Tagen nicht mehr richtig. Was tu' ich eigentlich? Meine Anschaffungen sind fertig, die Koffer sind gepackt. Warum bin ich eigentlich den ganzen Tag mit dir und tue gar nichts. O, jetzt wird sofort nach Haus gefahren und gearbeitet."

„Na los," sagte Claude.

Sie gingen eben über eine kleine hölzerne Brücke. Den laubigen Kanal entlang, durch das schwarze Grün einer Schattenbahn, und grün eingesponnen schwamm ein einsamer Schwan. Claude sah ihm nach, er deuchte ihm steil, kalt, nur auf seine Linie bedacht. Dann betrachtete er Ute.

Sie erreichten den Garten und durchmaßen ihn ohne umzuschauen, mit beschleunigtem Schritt, als seien sie hier nicht mehr am Platze. Claude sah in widerstandsloser Trauer alles zurückbleiben: diese Frühlingswochen mit ihrem verhalten dahingerauschten Glück, ihren unterirdischen Zärtlichkeiten; den Schluß machte der Gang durch diesen Garten, heute nach der Ankunft, Hand in Hand. Gleich würden sie das Gatter wieder durchschritten haben und draußen sein, für immer heraus aus alledem.

„Das Gute habe ich gehabt. Das war das Gute, das ich haben konnte."

VI

Vorschriftsmäßig

Zu Hause lag ein Telegramm von Utes Direktor; in der Nacht mußte sie reisen.

Sie war auf einmal in Erregung, lief in Hut und Jackett ziemlich planlos zwischen den großen Koffern umher, schlug Kursbücher auf, suchte nach überflüssigen Dingen, stellte kopflose und angstvolle Fragen. Sie war sich klar über alle ihre Lebensziele und über die Mittel, sie zu erreichen; aber sie war noch niemals allein auf der Eisenbahn gefahren.

Claude zeigte sich guten Muts, brachte sie sogar zum Lachen. Am Bahnhof, während man ihr Gepäck einschrieb, sagte er ihr, wie chic ihr Reisekostüm sei. Und das wiederkehrende Bewußtsein, gut angezogen zu sein, gab Ute endlich ihr Selbstvertrauen zurück.

Er hatte ihr Blumen und Bücher in den Wagen gelegt; sie fand sich vorläufig in Sicherheit und atmete auf. Den Fuß auf der Treppe, sagte Claude:

„Wenn ich nun einfach einstiege und mitführe. Famos, was?"

„Ohne alles?"

„In Berlin kauf' ich mir ein paar Hemden, den Reſt laß' ich mir nachkommen. Schließlich darf ich doch die Sommerfriſche dort im Walde, wo du Komödie ſpielſt, grad ſo gut genießen wie die Bürger aus Ritzebüttel oder Ülzen."

Sie verzog befremdet den Mund.

„Du weißt ja, ich will mich dir erſt zeigen, wenn ich was Ordentliches kann."

„Archibald war ſchon ſehr zufrieden zuletzt."

„Das iſt ganz was anderes. Auf der Bühne, im Enſemble . . ."

„Alſo gegen Ende der Saiſon, wie? Du ſchreibſt mir, wenn ich kommen ſoll?"

„Und überhaupt, dieſe Schmiere iſt ja für mich nur eine Schule, da zeig' ich mich bloß den Leuten aus Ülzen, die's nicht weiter ſagen."

„Erlaube, ich ſtell' mir das rieſig amüſant vor, du in großer Toilette mit dem erſten Liebhaber, der mir und mich verwechſelt, und mit der Direktorsgattin, die ſich einen Ballmantel aus einer Tiſchdecke gemacht hat."

Aber Ute ward ungeduldig.

„Genug, dieſe Saiſon wird mich kein Menſch zu ſehen kriegen. Bloß den Direktor vom Merſeburger Stadttheater, der in der Nähe kurt, den ſchickt Archibald mir, wegen Engagement."

„Na alſo," ſagte er, hoffnungslos.

„Was willſt du denn, das war ja längſt abgemacht, daß du mich bis zum Herbſt in Ruhe läßt."

Sie ſahen aneinander vorbei, unzufrieden. Sie

warteten auf den Schaffner, der dort, ganz vorn, die Türen zuſchlug. Er kam näher. Claude dachte fieberhaft, dies könnten unmöglich ihre Abſchiedsworte geweſen ſein; aber er fand nichts mehr zu ſagen, unter den tauſend Worten, von denen die Welt voll war, keines, daß in dieſer äußerſten Minute hätte geſprochen werden können.

Im Augenblick des Einſteigens wandte Ute ſich plötzlich um, von nervöſer Bewegung ergriffen.

„Ich danke dir," ſtammelte ſie.

Unverſehens warf ſie die Arme um ſeinen Hals und küßte ihn, grad' auf den Mund. Er hielt ſtill, er war ſehr bleich und wagte ſich nicht zu regen, als ſie ſchon verſchwunden war. Sein Taſchentuch flatterte nur ganz leiſe, während ihres noch außerhalb der Halle, in der Nacht, einen großen Flug beſchrieb.

Er kehrte in ihre Wohnung zurück.. Sie hatte es ihm nicht aufgetragen. Ihre Möbel, ihr Porzellan, das war ihr 'mal gleichgültig. Es lag alles umher, als ſollte ſie morgen wiederkommen. Er ſagte der Köchin, ſie könne bis Ende des Monats dableiben und die Zimmer in Ordnung halten. Er meinte, ſo würden ſie etwas von dem gewohnten Leben bewahren, von ihrem Leben.

Ihr Schlafzimmer war aufgeräumt, das Bett für die Nacht aufgedeckt, glatt und kalt. Er ſpürte plötzlich den Schauer der tiefen Nacht, in die ſie nun hineinfuhr, immer tiefer, wie in einen Tunnel. Jenſeits lag ihr neuer Tag, voll vielleicht von Erlebniſſen, Enttäuſchungen oder Jubel; aber Claude kannte ihn nicht.

Das Gefühl, nicht mehr zu leben, ausgestrichen zu sein, drückte ihn auf einmal so hart auf die Schultern, daß er sich setzen mußte.

Vor dem Stehspiegel auf dem Teppich begegnete er einem glitzernden Gegenstand. Er hob eine Hutnadel auf. Ute hatte sie, er erinnerte sich, in der Ratlosigkeit der Abreise viele Male in den Händen herumgedreht, sie schließlich mit einer andern vertauscht und weggeworfen. Claude begegnete ihr da wie einem Kameraden. Der metallene Kopf, den Utes Hände erwärmt hatten, nun war er kalt. Claude riß die Knöpfe seiner Weste und seines Hemdes auf, er drückte die Nadel gegen sein Herz. So lange ihre Kälte ihn durchdrang, kam er sich beglückt vor. Als er sie nicht mehr fühlte, war's ihm, als sei alles aus.

Er hatte geglaubt, er würde täglich in ihre Wohnung pilgern; aber er blieb wochenlang weg. Er war zu keinen Sentimentalitäten mehr versucht, sondern zu Gereiztheiten. In seinem sozialistischen Verein, wo sogar die Privatdozenten ihn mit Rücksicht auf seine künftige geschäftliche Machtstellung immer achtungsvoll behandelt hatten, schlug er einen anmaßenden Ton an und wollte die Herren die studiert hatten, eines andern belehren. Er ließ sich zum Redner in einer Bauarbeiterversammlung bestimmen und erschien in seinem elegantesten Frack. Der Vorsitzende sagte ihm:

„Wenn Sie hier reden wollen, rate ich Ihnen, ziehen Sie einen fleckigen an, der wo ein paar Falten wirft."

„Dann lassen Sie den Kellner reden," erwiderte Claude.

Er wurde dann so ausfallend, daß der Polizeibeamte erstaunt sein Bierglas hinstellte. Auch versicherte er, er werde jetzt überall halbe Stadtteile verschleudern und auf die Preise von Grund und Boden dermaßen drücken, daß der Kapitalist verkrachen und der Arbeiter seine Wohnung sehr bald umsonst haben werde. Dies dünkte einigen nicht sehr klar, wurde aber gern gehört. Es kam selbst in die Neuesten Nachrichten.

In dem gut bürgerlichen Klub, wo er mit Matthacker, Graf Kreuth und mit Künstlern zusammenkam, wiederholte er seine Drohungen. Er sprach sogar von einer Allerhöchsten Person als von einem Individuum. Die Künstler freuten sich, Matthacker erklärte: „Ich kauf' Ihnen Ihren Leichnam ab"; aber ein Student aus Breslau, der ein goldenes Armband trug, bemerkte durch die Nase:

„Se sind ja 'n janz dummer Junge sind Se ja."

Claude starrte ihn an.

„Ja, Sie mein' ich," sagte der Student.

Wie war das möglich. Claude fühlte: „Wenn ein anderer so ähnlich handelt, ist er ein dummer Junge. Aber ich, Claude Marehn — das ist eine Sache für sich." Plötzlich schnellte seine Hand auf die weiße, breite Wange des Studenten. Als man die Herren getrennt hatte, begriff Claude erst vollends, was ihm zugestoßen war, und geriet vor Wut ins Zittern. Es wollte nochmals losstürzen, man mußte ihn ernsthaft fragen, ob er gar keinen Komment habe.

Am nächsten Morgen um fünf war er draußen in Planegg. Er hatte geschlafen und war mit dem

Bewußtsein erwacht, vor ihm liege ein kaltes, wütendes Vergnügen und vielleicht das Ende vieler Unlust. Die Zeugen des andern hatten ihm den ersten Schuß erschlichen. Claude schritt stramm vor, mit einer Hier bin ich-Miene, die den Zuschauern ein stummes „Donnerwetter!" abnötigte. Der Student traf nicht, darauf schoß Claude ihn durch reinen Zufall irgendwo in die Hose, pfiff durch die Zähne und ging seiner Wege.

Wie er vor seiner Haustür aus dem Wagen stieg, kam die noch leere Straße der Briefträger herauf. Claude ging ihm entgegen, er erinnerte sich plötzlich an etwas, das der Mann vielleicht brachte. Da war's: der Brief von Ute.

Claude begab sich, und sein Gang war nicht mehr fest, in ihre Wohnung. „Gut," dachte er, „daß ich ihn noch lesen kann." Und der Gedanke an den Tod, dem er entgangen war, machte ihn nachträglich kalt vor Angst.

Drinnen war es kühl und roch eingeschlossen und nach Staub. Die Köchin war nicht vorhanden. Er öffnete die Läden, die Sonne des Junimorgens stürzte sich jubelnd auf die Dinge, auf Utes Dinge!

Und sie schrieb jubelnd. Sie habe nicht früher berichten wollen: jetzt, seit der Magda, sei ihr Triumph entschieden. Sie habe alle Herren für sich und alle Damen gegen sich, außer einem jungen Mädchen in Weiß, das nicht bekurt werde; das sei heimlich zu ihr gekommen, mit Tränen der Begeisterung, und habe um ihre Freundschaft gebeten. Eine Verlobung sei ihret-

9*

wegen zurückgegangen. Ein alter Herr sei von seiner Frau nach Hause geschickt. Diese Kleinstädter seien überhaupt aus dem Häuschen, man merke, wie lange sie gefastet hätten. Was sie gewöhnlich aber auch vorgesetzt kriegten! Die Kolleginnen seien alle zu haben, und zum Teil für fünf Mark. Natürlich stürben sie vor Neid und Haß. Ah! sie fühle sich leben. Nächsten Dienstag komme nun ihr Benefiz ...

Sie fühlte sich leben! Einen Schrei davon sandte sie ihm — und fast hätte er ihn nicht mehr gehört. Was hatte er denn getrieben, seit sie fort war? Sich wie ein dummer Junge aufgeführt und von einem, der's ihm gesagt hatte, sich beinahe totschießen lassen. Und mit diesen Nichtigkeiten, gemischt aus Eitelkeit und Verachtung, sollte er alle seine Tage vergeuden? Und schließlich würde es dann sein Leben gewesen sein? Weil sie es nicht wollte, sein Leben? Weil er es ihr nicht darbringen durfte?

Er weinte, mit den Lippen auf ihrer Namensunterschrift, und seine Tränen gruben Lachen in den Staub der Tischplatte.

Am Nachmittag besuchte ihn von Eisenmann. Er wolle Claude darauf aufmerksam machen, sagte er, daß er sich durchaus nicht vorschriftsmäßig benehme. Seiner Mutter mache man doch wenigstens eine Aufwartung, bevor man sich schieße.

„War sie betrübt?" fragte Claude, ohne nachzudenken.

„Betrübt ist nicht das Wort," sagte von Eisenmann. „Unangenehm berührt."

„Ja so.“

„Überhaupt, was Sie tun und lassen ist nicht so belanglos, wie Sie zu glauben scheinen. Wenn die Baracke noch zusammenhalten soll, dann muß bei uns jeder einzelne von der ‚vaterlandslosen Rotte‘ überzeugt sein wie von der Seligkeit, jeder einzelne. Das ist Vorschrift!“ behauptete von Eisenmann, aufgereckt im eng geschlossenen Gehrock und den Zeigefinger gegen den Boden gerichtet.

„Erstens schädigen sie durch solche Reden Ihr eigenes Geschäft.“

„Ist das so schlimm?“ fragte Claude, freundlich lächelnd.

„Den Gaunern Geld hinzuwerfen!“ schrie von Eisenmann, am ganzen Leibe zitternd. „Das soll nicht schlimm sein?“

Er mußte sich erst erholen.

„Den Panier, den alten Marder, brauchen Sie zum Stehlen wahrhaftig nicht aufzufordern. Der verkauft schon ohnedies Ihre Terrains für 'n Schwefelholz und läßt sich von den Käufern Provision zahlen.“

„O, o,“ machte Claude. „Wie können Sie von dem alten Mann so schlecht reden.“

„Oller Lomp!“ rief von Eisenmann.

„Ich will ihn mal fragen.“

„Immer bloß mit Lompen und Gaunern zu tun zu haben! Für 'n anständigen Menschen ist es gar nicht auszuhalten!“

Von Eisenmann schnaubte, sein hängender Schnurrbart stieg auf und nieder.

Plötzlich kehrte er zu Claude zurück.

„Und wie Sie sonst leben, das gereicht Ihnen auch nicht zur Ehre, guter Freund. Es ist was durchgesickert, mit Ihrer Freundin Fräulein Ende sollen Sie ja geradezu wie Bruder und Schwester gelebt haben. Das ist doch 'n Skandal!"

„Ich bitte, davon sehen wir ab," sagte Claude bestimmt.

„Ich muß Ihnen mal ganz anders kommen!" erklärte von Eisenmann, die Zähne aufeinander. „So 'n junger Hund, was wissen denn Sie vom Leben. Machen Sie doch keine Geschichten, ich zeig' Ihnen, wie Sie die Sache vorschriftsmäßig anzufassen haben. Das bin ich ganz einfach Ihrer Mutter schuldig."

Dabei legte von Eisenmann seinen Hut und seine Handschuhe weg, als gehörte er nun dazu.

Claude bewunderte ihn. Er wußte durch Panier so ziemlich Bescheid über von Eisenmann, der jetzt kein Taschengeld mehr hatte. Frau Marehn kam selbst nicht aus. Vielleicht war das Paar übereingekommen, auf diese Weise von Claude Besitz zu ergreifen. Claude wußte dagegen keinen Einwand. Dummheiten hatte er auch alleine genug gemacht; was lag daran, wenn er nun unter von Eisenmanns Anleitung welche machte. Und dieser von Eisenmann, der sich so gar nicht begriff, über seine Beweggründe so rührend im unklaren war, immer in Empörung gegen jeden Widerstand, immer heilig überzeugt von seinem Recht zu leben, zu vergewaltigen, in Reiterstiefeln aufzustampfen, wie seine seligen Väter es gewohnt waren!

Zunächst hatte Claude, nach von Eisenmanns Auffassung, den guten Ruf seiner Männlichkeit wieder herzustellen, denn der hatte durch das brüderliche Verhältnis zu Ute gelitten. Die Schransky vom Gärtnertheater war gerade frei, weil der alte Huber gestorben war. „Die Person mit den Pferdezähnen!“ wandte Claude ein. Aber es war vergebens. Die Schransky war bekannt; ein Verkehr mit ihr würde das böse Gerücht ersticken.

Claude zuckte die Achseln. Er nahm sich vor, die Schransky ein paar Abende lang öffentlich umherzuführen, ohne daß der Umgang sich auf Vertraulichkeiten erstreckte. Die Frau hatte einfach so zu tun, als ob er seine Pflichten erfüllt hätte; dafür bezahlte er sie.

Im übrigen ließ er von Eisenmann kommandieren. Killich mußte für Claude ein Automobil kaufen, und die vier, Killich und von Eisenmann vorn, Claude mit der Schransky auf den Rückplätzen, fuhren umher und zeigten sich. Von Eisenmann wurde von der Sucht gepackt, die Welt zu durchrasen. Wenn er lenkte, saß er den Hals vorgestreckt, gelb und wild unter der barbarischen Ledermütze, ein Fresser von blauen Fernen. So hasteten sie, außerhalb des Weichbildes der Stadt, über sommerliche Landstraßen. Die Pappeln raschelten hoch im Licht, still glänzten Weiden an Wegrainen, ein süßer Himmel floß blau zwischen Wolkenbergen. Aber die Vögel flüchteten, Gänse und barfüßige Buben retteten sich mit Gekreisch, und alte Frauen setzten sich hart in den Graben, wenn das Automobil, niedrig, blechern, giftig lackiert, eine dicke Bremse, vorn mit

zwei ſtumpfen Augen, drohend und beſinnungslos herbeipruſtete, in einem Schweif von Geſtank und Staub.

Mehrmals verurſachten ſie Panik unter Soldaten, die zuverſichtlich ſingend dahermarſchierten. Die Pferde der Offiziere wollten durchgehen. Die Herren mußten abſitzen; ſie konnten die Tiere nicht halten, zwei Leute halfen ihnen. Und das Automobil raſſelte im Triumph vorbei, über den ohnmächtigen Zorn der Reiter hinweg.

„Die Kerls meinen auch, ſie ſeien die Herren der Welt," ſagte von Eiſenmann ingrimmig. Er hatte ſelbſt im Sattel geſeſſen, er wußte die Demütigung ſeiner Standesgenoſſen zu ſchätzen.

Aber wenn ſie am Ziel waren und friedlich im Dorfwirtshaus ſaßen, hatte der Ausflug auf einmal keinen Zweck gehabt. Unterwegs hatte man den Mund feſt, die Augen halb geſchloſſen gehalten und ſich auf einen Unglücksfall vorbereitet. Jetzt langweilte man ſich. Von Eiſenmann fand keine Raſt. Er ſtürzte zwei Flaſchen Wein hinunter und ſauſte alleine weiter. Claude ſah gelaſſen zu, wie Killich die Schranſky eroberte. Einmal unterbrach er ihn, weil ihm einfiel, daß von Eiſenmann auch Killich einen Gauner genannt habe.

„Sie ſollen ja von dem Automobilmenſchen Prozente gekriegt haben?"

„Sagen Sie das im eigenen Namen?" fragte Killich intereſſiert.

„Beiläufig. Auch das Geld, das ich Ihnen gegeben habe für Ihre Maſchine — Setzmaſchine glaub' ich mit dem bewußten Metallſtreifen —, das ſollen Sie

für Ihre Weiber verwenden. Sogar mit Matthacker und den Brillenſchlangen, wofür er nun ſchon mehrere tauſend Mark gekriegt hat, ſoll es nicht richtig ſein."

„Sie Kind," ſagte Killich voll Mitleid. „Das haben Sie natürlich von dem Eiſenmann?"

Claude geſtand es.

„Es iſt mir ja gleich," ſetzte er hinzu.

„Nein, es iſt Ihnen nicht gleich," entgegnete Killich. „Sondern es würde Ihnen Freude machen. Aber die Genugtuung erleben Sie nicht — von mir nicht. Wenn ich 'mal Geld brauche und es mir etwa von Ihrem genommen habe, dann ſage ich's Ihnen einfach. Was wollen Sie machen, Sie werden es mir wohl laſſen."

Claude hob die Achſeln.

„Na ſehen Sie."

Killich ſtrich ſich durch den wildblonden Bart, nickte ein paarmal und erklärte:

„Ich bin nämlich ein Menſch ohne Vorausſetzungen. Ich wurzele nicht in dieſer Kultur."

Seine muskulöſe Hand bewegte ſich im Bogen über dem Biertiſch. Er deklamierte:

„Ich bin als Goldwäſcher tätig geweſen, ich habe zeitweilig die Fütterung von Krokodilen beſorgt. Auch war ich bereits Sekretär eines nationalliberalen Vereins. Wie Sie mich ſehen, bin ich auf dem Rücken alter Kamele zu Hauſe, und auf den Diwans noch älterer Pariſerinnen, die ſchändlich viel koſten, aber nicht mich. Ich kann ſagen, ich kenne Menſchheit und Geſellſchaft. Ich bin mit beiden fertig geworden, ich habe mich über ſie hinweggeludert —"

Die Schransky kreischte leise auf.

„Geh 'mal hinaus, Mädel," sagte Killich über die Achsel, „dies ist nichts für dich."

Sie gehorchte, verstört und voll Bewunderung.

„— und habe gefunden," so erzählte Killich weiter, „daß nach Abzug aller Fiktionen ein Paar muskulöse Arme das einzige ist, was übrig bleibt."

„Sie Geistesmensch," sagte Claude.

„Warum man das Geistige als Hauptsport betreiben soll, werde ich nie begreifen. Ich habe Geologie vorgetragen und als Zirkusclown fungiert. Sowohl im Hörsaal wie auf der Bühne des Variété könnte ich sechs oder acht Spezialitäten versehen. Aber daß mein Vater mich, weil ich niemals nach Prima versetzt ward, in eine Schmiede gab als Lehrjungen, das ist die Vorbedingung aller meiner Siege."

„Haben Sie sie in den böhmischen Wäldern errungen?"

„Nein, bei Weibern. Und da geht es gefährlicher zu, ich versichere Sie. Aber ich habe noch jede meinen Träumen unterworfen, fast jede ... Ich knete nämlich jedes neue Weib zu einem Traume um und gebrauche dazu meine Muskeln."

„Die Gräfin Zank," fragte Claude, „ist auch sie vor Ihren Muskeln in die Knie gebrochen?"

Killich sah weg.

„Nein, die nicht. Bei der ist gar nichts zu machen. Ich hatte meine Theorie. Sie, die deklassierte Aristokratin voll gewiegter Kitzel, sollte auf einer Felseninsel der Südsee verwildern, eine raffinierte Amazone, die

unter guten Naturmenſchen perverſe Verheerungen angerichtet."

„Fein gedacht," ſagte Claude.

„Welch ſeltſamer Fürſt hätt' ich ſelbſt dabei werden müſſen."

„Das will ich meinen."

„Ich kann nicht einmal ſagen, ſie habe mich enttäuſcht. Das Schlimme iſt, bei ihr gibt's weder Enttäuſchungen noch Genugtuungen. Sie geiſterte als ein ſchmaler Schatten auf dem tobenden Blau jenes Himmels — nicht zu faſſen, nichts daraus zu formen."

Killichs Hand ſchnappte mit hungriger Kraft durch die Luft.

„Man wird bei ihr ſelbſt zum Schatten."

„Iſt ſie noch in Paris, mit dem Inſulaner, den ſie lieber mochte?"

„Lieber mochte. Sie mag nichts lieber. Laſſen wir das," verlangte Killich unbehaglich. Aber Claude war neugierig.

„Iſt ſie noch in Paris?"

„Wollen Sie's laſſen oder nicht?" fragte Killich... „Um auf das andere zurückzukommen: ich weiß einen, der Sie einmal viehiſch ausrauben wird, und das iſt Ihr Freund Eiſenmann."

„Aber, wer alle Welt für Gauner hält —"

„Grade der. Er wird es endlich nicht mehr aushalten, der einzige zu ſein, der ſich enthält. Aus Entrüſtung, mein Lieber, aus Entrüſtung wird er ſtehlen!"

„Na, mit Gott," meinte Claude. „Ich habe ja

auch das Gefühl, es muß noch irgendwie ſchief gehn mit von Eiſenmann."

Von Eiſenmann machte ihn neugierig, Killich fand er wohl geraten, und die Zank, irgendwo in einer Landſchaft, die es gar nicht gab, zog ihn an wie ein Märchen.

Mit den Weibern ſei es nicht getan, erklärte von Eiſenmann zwei Tage darauf. Er habe ſchon ein paar Gäule in Sicht, Claude müſſe rennen laſſen. Zunächſt würden ſie nach Oſtende fahren.

Dies geſchah. Sie fuhren auch nach Trouville und überallhin, wo Pferde liefen. Von Eiſenmann miſchte ſeinen Zögling unter Leute in Londoner Anzügen, Leute, die näſelten und die ſchlenkernden Hände nach außen, gebeugt einhertrollten; und unter Leute mit klebrigen Schnurrbärten und mit O-beinen, mit ſtarken Gerüchen, dicken Brillantnadeln und einem Jargon, den Claude in Todesverachtung nachſprach.

Ihre Frauen, Blonde die wild rochen, oder Schwarze von erſchreckender Grazie, kamen ihm alle vor wie Verbrecherinnen. Ihre gefärbten Haare ſchienen beſtimmt, Hälſe zuzuſchnüren, ihre gemalten Lippen waren ein wahrer Luſtmord. Claude lernte den Todesſchwindel kennen, mit dem man ſein Geſicht dieſen weißen, böſen Geſichtern näherte. Er fühlte ſich feucht werden, wenn dieſe Hände, die weder Knochen noch Bedenken hatten, am Rande eines Spieltiſches gegen ſeine ſtreiften. Sie waren ſchneidig, dieſe Frauen, und vergingen doch in Schwüle. Mehrere begehrte er heftig; nur war ihm ſeine Geſundheit zu lieb.

Eines Abends, in Spa, ſetzten ſich zwei an den Tiſch, wo er Gefrorenes aß. Die eine hatte Utes Haar, wenn es auch gefälſcht war. Sie verſicherte ihrer Freundin, Claude ſei ein Eisberg. Die andere erklärte ihn für einen guten Jungen. Claude hörte erſt zu Ende, was ſie von ihm hielten, dann ſchloß er ſich der Roten an. Sie hatte eine Bruſt aus zwei metallenen Kuppeln. Er machte ſich auf eine unerhörte Nacht gefaßt. Als ſie auf dem Bidet ſaß, behauptete ſie, ihn einen Augenblick verlaſſen zu müſſen. Sie ging, Claude wartete erregt, ſie kam nicht wieder. Er ſtand auf, wanderte im Nebenzimmer umher, wo ſeine Kleider ordentlich über einem Stuhl lagen. Schließlich zog er ſie an und begab ſich in ſein Hotel; es wurde ja ſchon Tag. Erſt gegen abend bemerkte er, daß ſein Portefeuille leer war. Die Taſche war peinlich zugeknöpft. Überhaupt, wer hätte das vermutet. Er hatte ſich darauf vorbereitet, zwiſchen den Gliedern dieſer Frau zum Krüppel zu werden. Statt deſſen büßte er ein paar tauſend Francs ein. Dennoch fand er nicht, daß die Frau an Wert verloren habe. Nur er ſelbſt war befremdlich; er ſchien ſich ja wieder benommen zu haben wie ein dummer Junge.

Er nahm ſich andere, aber ohne jemals den grauſigen Taumel zu erleben, den ſie verſprochen hatten. Dafür fühlte er ſich täglich müder und hatte faſt immer einen Magenkatarrh. „Die häufigen Anzahlungen auf eine Leidenſchaft die niemals kommt," dachte er, „erſchöpfen mein Kapital." Er ſprach ſeinem Mentor die Vermutung aus, dies ſei nicht die ihm angemeſſene Art von Badereiſen.

„Sie müssen bedenken, erzeugt bin ich von einem angehenden Fünfziger, der zuckerkrank war."

„Was geht das mich an," sagte von Eisenmann abweisend.

„Allerdings, allerdings."

„Wenn die Nerven nicht mehr wollen, läßt man sich 'n paar Pillen geben, bis et wieder jeht. Gelebt muß doch werden. Schreiben Sie an Matthacker."

„Matthacker," sagte Claude, „der hat mir ja gerade prophezeit, ich würde unfehlbar in jugendlichem Marasmus enden ... Allerdings war er damals nach der ersten Konsultation sehr ärgerlich auf mich, weil ich das Bild eines Neurasthenikers bot, der syphilitisch sein mußte. Und dabei war ich es nicht, das störte ihn natürlich."

„Also Schluß. Wenn Sie die Weiber nicht vertragen, dann lassen Sie sie in Ruh'."

„Das geht nämlich auch nicht. Dann kriege ich einen gewissen nervösen Kopfschmerz, den möcht' ich Ihnen nicht wünschen. Für mich sind die Weiber das einzige Heilmittel, sagt Matthacker."

„Unglücksmensch, was wollen Sie denn?" so schnaubte von Eisenmann und rannte davon.

Claude glaubte zu wissen, wessen er bedurfte: Utes. Nur einen Tag in ihrer Luft, das hätte ihn unsäglich auffrischen müssen, meinte er. „Wenn ich jetzt plötzlich sie lachen hörte, ihre Hand drücken könnte," dachte er, lechzend, „ich würde aufspringen und wirklich zwanzig Jahr alt sein; das weiß ich gewiß."

Er dachte an sie jeden Morgen beim Aufwachen.

Vor den geöffneten Fenstern neigten sich leise Wipfel, durch den Korridor hastete noch kein Kellner. Der Tag war noch neu, noch nicht überladen mit gemeinen Vorgängen. Ute hatte noch Raum darin, sie kam ganz allein diese Morgenstunde entlang. Claude erkannte alle ihre oft erlebten Bewegungen, alle ihre täglich gefühlten Schönheiten. Seine geschlossenen Augen waren ganz voll von ihr.

Des abends in Gesellschaft ward es ihm manchmal wie ein Mysterium, süß und fast schaurig, bewußt, daß sie jetzt, hundert Meilen entfernt, in einem Walde auf einer Bühne stehe, daß sie in diesem selben Augenblick, wo um Claude Geschwätz war, kunstreiche Worte spreche, vielleicht schluchze, wie sie es eines Tages gelernt hatte, vielleicht in Leidenschaft schreie, zu Boden falle ... Er war sich auf einmal ganz fremd an diesem Tisch mit den Sektgläsern, unter diesem Volk; fragte sich, durch welche unglaublich verzwickten Sinnlosigkeiten das Leben es dahin gebracht habe, daß er, Claude, hier war — und dort hinten spielte Ute! Er gab einmal Unwohlsein vor und saß lange im dunklen Zimmer. Er hoffte sie darin spielen zu sehen. Aber sie zeigte sich nicht. Als es zwölf war, fiel ihm ein, daß in jener deutschen Sommerfrische das Theater wahrscheinlich um zehn aus war. Jetzt erst hatte er richtig allein gesessen, im verlassenen Saal, vor der leeren Bühne. Und er ging betrübt zu Bett.

Alle paar Tage mußte er auf der Eisenbahn fahren. Von Eisenmann litt an einem unzähmbaren Bewegungstrieb. Übrigens sah er schlecht aus, mit

dünnen Haaren wirr über der kahlen Stirn. Seine Gefräßigkeit beunruhigte den ganzen Speiſeſaal. Sein Magen war ein Herd immer neuer Schrecken, die ſeine Gereiztheit beförderten. Als Claude einmal ſein Schlafzimmer betrat, ſah er alles Geſchirr zerſchlagen.

„Das macht nichts," ſagte von Eiſenmann. „Es kommt nicht wieder vor."

Im Auguſt waren ſie in Baden-Baden, zum Rennen. Es ward ihnen ein Pferd angeboten, das niemand gekriegt hätte, wenn nicht der Beſitzer durch Spielverluſte gezwungen worden wäre, plötzlich ſeinen Rennſtall aufzulöſen. Es hieß Witzbold. Es war vorgeblich nur für Nahrennen trainiert, und auch dabei hatte es ſich nicht ausdauernd gezeigt. Bei mittleren Rennen hatte man es gar nicht laufen laſſen. Wenn es nun beim großen Rennen erſchiene, würde niemand darauf ſetzen, und ſein Herr würde außer dem erſten Preis noch alle Wetten kriegen. Denn — was niemand ahnen konnte — es war trainiert, um auf 8000 Meter den erſten Preis zu gewinnen. Das mußte man allerdings dem Trainer aufs Wort glauben. Von Eiſenmann rief Killich aus München herbei, die Herren berieten ſich, und Claude kaufte Witzbold. In Freudenau bei Wien ſollte er laufen.

Als ſie eines Nachmittags im Kurgarten um den Raſen herumgingen, bog aus einem Gebüſch heraus, nachläſſigen Ganges, in ausgetretenen Schuhen, eine weiße, ſchmale Frau, lange weiße Schleier am Hut, über dem blonden Haarwulſt, der dick und weich war,

und ſchlenkernd mit leeren Händen. Killich machte plötzlich einen Schritt zurück.

„Was haben Sie?“ fragte Claude. Da kam ihm eine innere Gewißheit:

„Das iſt die Zank!“

Da Killich nicht antwortete, ſetzte er hinzu:

„Wie die ausſchaut. Ruiniert haben Sie ſich nicht für ſie.“

„Ich habe ihr ein ſehr ſchönes Geſchenk gemacht,“ behauptete Killich. „Aber bei der iſt's gleich, ob ſie eine Million hat oder einen Knopf. Sie lebt nicht auf dieſer Welt. Da iſt nichts zu machen, man muß davon abſehen,“ erklärte er und ſchüttelte ſeine breiten Schultern. Einen Augenblick ſpäter war er verſchwunden. Claude ging unbeirrt der Gräfin nach. Von Eiſenmann blieb wütend ſtehen.

„Wenn Sie da was wollen, brauchen Sie mich wohl nicht dazu.“

Claude dankte und ſetzte den Weg fort, den die Zank vorſchrieb. Er fühlte ſich im Bauch ein wenig zuſammengeſchnürt. Aber ſie ſuchte jemand, ſie ſah den Leuten ins Geſicht. Er erblickte dann jedesmal ihr Profil, das mager und doch weich war. Ein großes blaues Kinderauge traf ihn ſchließlich aus dem Winkel. Er trat vor, lüftete den Hut, beſtellte einen Gruß vom Doktor Killich und erhielt die Erlaubnis, mitzugehen.

Sie durchwanderten die Allee mit den Läden. In den Fenſtern unanſehnlicher Buden glitzerten die Schätze Ali Babas. Die Allee war leer. Ein Kaufmann, vor deſſen Tür ſie ſtehen blieben, ſagte ihnen:

„Ja, an früher muß man nicht denken, als noch die Ruſſen herkamen. Sehen Sie, mein Herr, ſolch einen Gegenſtand im Werte von zweitauſend Mark, den brachte man damals einer Dame anſtatt eines Veilchenbuketts.“

Und er öffnete mit zarter Hand einen Rokokofächer aus bemaltem Porzellan und aus alten Spitzen, irr durchflimmert von kleinen Diamanten. Die Zank lachte; Claude kaufte den Fächer.

Zunächſt mietete er ihr beſſere Zimmer; ſie wohnte ſchlecht. Sie gefielen einander. Die Zank war kinderhaft lieb und ſorglos, ſchien nichts von der Welt zu wiſſen als das, was ſie mit Claude erlebte. Sie kleidete ſich nun in echte Spitzenkleider, behielt aber, weil ſie und Claude das originell fanden, ihre ausgetretenen Schuhe an.

Eines Abends traf Claude ſeinen Mentor bei ihr in intimer Haltung. Claude blieb ſtumm auf der Schwelle ſtehen; von Eiſenmann ſchrie ihm zu:

„Wollen Sie ſich bitte mäßigen, die Dame kann wohl tun, was ſie mag.“

Er ſchritt aufrecht hinaus, die Zank lachte. Ihre großen Kinderaugen blieben ernſthaft dabei.

„Biſt du böſe? Nein. Das iſt recht.“

„Gehen wir ſoupieren?“ fragte Claude. Sie ließ ſich ganz aufs Sofa gleiten.

„Ich werde heute nacht vielleicht weniger ſoupieren als ſterben,“ ſagte ſie.

„Wieſo ſterben?“

„Ich bin ſchon unanſtändig krank.“

Er nahm ſie in die Arme, erſchüttert von der

eigenen Zärtlichkeit. In ihm war ein uneingeſtandenes Bedürfnis, an einer die Güte zu üben, die Ute ihm verſagte; eine Art Aberglaube, es könne ihm einmal zurückkommen, das Gute. Aber ſeine Geſte war ſteif, keuſch. Die Zank ahnte etwas von ihm. Sie fragte:

„Wäre es dir angenehm, von mir geliebt zu werden?“

„Welche Frage. Ich bin nicht unhöflich.“

„Wenn es dir unangenehm iſt, geh' weg. Du biſt ſonſt auf dem Wege.“

Claude ließ Matthacker kommen. Die Zank mußte wieder einmal operiert werden. Sie war dort herum ſchon bis zum Überdruß aufgeſchnitten und wieder zuſammengenäht. Sie behauptete, ſie ſei von der Richtigkeit mancher ihrer Organe nicht überzeugt; man könne ihr welche vertauſcht haben, und vielleicht kämen daher ihre Abenteuer. Claude wohnte, um ſich ſeine Nervenkraft zu beweiſen, der Operation bei, wie er früher Utes Stunden bei Archibald beigewohnt hatte. Die Zank erwachte vorzeitig aus der Narkoſe. Bevor man ſie wieder betäuben konnte, lächelte ſie Claude zu, lächelte nach einem Stück zerfreſſenen Fleiſches, das der Arzt in eine Schale legte, und fragte:

„Liebſt du mich — alles inbegriffen?“

Sobald ſie aufſtehen konnte, packte er ſie in einen Wagen und fuhr mit ihr nach Titiſee, an der Höllentalbahn. Von Eiſenmann war gerade ausgegangen. Es waren die erſten Tage des September, und ſie fuhren Kahn in der leichten Luft, über das plänkelnde Waſſer des Gebirgsſees. Am Ufer ſpazierten ehrenwerte

10*

Sommergäste zu sieben Mark Pension. Die Zank lag auf dem Boden des Botes, zusammengefaltet, den Kopf versteckt in das leichte weiße Gefieder, das vom Luftzug bebte. Sie war ein wilder Vogel und konnte jeden Augenblick aufflattern, silbern davonziehen durch blaue Luft. Bei jedem Ruderzug beugte Claude sich über sie und betrachtete sie aufmerksam. Sie fragte plötzlich:

„Wollen Sie sich als Krankenpfleger Ihr Geld verdienen, wenn Sie erst ruiniert sind?"

„Wer weiß," meinte er. „Arbeiten, für eine Frau heißt das, um jeden neuen Hut, den sie braucht, bis zum Umfallen arbeiten — vielleicht wäre das das Wahre."

„Für eine Frau, ja, aber nicht für mich, mein Lieber. Von mir wollen Sie doch gar nichts?"

„Wer sagt Ihnen das?"

„Wir haben nicht 'mal das Bedürfnis, uns Du zu sagen. Wie kommen wir eigentlich zusammen? Aber es ist hübsch, daß Sie mich rudern ... Sie verlangen übrigens doch keinen Dank?"

„Das wäre wohl geschmacklos."

„Glauben Sie nicht, den Menschen irgendwie wohltun zu können. Wohltun ist etwas gar nicht zu Verwirklichendes. Es ist ein Begriff wie fliegen oder tausend Jahre leben. Wenn ich zurückdenke, das Gute, das man mir zugefügt hat, hat mich niemals glücklicher gemacht; die Gemeinheiten allerdings auch nicht unglücklicher."

„Das ist wahr," sagte Claude. „Wir tragen unser Glück und Unglück von vornherein im Blut. Auf-

einander übergreifen — ach, das ist nur Selbstbetrug. Wir glauben einen Menschen entdeckt zu haben, der unser Geschick ändern, uns glücklicher machen könnte. Nein, er kann's eben nicht, er fühlt sich gar nicht dazu berufen. Wir sind schauerlich allein, überwältigend allein."

Die Zank lachte.

„Wenn Sie mich jetzt hätten sterben lassen, wäre es ein Glück gewesen für Herrn von Eisenmann."

„Wirklich?"

„Ich glaube, ich bekomme ihm schlecht . . . Aber ein Unglück wäre es für meine Verwandtschaft gewesen, sogar für den ganzen Adel meiner Provinz. Die Leute verlieren, wenn ich sterbe, den besten Gesprächsstoff ihrer Familientage. Die Damen können nicht mehr beleidigt aussehen bei Nennung meines Namens. Wenn eine Mutter klagt, wie schwer es heute sei, einen Sohn standesgemäß zu verheiraten, kann der witzige Tischnachbar nicht mehr sagen: Gräfin, wie wäre es mit der reizenden Yvonne Zank?"

Mit dem Abendzug kam von Eisenmann an und machte Claude einen furchtbaren Auftritt, im Hotelgarten, vor allen Gästen. Die Zank ging ins Haus; sie hatte Claude mit den Augen zur Sanftmut ermahnt. Claude bat:

„Hören Sie doch auf, ich muß Sie ja sonst fordern."

Er wartete noch ein wenig.

„Von Eisenmann, es geht schief mit Ihnen," sagte er warnend.

Der andere unterbrach unversehens sein Lärmen, er horchte.

„Sie hat gerufen. Hören Sie, schreien tut sie nach mir."

Claude hörte nichts.

„Das Weib ist ja toll nach mir. Ich weiß übrigens selber gar nicht, was mit mir los ist ... Da sehen Sie, in solchem Aufzug dürfte sie sich doch nicht am Fenster zeigen."

Claude sah nichts.

Von Eisenmann stürzte ins Haus. In der Nacht klopfte er heftig an die Tür von Claudes Zimmer. Er wollte sofort zweitausend Mark, er ließ keinen Einwand gelten.

„Sehe ich aus wie jemand, der sich narren läßt?"

„Nein, das nicht."

Claude sah auch ein, daß er seinem Mentor Honorare schulde; aber warum von Eisenmann die Kassenstunde in die Nacht verlege.

Am Morgen waren sie fort, von Eisenmann und die Zank.

Claude fuhr nach München; sie waren nicht dort. Er suchte Panier auf.

„Hallo," sagte Panier. „Du kannst von Glück sagen, daß du uns noch hier triffst. Wir müssen nämlich nun nach Düren und 'n bischen was arbeiten. Unsere Söhne wollen auch 'mal Schicht machen ... Wo deine Leute sind? Das kann ich dir sagen. In Wien sind sie, da läuft doch nächstens dein Witzbold."

Claude hatte nicht mehr daran gedacht.

„Genieß' es man ruhig, Jung'," ſagte Panier weiter, „und leg' dir man 'n Rennſtall zu. Wenn du ihn nachher wieder verkaufen mußt, dann tröſteſt du dich woll."

„Steh' ich ſo ſchlecht?" fragte Claude.

„Je nachdem. Die Leute ſagen dies und das. Wir, mein Junge, wir ſagen beſſer gar nichts. Genieß' du man die guten Zeiten. Heute geben uns die Banken Hypotheken. Vor fünfzehn Monaten iſt deinem Vater, meinem ſeligen Freund, das Café Luitpold überm Kopf weg verauktioniert worden. Das wird immer ſo hin und her gehn, mein Jung', deiner Sache recht ſicher biſt du nie."

„Nein, das bin ich wohl in keiner Weiſe," meinte Claude. Es fiel ihm ein:

„Hat denn wenigſtens Mama, was ſie braucht?"

Panier zwinkerte.

„Jawoll, dafür ſorgen wir."

Und er dachte: „Wir kriegen ſie woll, die Frau Mama. Sie hat es zwar mächtig mit den jungen Malern, die ſich bei ihr ſatt eſſen. Aber Eiſenmann war doch auch kein Jüngling. Der hatte bloß ſeine Zappeligkeit. Wir haben noch ganz andere körperliche Talente, dagegen kommt der Jüngſte nicht auf.

„Immer 's Panier hoch!" äußerte er laut.

In Wien, im Hotel Briſtol, warf die Zank ſich Claude an die Bruſt.

„Du biſt alſo doch gekommen. Oder kommſt du etwa wegen Witzbold?"

Nein, das Pferd war ihm gründlich gleichgültig;

er war wohl in der undeutlichen Hoffnung auf diese Umarmung gekommen. Und er würde wohl immer drauf losfahren, überallhin, wo sich ein wenig berauschter Sinn und eine leichte Belebung des Gefühls erhoffen ließ. Und was ihm zu empfinden beschieden war, würde er alles an hundert Kreuzwegen und in tausend Armen verzetteln, und nie würde die eine ganze Leidenschaft aus seinem Herzen schlagen dürfen, heiß, hoch aufwogend, rot wie Utes Haar!

Von Eisenmann, der von einem Gang zurückkam, rief wild, er werde auf Witzbold nicht wetten, er habe kein Geld dazu.

„Dann werden Sie nichts gewinnen," meinte Claude. „Ich leihe Ihnen was."

„Habe ich Ihnen das Recht gegeben, mir Geld anzubieten?" schrie der Mentor. Überhaupt wolle er den Schwindel nicht mitmachen.

„Also ein Schwindel ist es? Dann gehöre diesmal ich zu den Dieben und nicht zu den Begaunerten? Das ist mein Höhepunkt! Von Eisenmann, ich liebe Sie!"

Aber von Eisenmann ward von einer beängstigenden Wut gepackt. Die Tür war nicht geschlossen, er stürzte sich auf einen Kellner, der draußen vorbeiging.

„Was haben Sie Schuft da zu horchen?"

Man hörte ihn mit dem Unglücklichen verschwinden. Nach einer Weile kehrte er zurück und berichtete, er habe ihn zerschmettert. Claude war in Besorgnis; er schickte das Stubenmädchen nach dem Kellner. Als sie ihn nicht fand, ging er selbst mit. Sie durchsuchten

das Haus. Unterm Dach entdeckten ſie ihn ſchließlich, an einen Kamin gefeſſelt, mit einer großen roſtigen Kette, die am Boden gelegen hatte. Es war ein eleganter Kellner geweſen; nun war er übel zugerichtet und tief erbittert. Claude mußte viel zahlen, um die Leute zum Schweigen zu bewegen.

Tags darauf war Rennttag. Sie dinierten bei Hartmann, dann nahmen ſie, wie es Vorſchrift war, ihren Kaffee beim Hofzuckerbäcker Demel. Killich zeigte ſich plötzlich. Er hatte auffallenderweiſe Bekannte in der crême de la crême. Er küßte einigen Gräfinnen die Hand; die Zank ſah er noch gar nicht. Von Eiſenmann miſchte ſich und Claude unter Freunde vom Turf. Als die Erſten aufbrachen, überkam ihn wilde Haſt. Aber Claude weigerte ſich kräftig, in ſeinen unnumerierten Fiaker zu ſteigen. Das Rennen, das Witzbold laufe, ſei ja das vorletzte.

Die Zank hielt zu ihm, ſie blieben zurück und fuhren viel ſpäter zum Praterſtern.

In der Freudenau beabſichtigte Claude ſich wie ein Zuſchauer zu benehmen, aber man erlaubte es ihm nicht. Er gab den Buchmachern Wettaufträge auf Witzbold, die er ſich zu merken vergaß; er meinte, es müßten zweitauſend Gulden geweſen ſein. Das zog übrigens kaum einen Wettenden auf Witzbolds Seite. Niemand ſprach von dem Tier. Claude und die Zank mußten es ſich gleichwohl anſchauen. Es ward umhergeführt mit einer Haube auf dem Kopf. Der Trainer, der zur Stelle war, bemerkte, daß man den Leuten einbilde, Witzbold ſei ein Schrecker. Von Eiſenmann,

Killich, Claude und der Trainer ſteckten die Köpfe zuſammen wie Verſchwörer.

Aber die Zank war entzückt von dem Jockey, der Witzbold reiten ſollte. Er ließ ſich eben wiegen; er war der leichteſte von allen, und auch der häßlichſte. Sie wollte ihm durchaus die Hand ſchütteln. Auf einmal faßte ſie Teilnahme an allem.

Sie ſtiegen wieder auf ihre Tribüne und ließen ſich die Erzherzöge zeigen. Um ſie her ſaßen jene oſteuropäiſchen Ariſtokratinnen, in deren willkürlichen oder mürben Zügen feindliche Raſſen zuſammenſtießen. Ihre Begleiter waren Soldaten voll brauner Falten und ſprachen Dialekt; oder müde Menſchen. Dazwiſchen gab es höhere Schlächtermeiſter, die wohl Viere jucken ließen. Der Hemdkragen bedrängte ihren Stiernacken, und aus ihren hellen engliſchen Anzügen ſahen Schweinepfoten heraus oder ein flacher, braunroter Ochſenkopf. Claude fühlte ſich in Feindesland. Das einzige Gedruckte, was all die Leute vermutlich je in Händen hielten, war dieſer Zettel mit Pferdenamen.

Das ſeinige erſchien am Startplatz, als das letzte. Dann lief es los, bevor es ſollte, und ward zurückgeholt. Lange mußte es warten, mit den übrigen in einer Reihe. Beim Abgang ließ es ſich ſofort von vier andern überholen, und blieb das vorletzte, was ſeinen Beſitzer nicht aufregte. Die Zank flüſterte inbrünſtig:

„Er wird es ſpäter herausnehmen.“

Ihre Kinderaugen hängten ſich, voll verzweifelter Hingabe, an den Jockey, an dieſen Affen in bunter

Jacke, der dort hinten geduckt davonhopſte. Claude bemerkte es, ihm ward gedrückt zumute.

Auf halber Bahn hatte ſich die Reihenfolge verändert. Ein anderes Pferd hatte die Führung übernommen, eines Namens Fortinbras, Witzbold war dritter. Das Publikum geriet darüber in Aufregung: dieſes Pferd, um das niemand ſich gekümmert hatte. Das ſchien aber nur eine Kraftleiſtung des Jockeys geweſen zu ſein. Er hatte mehr aus dem Tier herausgezogen, als es hergeben konnte. Gleich darauf fiel Witzbold ab; er war der Allerletzte am Ziel.

Claude fand das ganz natürlich. Er hatte keinen Augenblick genug Selbſtvertrauen gehabt, um anzunehmen, ſein Rappe werde ſiegen — er werde ſiegen gegen all dieſe tauſend Menſchen, die nicht an ihn glaubten. Aber die Zank verſetzte der unglückliche Ausgang in ein verderbtes Entzücken.

„Bilden Sie ſich etwa ein, nicht betrogen zu ſein?“ fragte ſie Claude. „Ein Pferd, das trainiert iſt, wie Witzbold, insgeheim und mit der Abſicht, alle Welt zum beſten zu halten. Und dann wird es Letzter und legt niemand hinein als Sie. Man hat den Jockey beſtochen! Seien Sie doch überzeugt. Ich würde mich wundern, wenn nicht auch von Eiſenmann auf den Fortinbras gewettet hätte ... Aber dieſer kleine Eiff!“

Der Jockey kam eben vom Stall her, müde, eingeſchrumpft in einem langen, gelben Mantel. Die Zank nahm einfach ſeinen Arm; ſie winkte Claude zu. Er blieb verblüfft ſtehen.

Von Eisenmann und Killich waren auch verloren gegangen. Claude rettete sich vor einem Pferdehändler, der ihn ansprach. Er kehrte in die Stadt zurück und erholte sich auf eigene Faust.

Auf dem Gang zu seinem Zimmer, spät in der Nacht, hörte er in dem der Zank großen Lärm. Er öffnete; niemand beachtete ihn. Die Zank saß, in Kissen gewälzt, auf der Ottomane, sie umklammerte den Arm des Jockey, der gegen von Eisenmann und Killich Gebärden vollführte, und sie beschwor ihn:

„Sag mir doch deinen Trick, Liebling, so sag ihn doch."

„Wer hat dich bestochen, du Schuft?" schrie von Eisenmann.

„Wenn du es sagst, mein Kind," erklärte Killich sehr gehoben, „mache ich heutenacht noch kein Ragout aus dir."

„Was?" fragte der Kleine giftig.

„Den Trick," jammerte die Zank.

„Ach was," brüllte Killich. „Wenn er uns verrät, wie er den Witzbold hat verlieren lassen, dann ist er ja fertig. Einen Trick hat jeder Jockey bloß, wenn man den weiß, ist er eben fertig."

„Wer hat dich bestochen, du Schuft?" schrie von Eisenmann unaufhörlich dazwischen, mit geballten Fäusten, das Gesicht ganz zerrissen von Wut.

„Was geht das dich an, du Schweinekerl?" fragte endlich der Jockey, mit einer Stimme wie eine Pickelflöte. Er war runzlig, mit zu großem Kopf und dürren, knotigen Gliedmaßen. Aber sie schnellten pünkt-

lich, als ſtäken Federn unter dieſer faltigen gelben Haut, gegen ſeinen ſchäumenden Feind.

„Du haſt Mut," ſagte die Zank. Sie riß ihn vollends an ſich, ſie flüſterte:

„Liebling, deinen Trick."

Und lechzend, verſagend, wieder aufflammend vor Gier, wie Delila, als ſie den Witz ſeiner Stärke aus Simſon herausſog:

„Deinen Trick, Liebling."

Von Eiſenmann konnte das nicht anſehn. Er bebte ſchrecklich, er ſchien ſich ſelbſt Furcht zu erregen, und ſagte unterdrückt und wankend:

„Und überhaupt, du, wie kommſt du denn zu der Dame?"

„Und du?" erwiderte der Bengel frech. Von Eiſenmann flehte beinah.

„Hüte dich, Burſche, hüte dich bloß!"

„Wer hat dich beſtochen?" ſchrie Killich.

„Liebling, deinen Trick."

„Mein Trick?" verkündete gellend der Jockey, „mein Trick, den kannſt du wiſſen, der iſt, daß euer Gaul eine Schindmähre iſt! Jawohl, eine Schindmähre, und überhaupt nicht trainiert für großes Rennen. Ihr wißt das ſelber am beſten, ihr Viechkerls, ihr habt doch bloß euren Freund hineinlegen wollen, dem das Vieſt gehört."

„Was? Was ſagſt du?" ſchrie von Eiſenmann und ſchüttelte ſich wie vor Froſt.

„Tu doch nicht unſchuldig, du haſt doch auf Fortinbras gewettet!"

Da ſtürzte von Eiſenmann vor. Gleich darauf

hatte er einen Fuß des Jockeys vor dem Magen und lag am Boden über der Tischdecke und einer zerbrochenen Vase. Killich hielt ihn von hinten fest. Er schäumte, hatte nichts Menschliches mehr; er warf mit Stücken Fayence nach dem Jockey. Der rang sich von der Zank los, wollte sich über seinen Feind werfen. Killich ergriff das verwilderte Kind, riß es vom Boden und hielt es mit steifem Arm sich weit vom Leibe.

Die Zank kniete auf der Ottomane, sie erhob, weiß gekleidet, die zarten Hände und die blauen, großen Augen zu dem Wesen, das dort in der Luft zeterte, Fratzen schnitt und strampelte:

„Liebling, deinen Trick."

Aber von Eisenmann wütete im Zimmer, machte alles zu Scherben, und ging, unfähig ein Wort zu formen, unter ungetümen Lauten um Killich herum. Er streckte die Hände wie Krallen aus. Aber er wagte nicht heranzukommen. Killich, den Jockey noch immer am Ende seines steifen Armes, blickte von Eisenmann fest in die Augen. Er bändigte zwei Tiere auf einmal, er war glücklich.

Inzwischen griffen Leute ein, die man in all dem Lärmen nicht hatte kommen hören. Sie bemächtigten sich von Eisenmanns und führten ihn hinaus.

Killich setzte endlich den Jockey nieder. Die beiden waren auf einmal ganz erschöpft, sie sahen mit stumpfen Augen wortlos einander an.

Die Zank winkte Claude zu sich.

„Du nimmst es doch nicht übel?" fragte sie, mit

einer Stimme voll verhaltenen Jubels. Da lag sie, zerbrechlich, sterbensblaß, schon oft dem Tode versprochen, zwanzigmal auseinandergeschnitten, zugenäht, immer wieder aufgetrennt — und noch imstande, so viel Unheil anzurichten.

„Siehst du, ich bin ihm schlecht bekommen," sagte sie. Claude meinte:

„Ja ja, nun ist es schief gegangen mit von Eisenmann."

Er dachte nach, ob sein Mentor ihn mit Witzbold wohl wirklich betrogen habe. Vielleicht halb. Vielleicht hatte er die Gaunerei des Trainers geahnt, ohne von ihr überzeugt zu sein. Vielleicht war er, wie Killich vorhergesagt hatte, aus Entrüstung über die Gauner schließlich selbst einer geworden. Dieser von Eisenmann, dieser Junker im letzten Stadium, der das Besiegtsein nicht aushielt, der die Sieger nicht verachtete, sondern gegen sie wütete, niemals verzichtete, sondern im Veitstanz vom Leben an sich riß, was er noch kriegen konnte, der war eigentlich Claudes Gegenspieler. „Der ist so ziemlich das gewesen, was ich nicht bin."

Einen Abgang hatte von Eisenmann sich verschafft, der war der Mühe wert. „Das heißt," so überlegte Claude, „der Auftritt war möglichenfalls nicht so unbändig grotesk, wie ich ihn gesehen habe. Man kommt nicht umsonst aus Spießls Bude und von einem durch Handlung unbefleckten Nihilismus."

Killich war hinausgegangen. Die Zank legte einen Arm um Claude, den andern um den Jockey, zart und innig.

„Liebe Buben seid ihr alle zwei ... Es wär' hübsch gewesen, wenn du, Schatz, den Trick gehabt hättest, und du, Schatz, wärst hineingelegt."

Na ja, dachte Claude. Irgendwelche Beziehungen mußten zwei Männer, die von derselben Frau geliebt wurden, zueinander haben in der Seele der Frau. Schon Killich hatte das bemerkt.

Killich kam eben zurück. Von Eisenmann stak in der Zwangsjacke; er war wohl verloren für die Welt.

„Schade," sagte Claude. „Oder vielmehr, Gott sei Dank."

Denn er hatte von Eisenmann satt. Er machte sich aus dem Arm der Zank los. Auch die Zank hatte er satt, und auch Witzbold, und alles übrige.

VII

Der Herr Panier

Auf der Fahrt nach München sah Claude gelbe Blätter und Zugvögel.

„Mein Gott, das Sommertheater muß aus sein, und Ute muß wiederkommen!“

Und er bekam Herzklopfen.

Er suchte sich zu beruhigen: „Ich hab' nun so viel anderes erlebt ...“ Aber er merkte wohl: „Was ich je erleben werde, es wird mich immer nur lehren, wie viel ersehnenswerter Ute ist. Ich erlebe alles nur irrtümlich, und nur, weil ich nicht sie erleben darf.“

Zu Hause erhielt er ein Telegramm von ihr; sie bat um Reisegeld. Früher hatte sie es abgelehnt. Als er es eben wegschickte, depeschierte sie nochmals: es sei nicht mehr nötig.

Er stand wieder auf dem Bahnsteig, und es war ihm fast noch schlechter zumute als damals bei ihrer Abreise — nicht dumpf und traurig wie an dem hoffnungslosen Tage der Trennung, aber angstvoll und nach gefährlichen Geschicken, die sie mitbrachte. Er wußte nicht welche.

Der Zug fuhr ein; Claude verging der Atem. Er spähte wirr und tief erregt, aber ohne auch nur den Hals zu wenden, nach den Wagentüren, die man aufriß. Dort stieg sie heraus, er ging ihr entgegen, befangen, ohne Freude. Sie ergriff rasch seine Hand, legte, mit einem Versuch der Herzlichkeit, den Kopf auf die Seite und knickte mit Anstrengung zusammen, ganz so — er sah es wohl — wie vor ihrer Mutter, wenn sie gefürchtet hatte, die Arme als Dienstmädchen zu behandeln. Worte fanden sie beide nicht.

Claude bemerkte plötzlich den alten Panier, wie er mit den hohen Stufen des Wagens kämpfte.

„Woher kommt denn der?"

„O der, der ist mitgefahren."

Und Ute warf die Schultern in die Höh'.

Claude begrüßte seinen Vormund.

„Famoses Reisewetter haben Sie gehabt, Herr Panier."

„Das sollen wir woll haben, mein Jung'. Nöh, auf was anderes lassen wir uns gar nicht ein. Na, nu hast du dein Ideal ja wieder. Kinners, gebt ihr euch denn nicht mal 'n Kuß?"

Sie gaben sich nochmals die Hand, viel ungezwungener. Sie waren froh, den Alten zwischen sich zu haben.

„Wie kommen Sie denn zu Ute, Herr Panier?"

„Er fragt! Tjä, wenn du so knickrig bist und schickst ihr kein Geld, dann müssen wir woll das Billet bezahlen."

„Aber ich habe doch —"

Claude entschuldigte sich ausführlich.

„Schweig' man ganz still," sagte Panier. „Du bist auch kein einziges Mal hingefahren und hast sie dir angesehen. Glauben Sie man bloß nicht, Fräulein Ute, daß der Ihnen treu gewesen ist. Der ist die ganze Zeit mit Gräfinnen in der Welt 'rumkarriolt. Da sind wir doch anders ..."

Er unterbrach sich, um Gepäckträger und Kutscher im Preise zu drücken. Ute und Claude standen stumm dabei; Claude dachte: „Wenn sie doch nach den Gräfinnen fragte!"

Als sie saßen, redete Panier weiter.

„Da hast du dir nämlich was entgehen lassen, mein Jung', da kannst du dir noch lang' die Finger nach lecken. Fräulein Ute als Hannele, im Nachthemd — du ..."

Sein ganzes rotviolettes Gesicht schmunzelte. Mit heftigem Zwinkern seiner wilden schwarzen Augen sagte der Greis:

„Wenn wir bloß noch 'n paar Jahre jünger wären."

Sie mußten ihn in der Stadt absetzen. Als sie allein geblieben waren, ward die Fahrt erst schwierig.

„Also du bist mit dem Erfolg zufrieden?" fragte Claude.

„Ich hab' dir ja geschrieben," sagte sie ungnädig. „Übrigens, warum bist du so merkwürdig?"

Er stotterte.

„Bin ich? Es ist wohl nur — wir haben uns halt so lange nicht gesehen."

„Lange? Vier Monate."

„Vier Monate ist lange," sagte er, die Augen niedergeschlagen.

Und Ute biß sich auf die Lippen.

„Soll ich mit hinaufkommen?" bat er unsicher, vor ihrer Wohnung. Aber sie war müde, sagte sie.

Zu Hause schloß er sich ein, streckte sich auf die Ottomane und hinter den Händen, die er aufs Gesicht drückte, stöhnte er.

Es war furchtbar, was nun aus ihnen beiden geworden war — aus den Geschwistern, die zum Sommer sich einen Abschiedskuß gegeben hatten! Fremd! Sie waren einander fremd. Welch eine Pein, neben dieser Ute zu sitzen, diese Ute begehren zu müssen!

„So hab' ich sie noch nie begehrt, o nein. Sie war meine Freundin, sie war alles Gute was ich vom Leben wollte, war das starke, gute Leben selbst. Ich liebte sie! Jetzt aber verlockt sie mich — beinahe wie jene Verbrecherinnen in Spa. Was ist mit ihr vorgegangen? Sie sieht schlecht aus. Ihr Gesicht ist fahl und seltsam gedunsen. Was für einen empörenden Reiz hat es jetzt! Seit ihre Lippen gefärbt sind und gesprungen wie von heftigen Liebkosungen, weiß ich nicht mehr, welche verderbten und zehrenden Küsse ich mir von ihnen wünsche. Ich verstehe nicht, welchen ungesunden Zauber sie um sich hat. Sie hat sich öffentlich gezeigt, das wird es sein, vier Monate lang; ist vier Monate lang von allen begehrt worden. Die begehrlich phosphoreszierenden Blicke sind auf ihr liegen geblieben, haben sie in einen bleichen und gefährlichen Glanz gehüllt ... O, ich leide!"

Er ſchluchzte. In ſeinen Tränen ſtanden, ſo deutlich wie ſeit langem nicht mehr, alle ihre Gebärden auf, die geübten, erarbeiteten Künſte aller ihrer Glieder, ihr Schritt und jede ihrer Mienen. Er ſah alles wieder.

„Das gehört jetzt allen! Jeder hat für ſein Eintrittsgeld ein Recht darauf. Und es ſind nur vier Monate, da ging ich mit ihrem reinen Bild durch den Engliſchen Garten. Ich allein beſaß es! Ich allein konnte es auf jeden Raſen zaubern! Es war rein. Wie iſt es jetzt ſchwül!“

Er ſprang auf, faſſungslos.

„Ich will ſie nie wiederſehen!“

Am Morgen darauf kam ſie und wollte mit ihm ausgehen.

„Ach ja. Du brauchſt natürlich Wintertoiletten.“

Sie muſterte ihn.

„Ich brauche dich, zum Spazierengehn.“

Er ſah weg, in Verzweiflung über das, was er geſagt hatte. Nun gab ſie ihm Bitterkeit ein: Rachluſt ſogar!

„Komm!“ ſagte er und nahm ihren Arm. „Gehen wir gradaus, nach Schleißheim zu? Auf der Landſtraße iſt's leer um die Zeit, und ich muß dir die Geſchichten erklären, auf die der Alte geſtern angeſpielt hat. Du darfſt ſie nicht mißverſtehn.“

„Ja, welche denn?“

‚Du haſt wohl nichts gehört. Er ſagte was von Gräfinnen.“

„Ach ſo. War das ſo ſchlimm?“

„Du weißt, daß ich nur dich liebe."

„Wir sind nicht verlobt. Und selbst dann —"

Er gab seinem Kopf einen kleinen Ruck nach hinten. Ob sie nun hören wollte oder nicht — er war entschlossen, diese Zwischenzeit und ihre herzlosen Abenteuer niederzureißen, in den Boden zu stampfen, indem er sie ihr beichtete.

Sie hörte gut zu. Sie lachte sehr über von Eisenmann, obwohl Claude sich bemühte, ihn tragisch zu deuten.

„Die Zank gefällt mir," äußerte sie. „Sie ist sehr fein. Ich habe in der Geschichte mehr Verständnis für sie als für dich. Warum hast du sie denn plötzlich sitzen lassen?"

„Warum ich —"

„Nun ja. Jetzt wurde es doch pikant: du und der Jockey."

Claude sah sie von der Seite an. Ihr metallischer Haarknoten auf dem blauen Glasfenster des Herbsthimmels!

„Ich liebe nämlich dich."

„Na, die Gelegenheit, bei der du das behauptest, ist gerade nicht sehr passend."

Und sie lachte hart.

„Du — glaubst mir nicht mehr? Ute!"

„Was soll ich glauben. Übrigens macht es mir ja nichts. Die Zank hat dich amüsiert, wie? Paß auf, dich amüsieren noch viele! So lang ich da bin — o, da bin ich's."

Er blieb stehen.

„Du willst mein Gefühl für dich mit diesen Nich-

tigkeiten vergleichen? Das könntest du? Mein Gefühl für dich, das mich zum Menschen gemacht hat, um dessentwillen ich — bloß da bin!"

„Wer beweist mir das. Du hast inzwischen eine andere gehabt."

Er sah suchend umher, in die Ahornkronen, die einen goldroten Mantel Utes Schultern hinhielten. In wie ferner Herrlichkeit prangte sie! Er hob die Arme halb auf und ließ sie fallen.

„Ich kann es nicht," rief er. „Ich kann dir nicht beweisen, daß ich dir gehöre. Ich bin ohnmächtig."

Ihr Lachen dauerte noch immer, und es war nichts Echtes mehr darin.

„Reg' dich doch nicht auf. Ich sag' dir ja, es macht mir gar nichts."

„Im Gegenteil, es scheint, du willst mir nicht glauben. Dir ist's recht, was ich getrieben habe."

Plötzlich lachte sie nicht mehr. Sie kehrte um.

„Ich meine nur," murmelte sie, „es ist gut, daß du dich inzwischen unterhalten hast. Und dein Vertrauen finde ich rührend."

„Du hast gestern gemeint, ich sei merkwürdig. Ich hab' dir nur sagen wollen, weshalb. Vier Monate lang haben wir jeder für sich gelebt. Natürlich müssen wir uns erst wieder zurechtfinden."

Und da sie schwieg:

„Du, Ute, tust aber gar nichts dazu. Erzähl' doch was!"

Er bekam einen Blick aus ihren Augenwinkeln.

„Meine Abenteuer?"

„Haſt du welche gehabt?“

„O, nur leichte Sachen. Hier und da ein Greis, den ich abends unter meinem Bett hervorziehen mußte. Allein wäre er nie mehr herausgelangt. Und dann mußte ich ihm noch über die Treppe leuchten.“

Sie lachte ſehr natürlich, und Claude lachte mit.

„Aber Junge niemals?“ fragte er.

„Einmal nur. Die ſind weniger frech. Als ich ihn in meinem Zimmer fand, war er ganz bleich.“

„Er hat dich geliebt!“

„Kann ſein. Wenigſtens ſagte er es mir täglich zum Mittag- und zum Abendeſſen. Er aß nämlich mit den Schauſpielern, er zahlte dem Direktor glaub' ich dafür.“

Claude zögerte.

„Und wie biſt du — ihn los geworden?“ fragte er leiſe.

„Ich? Aber ganz einfach. Ich hab' ihn gefragt: Sie wiſſen doch, ich habe 'ne gute Stimme? Und wenn ich will, kann ich ſchreien? Nun alſo, dann verſchwinden Sie. — Er behauptete, das ſei ja mein Schade, wenn ich Lärm ſchlüge. Aber ich belehrte ihn, der Skandal ſei mir das wenigſte; das Unangenehme ſei für mich ſeine Gegenwart. Na, er ſah wohl, daß bei mir ſchon gar nichts zu machen war. Ich mußte ihm auch wieder über die Treppe leuchten.“

Diesmal lachte ſie herzhaft; ſie ſah Claude voll und aufrichtig in die Augen, ſie forderte ihn auf, mitzulachen. Aber er blieb ſtill. Er empörte ſich gegen ſie, für jenen Unbekannten, der um ſie gelitten hatte!

„Als er bei der Haustür war, rief ich noch: Und sagen Sie dem Direktor, er soll Sie ja nicht wiederschicken! . . Er war paff. Ich wußte das nämlich schon von einem der Alten, daß der Direktor mir die Leute auf die Bude schickte.“

Ihr Lachen verwundete ihn. Diese Farce hatten ihre Erlebnisse aus der Liebe gemacht. Das war's, was sie ihm entfremdet hatte. Diese Farce stand zwischen ihnen. Seit sie sich nicht gesehen hatten, war er immer sehnsüchtiger geworden und sie immer kälter.

Sie gingen schweigend heim. Ute lachte noch mehrmals bei der Erinnerung an ihre Geschichte. Und jedesmal grub dieses schöne, geliebte Geräusch, das ohne Seele war, in seiner Wunde.

Er schmollte einige Tage lang, verschwor sich, nicht zu ihr zu gehen, und fühlte sich traurig vernachlässigt, weil sie nicht kam. Aus Langeweile und Trotz ging er in die Vereinigten Werkstätten und kaufte einen Haufen Sachen, deren Nutzen er nicht einsah. Er beschloß, ihr zu zeigen, wie tätig er sei, und schrieb ihr. Aber sie antwortete auf seine Bitte, begleiten könne sie ihn jetzt nicht. Sie müsse mächtig arbeiten, denn sie habe für den Winter ein bedeutendes Engagement.

„Bedeutendes Engagement ist gut,“ dachte Claude. „Sind wir so weit, daß sie mir nicht einmal sagt, wo?“

Er suchte sie auf und verhehlte nicht seine Unzufriedenheit wegen der Fettflecken auf den Möbeln, der zerfressenen Vorhänge, des verkommenen Parketts.

„Die vierzehn Tage, die ich noch da bin —“ meinte sie.

„Aber deine Donna wischt ja den Salon feucht auf! Der Hausherr wird dich hinaussetzen!"

„Bah!" machte Ute.

Sie war an diesem noch warmen Tage in ihrem Kleid aus nachgemachtem point de Venise. Den Rock bildeten drei große Volants, die übereinander fielen. Ihre Schultern schimmerten unter den eingewebten Spitzen, milchig wie die einer Statue unter einem Blütenregen.

„Du bist wundervoll," sagte Claude leichthin. „Gehen wir essen?"

„Kann nicht."

„Weißt du nicht mehr, wie es hübsch war voriges Frühjahr?"

„Man kann es ja nicht immer so haben," erklärte sie und wendete den Kopf hin und her.

Nach einer Pause:

„Übrigens, wenn du bei mir essen willst? Die Person kann ja für dich noch was herumholen."

„Ach! Du läßt es dir holen? Woher denn?"

„Weiß ich nicht."

„Das ist nicht gerade vertrauenerweckend."

„Ja, siehst du, ich arbeite. Hab' nicht viel Zeit, an so was zu denken."

„Also stör' ich dich nicht länger."

Gleich nach Tisch besah er sich ein Haus, eines der letzten, die sein Vater gebaut hatte. Es lag Leopoldstraße, nicht weit vom Siegestor, hinter einem Garten mit Kegeln aus Buchsbäumen und mit eckigen Brunnenschalen; und es war kolossal, mit einseitig ansteigendem

Dach, grün lasiert, und mit einer Fassade aus turmhohen, flachen Pilastern und stilisierten Ungeheuern in Glasmosaik, rosig, tiefgrün und golden. Formen und Motive des Gebäudes schienen einem babylonischen Rokoko entlehnt.

Claude behielt sich den linken Pavillon des riesigen Baues vor. In den drei Stockwerken fand er Raum für alle seine Einkäufe. Er machte noch viele andere auf den ersten Reiz jeder Neugierde hin und ohne irgend ein Ganzes vor den Sinnen zu haben, ein Heim, ein Festhaus oder Arbeitssäle der Musen. Die Stühle mußten sich zu recht sonderbaren Knoten biegen, und recht spindeldürre Arme mußten herauswachsen. Im gelben Grunde der Gobelinpolster mußten die blauen Muster unsicher schwimmen, wie Fettflecke. Die Schwäne und die Königskinder mit Messingkonturen mußten in den Glasmalereien auf einer Landschaft ohne Tiefe und mit Messingkonturen kleben. Claude saß bei Littauer umher, besah Pariser farbige Lithographien und sagte:

„Wahnsinnig, ganz wahnsinnig, das kaufe ich."

Er arbeitete Tag und Nacht. Es galt die Einrichtung der zwanzig Gemächer fertig zu stellen, bevor Ute München verließ. Bei dem Gedanken, sie könne abreisen, ohne sein Haus gesehen zu haben, interessierte es ihn plötzlich nicht mehr. Er beschaffte all die schönen Sachen bloß aus Trotz gegen sie, die ihre Wohnung entstellte, diese lieben Räume, wo Claude von seinem Leben das einzige Glück empfangen hatte!

Um schneller zu machen, ließ er sich helfen von jedem, der zur Hand war. Der junge Ende kam ihm

gelegen. Er kehrte eben, im Gefolge der Gräfin Stockwenzel, aus Venedig zurück, mit Ansichten von Taubenfütterungen durch Damen in grünen Hütchen und von andern Damen in grünen Hütchen, die sich angesichts der Punta di Salute in einer Gondel photographieren ließen. Er beklagte sich bitter über die Richtung, die Claudes Geschmack eingeschlagen habe.

„Für ein paar von Ihren Blumenmädchen habe ich trotzdem Verwendung," versicherte Claude. „In einem Rahmen, der nur aus drei umeinander geknickten Linien besteht, und umgeben von Vasen und Sesseln, die auch nur entstanden sind, weil gerade eine Linie Gelegenheit dazu bot, werden Ihre neckischen Kleinen Augen machen! Darauf freu' ich mich."

Aber schon wenige Tage darauf, und ohne daß Claude ihn inzwischen hätte nachdenken gesehen, erklärte der junge Ende, auch die Sezession habe ihr Gutes. Es müsse ja an einer Sache etwas dran sein, für die reiche Leute bereits so viel Geld ausgäben! Und plötzlich trat er selbst mit einer Schöpfung von unzweifelhaft moderner Eingebung hervor. Eine weiße Gestalt wandelte in steillinigem Hemd, irr leuchtenden Auges durch eine Gegend voll phosphoreszierender Dämpfe. Darunter stand Flos paludis, in Klammern Sumpfblume.

„Es ist so leicht," äußerte der junge Ende, „auch auf diesem Gebiete etwas Hübsches zu machen. So leicht!"

Claude schloß aus dieser Wandlung, daß Utes Vater zufrieden sei mit den Prozenten, die ihm die Lieferanten gewährten. Er hoffte, Ute werde nun, solange ihre Minderjährigkeit noch währte, dem jungen

Ende keine großen Abfindungssummen mehr zu zahlen brauchen. Und er genoß die schmerzliche Heimlichkeit seiner Fürsorge. Sie war die ferne Prinzessin, die nicht weiß, daß von der Straße, die ihr Wagen fährt, ein Hirtenjunge einen Stein entfernt hat.

Bei der Gelegenheit beschloß er auch seiner Mutter zu Hilfe zu kommen. Er sah sie nun schon wochenlang immer in derselben Straßentoilette. Sicher verschuldeten dies die schwarzen magern jungen Malschüler aus den Balkanländern, von denen täglich einer neben der fleischigen blonden Frau auf ihrem Wägelchen saß, das sie lenkte. Durch den Dichter Pömmerl machte er mit zwei von ihnen Bekanntschaft und gab ihnen zu verdienen, indem er sie auf Besorgungen schickte. Nun konnte Frau Marehn vielleicht etwas besser auskommen mit der Apanage, die Panier ihr gewährte.

Den Pömmerl traf Claude immer beim Dichten. Er war nie so fleißig gewesen. Er saß ganz dicht beim Fenster, das ins Grüne eines fremden Gartens sah. Aus dem Stückchen Natur, das anderen gehörte, schöpfte Pömmerl ein wenig Stimmung, und peinlich wandte er seinem eigenen Zimmer den Rücken, das sie ihm grau erstickt hätte.

„Ich schreibe ‚Lustige Verse an Eine die weint‘,“ erklärte er. „Aber wenn ich meine vier Wände anschau', da möcht' ich lieber selbst weinen.“

Von den wertvollen Gegenständen, die ihre Verfertiger dem gern gesehenen Dichter verehrten, bemerkte Claude keinen einzigen mehr: nur billig gekauften Hausrat. Er überlegte.

„Darf ich Ihr Schlafzimmer ansehn, Herr Pömmerl?“

„Wozu denn,“ sagte Pömmerl wehmütig.

„Wegen Ihres Bettes. Es soll geschnitzt, gelb lackiert und versilbert sein.“

„Das war es, lieber Marehn. Jetzt ist es aus Eisen und kostet fünfundzwanzig Mark. Aber bezahlt sind sie.“

„Ich hätte es Ihnen gern abgekauft. Ich suche so was überall. Aber wie kommt denn das?“

„Das macht, daß meine lust'ge Frau im Gärtlein sitzt und weint,“ sagte Pömmerl.

„Wieso?“

„Sie wissen es nicht? Ihr Liebhaber, dem ich sie so vertrauensvoll auf die Reise mitgegeben hatte, er hat sie sitzen lassen. Jetzt fährt sie im Süden umher und — o Gott wozu,“ murmelte Pömmerl.

Nach einer Pause:

„Wenn ich sie nicht unterstützte, ginge es nicht einmal.“

„Ach darum. Also Sie lieben sie noch?“

Pömmerl sah auf sein Papier.

„Dann,“ meinte Claude leise, „würde es doch weniger Kosten verursachen, wenn Sie sie einfach wieder zu sich nähmen.“

Pömmerl blickte ihn an, die Augen voll Tränen.

„Das kann ich nicht. Wie sollt' ich denn die Verse da machen. Die sind ja an Eine, die verlassen im Gärtlein sitzt.“

Er las einige vor. Durch die kindliche Fröhlichkeit darin schimmerte ein großer Jammer. Es war

eine etwas alberne Jagd nach bunten Schmetterlingen; und dabei versank man im Moor. Das alles hatte einen umständlichen und süßen Biedermeierton, und plötzlich unterbrach ihn ein Aufschrei.

„Also diesen Versen zuliebe verzichten Sie auf Ihre Frau?"

„Wenn sie da wäre, hätten ja die Verse keinen Sinn mehr. Was wollen Sie, ich brauche Stimmung."

„Und Sie erkaufen sich Stimmung mit Unglück? Nicht wahr, Sie sind unglücklich?"

Das regte Claude an. Er blieb da, zeigte Teilnahme, machte Pömmerl vertraulich, bis er ihm Briefe seiner Frau mitteilte. Die Arme war enttäuscht und reumütig; Pömmerl hätte sie ganz wiederhaben können und glücklich werden.

„Also das Glück wollen Sie nicht, weil Ihnen dadurch Verse verloren gingen."

Claude stellte dies wiederholt fest. Es war ihm wohl bei Pömmerls Leid, denn er fühlte dabei sein eigenes noch inniger. Er durfte Ute nicht besitzen, weil sie nur ihre Kunst liebte. Und zwischen Pömmerl und dem Glück standen ein paar Verse.

Es drängte ihn, dem Leidensgefährten beizustehn.

„Suchen Sie doch für mich Teppiche aus, lieber Pömmerl. Sie haben so viel Geschmack."

„Gehn Sie nur hübsch allein zum Bernheimer, mein Lieber. Geschmack hat so einer wie ich nur dann, wenn er eine Frau hat und die Teppiche und das Haus auf die Frau stimmen darf, die er liebt. Das dürft' ich bei Ihren Anschaffungen wohl nicht."

„Also nur durch die Frau sind Sie —“

„Ja, ich bin frauensüchtig, ich gestehe es. Für mich ist das Leben nur darum erlebenswert, weil die Frau darin vorkommt. Ich habe nie eine Zeile geschrieben, zu der nicht sie mich gereizt hätte. Erst der Traum von ihr färbt mir eine Landschaft und beseelt mir ein Kunstwerk. Die Tage allein haben Sonne, an denen ich ihr begegne ...“

Pömmerls Augen blinkten ordentlich. Claude betrachtete den kleinen dicken Mann mit roten Bäckchen und hoher, weißer Stirn. Oben auf seinem runden Schädel wurden die Haare dünn. Was für einen schäbigen Hausrock aus Loden Pömmerl trug!

„Ich will Ihnen was vorschlagen,“ äußerte Claude. „Ich geb' Ihnen ein Haus, das stimmen Sie auf Ihre Frau.“

„Ja, wie kämen Sie denn dazu?“

„Damit ich von Ihrem Geschmack lernen kann, muß ich Ihnen Gelegenheit geben zu seiner Betätigung. Drum nehmen Sie gefälligst von mir eine Villa an. Bitte, ärgern Sie mich nicht durch Widerspruch.“

„Fällt mir nicht ein,“ erklärte Pömmerl fröhlich. Er arbeitete sich aus seinem Kummer. Er steckte schmunzelnd das Geschenk ein.

Claude sprach zugunsten Pömmerls gleich mit Panier. Aber eigentlich hatte er Pömmerl nicht mehr nötig. Er wußte auf einmal genau, wie sein eigenes Haus aussehen sollte. Er hatte jedes Zimmer im Kopf, so deutlich, wie er Utes Hand oder ihre Haarwelle, sobald er wollte, hinter seinen geschlossenen Lidern

hatte. An sie wollte er bei diesem Hause denken, wie bei allem übrigen. Es war verwirrt und ohne Stil geblieben, solange als sie darin gefehlt hatte.

Jetzt war es klar, daß der Stoff zum Bezuge jener Wand olivengrüne Seide sein mußte, in Streifen abwechselnd gerippt und glatt. Wie gedämpft würde das Licht sich darauf brechen, indes ihr weißes Gesicht und ihr kupferner Haarhelm davor prunken und schreien würden, wie Pallas Athene vor einem Hain von Ölbäumen!

Jetzt war es klar, daß der Marmor milchweiß sein mußte an dem Kamin, vor dem sie ihre herbe schwarze Gestalt ausstrecken würde; daß aus dem Eßzimmer die weißrote Harmonie entfernt werden mußte, die ihr fremd war; daß ganz oben in der durch alle Stockwerke steigenden Eingangshalle pfauenblaue Decken hängen mußten, um zu blitzen in einfallender Sonne, gemeinsam mit der Gestalt derer, die über die Schwelle trat.

Ach, vielleicht würde sie das Haus nie zu sehen bekommen, würde abreisen, ehe es beendet war: die Prinzessin, die an dem Zauberwald, wo jedes Blatt sie kennt und jeder Vogel in ihrer Sprache singt, nichtsahnend vorbeifährt.

Claude arbeitete sich verzweifelt ab, hetzte die Unternehmer, gab ihnen mit Gewalt alles zurück, was Utes Schönheit schaden konnte, stimmte sie feindlich und verlangte kaum zu Leistendes. „Ich hätte mich nie für einen so unbedenklichen Tatmenschen gehalten," dachte er.

Am Tage vor ihrer Abreiſe gab er alles auf; die Tapezierer hatten mit der Halle noch gar nicht begonnen.

Aber ſie reiſte nicht. Der Direktor hatte geſchrieben; ſein erſter Liebhaber war kontraktbrüchig. Es konnte eine Woche dauern, vielleicht länger.

Und endlich führte er ſeine Geliebte in dieſe Halle, die er um ſie her erträumt hatte. Sie war unten hell, mit hohem weißen Kamin, grauen Lederſitzen und lila Pfauengefiedern vor den Türen. In kupfernen Kübeln prunkten violette Blumen. Als die üppigſte von ihnen erſchloß ſich, unter ihnen wandelnd, Utes Haar. Wenn Claude ſich ſetzte, rauſchte es gegen die tiefblauen Decken, droben unter dem Glasdach. In der Höhe des zweiten Stockwerkes kreiſten raſche ſchlanke Malereien und luden Ute ein in ihre für ſie erfundene Jagd.

Aber ſie ging zerſtreut darunter hinweg, ſie erſtieg achtlos die Treppe, über deren Teppich Claude die Biegung ihrer Schenkel erſehnt hatte. Auf dem Balkon, der die beiden Treppenarme überragte, regte ſich eine leiſe Streichmuſik. Ute blieb einen Augenblick ſtehen, faltete die Brauen und fragte:

„Was denkſt du dir eigentlich dabei?“

„Nichts,“ erwiderte Claude.

„Du mußt dich ſchrecklich langweilen, daß du auf ſo etwas verfällſt.“

Und ſie eilte vorüber, ohne einen Gruß an die Seſſel, die mit den Linien ihrer Geſtalt vertraut waren, an die Wände, deren Stoffe nach ihr riefen, an die

Bilder, von deren Farben ſie ſelbſt der Zuſammenklang war.

In einem venezianiſchen Spiegel betrachtete ſie ſich flüchtig.

„Wie ich mich erhitzt habe. Und ich muß noch ſo viel umherlaufen heute. Adieu, entſchuldige. Der Spiegel iſt übrigens gut.“

Claude trug ihn ihr an den Wagen. Er war das einzige Weſen hier, dem ſie ihr Bild geliehen, das ſie nicht ganz verachtet hatte. Claude hätte es zu bitter gefunden, ihn zu behalten, er, der Verſchmähte.

Im Wagen meinte ſie:

„Das iſt alles ganz hübſch. Aber da drin mußt du ja den Millionenſpleen kriegen, wenn du ihn nicht ſchon haſt. Und der Haufen Dienſtmädchen, den du brauchſt. Na, viel Glück, ich will nun arbeiten.

Claude geriet, als ſie weg war, in helle Empörung.

„Die Dienſtmädchen ſoll ſie erleben!“ ſagte er. Und er verſchrieb ein Rudel weiblicher Weſen mit gepflegten Händen und von zweideutiger Herkunft, aus Frankreich, Ungarn und von noch weiter. Wenn ſie alle da wären, würden es zwölf ſein, und er nahm ſich vor, Ute ein Feſt zu geben, auf dem ſeine zwölf Dienſtmädchen den Tanz der Nationen aufführen ſollten. Seine Rachephantaſien ſchweiften aus. Er wünſchte das dreizehnte Dienſtmädchen lieben zu können!

Es langte vor allen andern an, und es war einfach eine Bauerndirn mit dickem Haarkranz um das verſchloſſene Beterinnengeſicht, und den goldbraunen

12*

Blick nach oben gerichtet in den bläulichen Augäpfeln. Sie wichste das Parkett und lief darauf herum mit den Kinderschritten ihrer nackten Füße, die Claude wohl gebildet fand.

Er witterte in dieser sechzehnjährigen Heiligen einen Schatz schöner, entschlossener Leidenschaft, von dem sie selbst nichts wußte, und der zu heben war.

„Soll ich es tun?" fragte er. „Aber was kann ich ihr dafür geben. Könnte ich ihn ihr wegnehmen, diesen Schatz, und ihn in eine andere senken!"

„Nein, ich werde von meinem dreizehnten Dienstmädchen keinen persönlichen Gebrauch machen."

Er ging trotzdem wehmütig um sie herum. Aber er redete sie niemals an. Dafür gab er ihr ein Zimmer innerhalb der Wohnräume, weit weg von den Mansarden der männlichen Dienstboten.

Es fehlten, zur Einweihung des Hauses, noch ein paar gut erfundene Beleuchtungskörper. Auf Pömmerls Rat begab Claude sich zu Köhmbold, dem verlorenen Kaufmannssohn, der nur noch die Schönheit wollte.

Er wurde in ein rundes Gemach geführt, das keine festen Wände hatte. Ein Schleier nur schloß es, in Farben spielend, die ein gedämpftes Licht von draußen regelte und abstufte. Hinter Köhmbolds Ruhekissen war er bläulich, fast weiß, und es schienen in seinem Gewebe die Blütenglieder von Feen zu spielen. Allmählich, mit etwas Rot auf der leichten Stickerei, wurden kräftige Frauen daraus, und an Köhmbolds anderer Seite, wo der Kreis sich schloß, strotzten in dunkelvioletter Gaze die Leiber schwarzer, brünstiger Hexen.

Die Erfindung war seltsam zum Erschrecken. Köhmbold wußte dies und schwieg. Claude betrachtete beklommen seine Füße, die auf gewirktes Frauenfleisch traten, und zwar auf das der Liebe geöffnete. Er ergriff eine Stuhllehne; es war ein zurückgebogener Frauenhals, um den er die Hand legte. Das Kissen konnte man drücken wie man wollte, es behielt die Form einer Frauenbrust.

Köhmbold klammerte sich mit knotigen Händen an die beiden Frauenrümpfe, die seine Armlehnen stützten. Sein hageres, grobknochiges Gesicht, worin die Nase, mit eingesunkenem Sattel, nur ein Knopf war, zerknitterte sich voller Sorgen.

„Finden Sie es hier schön?" fragte er.

„Schön?" meinte Claude, und schnupperte umher. „Weiblich auf jeden Fall."

„Nun ja," erklärte Köhmbold, „das will man doch."

Und seine wässerigen Augen ergingen sich sehnsüchtig und besorgt über den Schmuck seiner Zelle, über die Vasen ganz aus verschlungenen Frauen, über die Schalen ganz aus tanzenden; über den Tisch, den sie trugen, und dessen Platte ihr in einandergeflochtenes Haar war; über die Gläser, die aus ihnen entstanden und aus denen sie nippten; über die Blumen, deren Stengel in ihren Köpfen staken und sich mit ihrem Blut ernährten. Claude blickte kleinlaut an sich herab, ob er nicht selbst in eine Frau verwandelt werde. Köhmbold war solch ein Zauberer.

„Sie müssen das doch schön finden," verlangte Köhmbold hartnäckig.

„Immerhin.“

Köhmbold atmete leichter.

„Sehen Sie, es ist so schwer, die Schönheit zu kriegen. Man wird immer betrogen.“

Claude sah Köhmbold in die Augen und bemerkte:

„Das sieht hier aus, als sei es als Ersatz gedacht.“

„Wofür?“

„Für die Weiber.“

„Das sind ja die Weiber. Für die andern dank' ich.“

Und Köhmbold sah entrüstet aus, wie ein zu kurz gekommener Geschäftsmann.

„Hier weiß ich doch, was ich bezahlt habe. Sind Sie bei den andern Weibern, denen da draußen, schon einmal auf Ihre Kosten gekommen?“

Claude ward von Bitterkeit übermannt.

„Niemals. Sie haben ganz recht.“

„Sie müssen doch auch schon eklig viel Geld an ihnen verloren haben,“ meinte Köhmbold. Aber Claude dachte an all die Sehnsucht, die Fürsorge, die lauschenden Zartheiten und die verhaltenen Vergötterungen, die er verschwendet hatte an die eine.

„Es ist wirklich besser, man macht es wie Sie. Sie sind wohl niemals verliebt.“

„Wie werd' ich denn, dafür hab' ich die Schönheit.“

Claude nickte.

„Diese Weiber aus Gips, Glas, Ton, Stein oder Porzellan sind zwar auch seelenlos, aber darunter leidet man verhältnismäßig nicht so. Bei den andern ist es unerträglich. Sie wollen vom Mann nichts als

das Futter und die körperliche Befriedigung. Und wenn sie einen dazu nicht brauchen, dann darf man so viel Seele an sie wenden, wie man mag, sie merken von unseren inneren Stürmen noch nicht soviel, als wenn wir den Schluckauf hätten."

„Pfui," sagte jemand, und Claude erschrak, denn er hörte, indes er Ute beschimpfte, die Stimme seines Gewissens. Er betäubte es.

„Ohne sie auskommen, meinetwegen mit der Schönheit, das ist die einzige Rache, die wir nehmen können. Hören Sie mal, ich brauche recht sinnreiche Lüster oder Lampen ..."

Köhmbold reckte, mit einem mordgierigen Lächeln, einen Finger nach oben. Claude sah hinauf: da hing eine Frau von der Decke. Sie war erhängt an ihrem Haar. Es war rot und metallisch, und ihren Hals schnürte es zu, wie ein blutiger Strick. Elektrische Birnen saßen an den Enden ihrer Haarsträhnen, an den Spitzen ihrer schlaffen Hände und Füße, vor ihren Brüsten, auf dem muschelförmigen Fleisch zwischen ihren Schenkeln ...

Claude setzte sich.

„Bravo," sagte er. Und nach einigem Sinnen:

„Das Wahre wäre eine richtige Leiche, die überhaupt nichts merkt. Da wüßte man wenigstens, warum man so allein ist."

„Pfui Teufel," sagte jemand ganz deutlich. Claude sprang auf, riß den Schleier weg: dahinter stand auf gelb behangener Estrade Theodora Gigereit, nackt und in schwarzen Strümpfen.

„Sind Sie ein gemeiner Menſch," ſagte ſie von oben herab zu Claude.

„Wie kommen denn Sie hierher?" ſtotterte er.

„Sie haben mich doch ſelbſt empfohlen hier, Sie. Haben mir 'ne Stelle verſchafft bei dem Eunuchen, daß ich hier ſtehen darf und mich anglotzen laſſen."

Köhmbold ſchrie erboſt:

„Willſt du ſtillſchweigen! Sehen Sie wohl, Marehn, die Kanaille. Extra hab' ich mit ihr ausgemacht, ſie dürfte hier kein Wort ſprechen. Aber immer wird man beſtohlen, wenn man die Schönheit haben will. Für heute kriegſt du nicht bezahlt, du!"

„Ich pfeif' drauf," ſagte Theodora. „Ich komm' überhaupt nicht wieder zu euch Eunuchen."

Und aus ihrer ſchmalen Madonnenmiene, zwiſchen den ſpiegelnden Bandeau's à la Mérode, ſtröhmte Verachtung.

Sie bückte ſich nach ihrem Hemd. Sie warf ihre langen, lockern Gliedmaßen, um ſchneller fertig zu werden. Hoſe, Korſett — ſie band, neſtelte, knotete, knöpfte in planloſer Haſt, voll Drang zu entkommen.

„Warum denn ſo ſchrecklich eilig?" fragte Claude, murmelnd vor Scham. Sie hielt die Lippen feſt geſchloſſen. Er verſuchte ihr zu helfen; Theodora ſtieß ihn fort.

Er ſah ihre ſchmalen, fallenden Schultern im Jackett verſchwinden, ſamt dem Duft von den Würfen ihrer gelenkigen Arme, die den engen Schatten unter den Achſeln blitzſchnell auf- und zudeckten. Sie war

fertig. Claude ließ für Köhmbold ein Adieu da und lief ihr nach.

„Theodora, so hör' doch. Was hast du plötzlich gegen mich. Man redet doch 'mal eine Albernheit. Was geht dich das an."

Sie waren schon aus dem Hause.

„Das Futter und die körperliche Befriedigung Und von eurer Seele merken wir nicht so viel, als wenn ihr Schluckauf habt. Und was merkt denn ihr, möcht' ich wissen."

„Wovon."

„Nichts."

Und sie zuckte wütend die Achseln.

Claude dachte nach, tief erschrocken, er wußte nicht warum.

„Wenn euch die eine nicht mag," sagte Theodora, „darum braucht ihr nicht auf eure ästhetischen Schweinereien zu verfallen und auf Leichen! Ein ordentlicher Mann merkt schon, wo er gewünscht wird."

Claude ahnte auf einmal die Möglichkeit, leiden zu machen wie er litt. Er sah die an ihrem Haar erhängte Frau in der Luft baumeln. Vor Rachsucht schwindelte es ihn.

„In dich kann man sich doch nicht gut verlieben," sagte er, „meine gute Theodora, dafür bist du doch schon zu bekannt."

„So?"

Und sie richtete ihre großen schwarzen Augen kühn auf sein Gesicht.

„Ich bin ja verlobt. Ja, ja, es ist nicht jeder

ſo dumm. Ein netter junger Maler, der nichts hat, aber er kann was und verdient ... Was haſt du nun davon."

Er ſenkte die Stirn, ganz geſchlagen. Da hatte ihn eine geliebt — höchſt wahrſcheinlich. Oder aber, ſie log, um ihm Reue beizubringen. Ach nein — er ſah plötzlich die Begehrlichkeit ihrer ſchlanken, flach gewellten Poſen wieder, an jenem letzten Abend, den er bei ihr geweſen war, in Begleitung von Spießl; ihre lange, üppige Hand, die mit ſpitzen Fingern verlangend in ſeine glitt; ihr von der Kerze vollbeleuchtetes Geſicht, aus dem große, ſchwarz umränderte Augen ihm nachblickten. Sie hatte ihn geliebt! Er geriet in Angſt: war denn alles verſäumt?

„Theodora, wenn du noch magſt —"

„Du biſt wohl verrückt," ſagte ſie. „Ich bin ja verlobt. Zu dem Köhmbold geh ich noch, weil er gar nichts machen kann. Aber ſonſt — Adieu."

Er rief hinterher:

„Kommſt du wenigſtens zu meinem Feſt? Ich gebe nächſtens ein Feſt."

„Mit meinem Verlobten. Adieu, kleiner Äſthet."

Und ſie enteilte. Ihr gleitender Schritt formte ihre Schenkel in den ſeidenen Wellen des Rockes. Claude ſah hin, bis ſie verſchwunden war. Sie war unſäglich begehrenswert — das Glück, das plötzlich ſeinen Schleier abgeworfen hatte. Jetzt erkannte er's, und es war zu ſpät. Er mußte in ein Haustor treten und ſich ſtützen.

Für ihn würde es kein entſchloſſenes, einfaches

Glück geben. Er würde niemals unschuldig zugreifen können. Ute und seine lange, unfruchtbare Sehnsucht nach ihr hatten ihn geschwächt, ihn für die Frau verdorben, ihn zum Ästheten gemacht. Er begriff plötzlich das Mißtrauen, womit Ute sein Haus betreten hatte. „Was denkst du dir eigentlich dabei?“ Ja, woher kam all die unglückliche Feinheit? Eine kranke Liebe, die auf Gobelins und an Vasen ihr blutleeres Dasein hinschleppte!

„Die Schönheit der Schwachen, der Ästhetizismus der gänzlich Untauglichen, der Aufputz des verödeten Lebens, persönliche Zahnstocher: ich wollte doch das nicht mitmachen? Und nun gehör' ich doch zu der Gilde, in der Pömmerl und Köhmbold sind. Den einen machen ein paar Verse zum Mitglied, den andern seine Impotenz, mich Ute. Pömmerl will nicht, Köhmbold kann nicht, ich darf nicht.“

„Das soll aber nicht so bleiben!“ schwor er sich. „Mein Haus ist mir schon gründlich egal, wir wollen 'mal zu etwas anderm übergehen. Die Theodora hab' ich vielleicht einen Abend vergeblich gereizt. Aber wer hätte die nicht gereizt? Der Greis Panier mehr als ich. Es ist nicht gar so viel dran verloren. Und außerdem, wenn sie verheiratet ist, kann ich sie ja wiederhaben.“

„Ich bin geliebt worden und hab' es nicht gemerkt.“

Claude ging nicht in den Klub, sondern führte den ganzen Abend diesen Gedanken durch trübe Straßen. Dann und wann wehrte er sich gegen ihn und sagte:

„Wissen kann man das nie. Ich hatte gerade geerbt, da hat sie sich eingeredet, sie liebte mich. Was daran war, weiß nicht 'mal sie, viel weniger ich."

„Daß man das nie wissen kann, das ist schrecklich!"

Zu Hause sah er von ferne sein dreizehntes Dienstmädchen das Parkett wichsen. Als sie fertig war, ging sie in ihre Kammer. Claude schlich vor die Tür, er hatte schon den Griff in der Hand, aber da drang ein Geplärr heraus, wie es abends aus Bauernhäusern kommt. Das Kind betete, mit zuversichtlicher Schreistimme.

Claude erblaßte. Er sah ohne weiteres die verführte Unschuld, betrogen in ihrem Glauben an Gott und Menschen, mit den Beinen aus einem Wasser ragen. Um die Beine her trieb ein Röckchen, wie eine weit aufgeblätterte Rose.

„Ich bin Neurastheniker, ich habe keinen Widerstand gegen solche Bilder."

Und er ging nochmals aus.

Am Karlsplatz schlenderte eine kleine Frau, unter einem riesigen schwarzen Hut, ihm mit einer Musikmappe entgegen. Die Stunde und ihr Gang waren zweideutig. Bevor sie Claude einen Blick zuwarf, sah sie sich angstvoll um.

Er erfuhr von ihr, daß sie Gesang studierte. Die Lehrerin wartete auf das Honorar, bis Nelly Gagen kriegte; denn sie war schon engagiert, beim Gärtnertheater. Aber inzwischen mußte gegessen werden, und das ging nicht, weil der Mann alles vertrunken hatte. Darum ging sie manchmal auf die Straße — o, ein-

mal in acht Tagen, und davon lebte sie dann die ganze Woche.

Claude fühlte Verständnis für dieses Dasein: es war darin eine melancholische Entschlossenheit. Nellys linkes Auge war etwas kleiner, und zwischen ihren schwarzen Zottelhaaren hervor funkelte es ihn leidenschaftlich an, während sie ihm an einer Straßenecke einen Kuß gab. Sie hatte seit acht Tagen keine Liebe gehabt. Er beschloß ihr mehr zu geben als das, in dieses verlassene Leben etwas von seinem eigenen zu schütten, das auch vernachlässigt war. Er plante märchenhafte Beglückungen — Harun al Raschid, der aus einer Schweinemagd eine Sultanin macht. Ein sehr dunkles Hemd, das später bei ihr zutage kam, ernüchterte ihn etwas.

Tags darauf zog Nelly in eine möblierte Wohnung. Claude riet ihr, das Studium fortzusetzen. Sie versprach es. Sie war nicht mehr ganz jung, nicht schön und hatte wenig Stimme; aber warum sollte sie nicht singen.

Ferner bat er sie, wenn sie einen andern Mann haben wollte, es ihm offen zu sagen. Das sei das einfachste und sauberste. Er werde sie trotzdem mit Geld versehen. Sie antwortete:

„Aber Schatz, wenn ich doch solange mit einmal wöchentlich genug gehabt habe, da werd' ich doch jetzt niemand weiter brauchen als dich. Du bist so gut, und ich hab' dich so lieb."

Sie küßte ihn, ihr kleineres Auge funkelte, und sie fragte herzhaft:

„Gelt?“

Aus Anlaß von Nellys Ausſtattung merkte Claude, daß er wieder einmal über kein bares Geld verfügte. Der Vormund ſagte ihm:

„Du ſchmeißt großartig mit'm Draht 'rum mein Jung'.“

„Das Haus —“ erklärte Claude.

„Na, davon haben wir ja nu woll glücklich alle Rechnungen, das geht dich weiter nichts mehr an. Und die zweitauſend, die ich dir erſt neulich zugeſteckt hab'?“

Claude geſtand ſein neueſtes Verhältnis. Der Alte zwinkerte:

„Is woll was Fettes?“

„Wieſo, Herr Panier?“

„Ich dachte, nach deiner magern Gräfin, und dann, wegen deinem Idea—al, das du überhaupt nie kriegſt. Iſt doch auch bloß mageres Vergnügen. Na, macht nichts, amüſier' dich man. Aber mit Maßen, Jung', immer vorſichtig mit die jungen Pferde, beſonders wenn es Goldfüchſe ſind.“

„Steh' ich ſchlecht?“ fragte Claude.

„Geradezu ſchlecht, nee. Obwohl, die guten Zeiten haben wir wieder 'mal gehabt. Damit ich dein Palais bezahlen kann, muß ich 'n Haufen Grundſtücke unterm Preis weggeben; natürlich recht weit weg, in Holland, daß ſie es hier nicht ſo merken.“

„Und hier, Herr Panier?“

„Hier in München, da ſpuckt uns der Kaiſerplatz in die Suppe. Den hatten wir bebauen wollen, und

nu verfügen ſie, daß da 'n freier Platz zu liegen kommen ſoll. Das Verfügen koſt' ſie nix, aber uns!"

„Iſt das ſchlimm, Herr Panier?"

„Es hemmt unſern Betrieb, weißt du. Wir müſſen recht viel bauen, ob wir Geld haben oder nicht — nur recht viel, ſchon damit für die Subhaſtationen immer Objekte da ſind, im Fall daß 'ne Kriſe kommt."

Claude meinte ängſtlich:

„Vermeiden wir doch lieber die Kriſen, ſchränken wir das Geſchäft ein."

„Nu ſoll doch!" rief Panier, und er erhob die Gichthände gen Himmel. „Wenn dein ſeliger Vater ſo gedacht hätte, wo wärſt du dann! Dann gehörte dir woll nicht halb Schwabing und 'n tüchtiges Stück von allen Vorſtädten! Das war das Genie von deinem Vater, daß er vorausgeahnt hat, München werd' ſich nicht wie andere Städte nach Weſten ausdehnen, ſondern nach Norden. Alſo alles gekauft, immer gekauft, überall gebaut, Hypotheken aufgenommen, und die Zinſen bezahlt mittelſt Verkäufen. Das iſt das Syſtem."

„Aber nie Geld," ſagte Claude leiſe.

„Hat es dir ſchon 'mal an was gefehlt? Na, alſo. Der Witz iſt gerade, daß du kein Barvermögen haſt, und daß bei der Ausdehnung deiner Geſchäfte kein Menſch ſicher berechnen kann, wie viel du beſitzſt."

„Was ſagen ſie denn?"

„Pöh. Unſinn ſagen ſie. Vierzig oder fünfzig Millionen Aktiva gegen dreißig, vierzig Paſſiva. Was macht dir das. Du wirſt es ſelber nie zu wiſſen kriegen."

Claude senkte den Kopf. Er würde nie erfahren, ob Theodora Gigereit ihn einmal geliebt hatte. Er würde nie berechnen können, wie viel Vermögen er besaß. Nie im Leben würde er eine unangreifbare Überzeugung, eine gesicherte Erkenntnis oder einen unbedenklichen Willen haben. In seinem Namen, für ihn als Ziel und als Spitze, geschah eine ganze Wildnis handfester Geldgeschäfte, bei denen Scharen von schweißbedeckten Männern einander umherhetzten, in staubigen Stuben voll grüner Register glänzenden Blicks und geängsteten Herzens um ihre Existenz rangen; bei denen Individuen untergingen, Familien zerstört wurden, Arbeitermassen auf einmal ohne Brot waren. In seinem Namen! Und er, Claude, wie er hier stand, fühlte sich unfähig, in einem Gedränge auf den Fuß seines Nebenmannes einen Kotfleck zu treten, und sollte es ihn selbst vor dem Überfahrenwerden retten!

„Wir haben eigentlich 'ne schauerliche Verantwortung, Herr Panier. Bei den Krisen muß eine schwere Menge Unglück passieren. Hat sich nicht neulich ein entlassener Werkführer erhängt? Ich habe so was in den Neuesten gelesen."

„Pöh," machte Panier. „Das Erhängen ist seine Sache. Das tut jeder für sich. Uns steht es ja auch frei, wenn 'mal wieder 'ne Krise da ist. Bloß daß wir so dumm nicht sind."

Und er klopfte Claude auf die Schulter.

„Wenn mal 'ne zu flotte Zeit gewesen ist im Lande, wenn alle zu viel produziert, zu hoch spekuliert und unsere Terrains darum natürlich einen zu hohen

Wert gekriegt haben, dann kommt meinetwegen irgend 'ne alberne Börsennachricht — braucht gar nicht mal wahr zu sein — und alles kracht. Wir zuerst. Wie es gerade mit der Volkswirtschaft geht, so geht es mit uns."

„Das ist furchtbar," sagte Claude. „Wir sind die reinste Falle, ein Loch ohne Boden. Die Leute stecken ihr Geld hinein, und von unten wird es immer weggeholt. Kommen sie dann in der Not, ist gar nichts da."

„Schnack, Jung. Unser Wohlergehn ist mit dem des deutschen Volkes eng verknüpft. Das hat mir 'mal 'n Professor gesagt. Das ist doch alles mögliche! Ans Vaterland, ans teure, schließ dich an," deklamierte der Greis.

Da er Claude besorgt sah, fügte er noch hinzu: „Und dann, das Feine ist, daß wir überhaupt nicht pleite gehn können. Dazu ist unser Betrieb viel zu verwickelt. Das eine versteigern sie uns — deinem seligen Vater haben sie ja das Café Luitpold versteigert — was macht das? Wir kaufen uns was anderes. Und daß zu viele Leute dabei zu Schaden kommen, ist auch nicht wahr; schon weil wir immer wieder hochkommen. Sie haben hier in München sogar ein Sprichwort, daß noch nie jemand schließlich was an Marehn verloren hat."

„Das sollen sie auch nicht," sagte Claude mit verhaltener Erregung.

„Na also. Immer 's Panier hoch!" schloß Panier.

Er ſang noch eine Zeitlang „Du haſt mich nie geliebt“; dann verlangte er, daß Claude ihn zu Nelly begleite.

„Ich muß mir deine Flamme beſehn, das iſt meine Pflicht als Vormund.“

Sie ſoupierten bei Nelly, aber nicht ſo einwandfrei wie ehemals bei Frau Giſela Gigereit. Nelly war ohne Erfahrung, ſie hatte Leberkäs kommen laſſen! Panier bekam vor Zorn eine ſchwere Zunge, und Claude fürchtete einen Schlaganfall. Der Sekt machte es wieder gut.

„Nu ſoll einer ſagen, das Volk hätte ſich über uns zu beklagen. Wenn wir nicht auf der Welt wären, denn möcht' ich doch wiſſen, ob das Mächen da je 'n Tropfen Sekt gekriegt hätte. Na Mariechen?“

Nein, Nelly trank zum erſtenmal Sekt.

„Und dabei is ſie 'n Sektmatz. Das Wurm wird überhaupt erſt hübſch, wenn ſie beſchwipſt iſt.“

Nelly flog, mit reizenden kleinen Flügelſchlägen, von einem zum andern. Panier zog ihr die Bluſe aus.

„Genieren Sie ſich nicht,“ bat Claude.

„Du biſt woll eiferſüchtig?“

Und der Alte fuhr, unter ſpöttiſchen Seitenblicken auf ſein Mündel, fort mit Aufbinden und Ausſchälen. Nelly ſtand mit hängenden Armen da, wie eine Gliederpuppe. Claude hielt ſich nicht mehr, er riß ſie wütend am Arm. Sogleich beſann ſie ſich auf ihre Pflicht, taumelte ihm an den Hals, verſuchte die Spitze ihrer Bruſt in ſein Glas zu ſtecken. Sie redete mit ihrer Bruſt.

„Magſt trinken, Kleiner?“

Aber Claude hielt das Glas unſicher, es kippte um, zerbrach an Nellys Fleiſch. Sie kreiſchte.

„Ach mei, ich hab' bloß die zwei gehabt, und Steigerwald hat g'ſchloſſen.“

„Das habt ihr davon, Kinners, nu müſſen wir alle aus meinem trinken,“ entſchied Panier.

Claude dankte. Er fand, der Abend habe lange genug gewährt. Er erhob ſich und ging ſtreng im Zimmer umher. Panier fragte:

„Du ſuchſt wohl nach einem guten Abgang?“

„Für Sie,“ erklärte Claude gereizt.

Dann verſtummten ſie. Nelly war hinausgelaufen.

„Tja, tja,“ machte Panier und trommelte mit dem Fuß. Claude drehte ihm den Rücken.

„Hörſte?“ flüſterte plötzlich der Alte. „Sie hat jemand.“

Claude ſchlich hinaus. Nelly ſtand an der Flurtür mit einem Arbeiter. Sie machte ein beſtürztes Geſicht.

„Es iſt mein Bruder.“

Panier feixte.

„Wenn er dir's glaubt —“

Und er zeigte auf Claude.

„Uns kann's recht ſein.“

Claude ſtellte feſt, von oben herab:

„Warum nicht Bruder. Sie ſehn ſich ja ähnlich.“

Panier ſchlug ſich auf die Schenkel, er erſtickte vor Lachen.

„Was für 'n Gemüt! Du, den halt dir warm, Mariechen, ſo einen kriegſt du nich wieder.“

Nelly und der Arbeiter sahen ernst und ohne Verständnis drein. Aber Claude stampfte auf.

„Dies ist mein Haus, nicht wahr, Herr Panier. Und der junge Mensch ist mein Gast."

Panier verbeugte sich vor dem Proletarier.

„Kommen Sie rein, Herr Graf, in die gute Stube, es gibt Sekt, aber Sie müssen ihn aus der hohlen Hand trinken."

Claude öffnete ihnen die Tür, die Gesellschaft zog ins Zimmer. Nelly umhalste Claude:

„Du bist gut, dich hab' ich lieb."

Sie legte ihrem Bruder den Leberkäs vor.

„Er möcht' gern hier übernachten," erklärte sie.

„Der hat ehrliche Absichten," schrie Panier und pruschte aus. Nelly war erstaunt.

„Weil's ihm aus seiner Schlafstell' ausquartiert ham, und wo find't er jetzt a Schlafstell', glei halber zehn is . . . Er arbeitet beim Maffei," sagte sie noch.

Sie bemerkte, wie ihr Bruder ihren Hals betrachtete, und bedeckte sich hastig.

„Prost," sagte Panier, und goß dem Arbeiter aus seinem Glas etwas in die Hand. Der junge Mann sah verdummt aus. Nach einem braven Arbeitstag und mit zwei Litern Bier im Leibe, hatte er sein Bett von einem anderen besetzt gefunden und geriet unter Leute in Bourgeoiskleidern, die ihm Champagner in die Hand gossen. Die Welt befremdete ihn. Claude fand die Lage dieses Bruders unwürdig.

„Ihn hier abfüttern," sagte er zwischen den Zähnen und sah Panier scharf an, „das ist keine

Kunſt, aber nehmen wir ihn doch mal mit ins Café Luitpold."

„Machen wir!" kreiſchte der Alte. Er lehnte ſich zurück im Seſſel und hampelte mit den Beinen in der Luft. Claude ſagte:

„Aus dem Café Metropole iſt 'mal ein Arbeiter hinausgeſetzt worden, der ruhig in ſeinem Arbeitsgewand daſaß und für ſein Geld etwas verzehren wollte. Die Gäſte — eine Rotte ſtinkender Bürger — haben ihn hinausgeſetzt! Der Wirt iſt nachher verklagt, aber freigeſprochen, weil Arbeiterbeſuch ſein Lokal ruinieren würde."

„Alſo proſt," ſagte Panier.

„Hören Sie mal, ſo ſtumpf darf man nicht ſein!" rief Claude. „Wenn einem ſo was erzählt wird! Das iſt doch haarſträubend. Soll ich Ihnen 'mal ſagen, wozu ich imſtande wäre?"

„Na?"

Er ſuchte, er hatte ziemlich viel Sekt im Kopf.

„Ich wäre imſtande, ſelber als Arbeiter verkleidet in die Palmenſäle zu gehn, und wenn ſie mich ausweiſen wollen, dann mache ich Krach, balge mich mit den Kellnern und dem dummen Geſindel, das da zu Abend frißt, und wenn ſchließlich die Polizei kommt —"

„Dann ſetzt es was."

„Dann ſpringe ich draußen in meinen Wagen."

„Aber der Schutzmann ſpringt mit."

„Mir iſt es einfach nicht gegeben, dieſe ſozialen Ungerechtigkeiten ruhigen Blutes mit anzuſehn. Warum haben wir den Menſchen hier unter uns ſitzen wie

ein Wundertier und geben ihm Sekt, als wenn wir einem Rhinozeros die Nase mit Eau de Cologne einrieben! Gerade so gut könnten ja wir das Rhinozeros sein!"

„Du bist ja eins!"

Und Panier hielt sich den Bauch.

„Haha! Is das 'n Witz! Du bist ja eins!"

„Warum gehören eigentlich mir all die Terrains, und nicht dem da."

„Großartig!"

„Na warum denn!"

„Weil sie dir gehören, mein Jung', weil sie dir gehören."

„Weil mein Papa mit einem Haufen Leute, die zum Teil gewiß schon tot, pleite oder verrückt sind, Verhandlungen gepflogen hat, weil er Briefe geschrieben, Kontrakte unterzeichnet, Wechsel ausgestellt und in einem Wust von Papieren gekramt hat, darum gehört mir ein gewisses Stück von der Erdoberfläche. Was haben Papiere mit der Erdoberfläche zu tun, möcht' ich wissen, und wer hat das Recht, ein Stück von ihr mir — mir zu eigen zu geben, der ich gar nicht weiß, wie mir geschieht. Das kann doch nur mittelst logischer Ungeheuerlichkeiten zustande kommen! Das Eigentum — ich weiß nicht, ob es Diebstahl ist, aber Unsinn ist es, Unsinn: nie hab' ich das so klar gefühlt wie in diesem Augenblick!"

„Wo du besoffen bist," ergänzte der Vormund.

Claude fuhr nochmals auf.

„Und wenn nun auf sämtlichen Papieren statt

meines Namens derjenige dieſes Proletariers geſtanden hätte ... Wie heißt er eigentlich?"

„Xaver," ſagte Nelly.

„Na, wenn Xaver drauf ſtände, dann wäre er der ſogenannte Eigentümer von einem Teil der Erdoberfläche, und ich könnte ſtatt ſeiner an einem großen Ofen ſtehn und mich ſchwarz machen und ſchwitzen!"

Er ſah ſich um.

„Das werd' ich nie begreifen, das geht mir einfach ab: woher ich eigentlich das Recht habe, mir nie, nie die Hände zu beſchmutzen. Ich könnte doch genau ſo 'n Menſch ſein wie der da, auch voll Bier und auch ohne feinere Regungen, ohne Bedenken, Zweifel und ſeeliſchen Jammer, und getroſt dabei ſitzen, wenn meine Schweſter ohne Korſett zwiſchen zwei Herren liegt. Woher kommt es, daß ich auf Smyrnateppichen umherſteige mit einer in Zartheiten bewanderten Seele, und nicht an einem großen Ofen ſtehe, mich ſchwarz mache, ſchwitze und dabei ans Freſſen denke? Das könnt' ich doch ebenſogut tun! Und Sie auch!"

„Wir?"

Panier war entrüſtet.

„Dafür wollen wir uns woll bedanken. Wir mit unſerer Gicht, wir könnten 'n nettes Reißen davon haben."

Claude ſtellte ſich vor ihn hin, voll Klage und Verachtung.

„Alſo Sie wiſſen, Sie — warum Sie gerade der Herr Panier ſind?"

„Wir!" ſagte der Greis. Er erhob ſich und

pflanzte sich breitbeinig auf. Aus dem Rachen, voll Überzeugung, mit einer Stimme, die nach dicken Zigarren schmeckte, sagte er:

„Wir sind Karl Panier, das woll'n wir uns woll ausgebeten haben. Immer 's Panier hoch!"

Claude senkte den Kopf.

„Na, also gehen wir."

Claude sah unterwegs die Sterne an. An einer Ecke murmelte der Alte etwas und drückte sich, ohne daß Claude darauf achtete.

Er war, als er sein Haus betrat, bei der Frage angelangt, ob es nicht viel wünschenswerter, viel genußreicher gewesen wäre, am großen Ofen zu stehen und sich auf sein Bier zu freuen. An der Tür seines dreizehnten Dienstmädchens schlich er auf den Fußspitzen vorbei. Und solch keusches Glück durfte man dann vielleicht umarmen, wie es dort drinnen mit ungeküßtem Gesichtel auf einem Kinderarm lag.

Nach einer Stunde bewegter Schlaflosigkeit kleidete er sich wieder an und kehrte den Weg zurück, den er gekommen war. Nelly war ja jetzt seine Verbindung mit dem kräftigen, unschuldigen Leben! Und daß dort ein Arbeiter auf einer Matratze schnarchte, das war eher noch eine Würze.

Er öffnete mit seinem Schlüssel sehr behutsam die Tür zu Nellys Wohnung. Er brauchte zwei Minuten, bis er die Klinke ihres Schlafzimmers niedergedrückt hatte. Er würde sie im Schlaf überraschen. Sein Herz klopfte. Es würde immer klopfen, so oft er sich dem Lager einer Frau näherte. Keine Frau war je

ſo niedrig, daß er ſich nicht vor ihr beugen würde, wenn ſie im Bett lag. Noch die mißbrauchteſte blieb ſeine Herrin. Ein Abglanz von der Macht und Würde ihres Geſchlechts folgte ihr bis ins Spital.

Er hatte allmählich einen ſchmalen Spalt geöffnet und ſuchte mit den Augen nach Nellys Kopf. Er fand ein Kiſſen, aber nichts darauf als einen heftig roten Fleck, zu breit, als daß ſich eine Form unterſcheiden ließ. Auf einmal ſah er weiße Haare. Er riß die Tür auf.

„Nanu!“ rief der Herr Panier.

„So, du biſt es, Jung'.“

Und er warf ein grifffeſtes Meſſer auf den Nachttiſch zurück.

„Wir dachten ſchon, der Prolet ſei rebelliſch geworden und wollt' uns an'n Kragen. Nöh, da hätten wir uns woll unſerer Haut gewehrt. Könnt' uns paſſen . . . Na Jung', wo kommſt du denn her, wir haben uns ja lang nicht geſehn.“

„Herr Panier —“ ſagte Claude, und würgte an ſeiner Aufregung. Wenn er ſich nicht eben noch nach ihr geſehnt hätte, wie nach etwas Beſſerem als er ſelbſt.

„Ach, du gifteſt dich, weil wir in deinem Revier liegen? Mußt nicht tun, Jung'. Bei Weibern ſind wir Kommuniſt. Wenn wir eins haben, darfſt du ruhig 'ran.“

„Herr Panier, mit dieſer bin ich fertig. Wenn Sie ſie behalten wollen — bitte. Ich zahl' nicht länger für Sie!“

„Können wir dir gar nicht verdenken. Aber wir haben an einmal genug, wir nehmen sie auch nich."

Claude brach aus.

„Sehn Sie, Sie alter Schuft, nun haben Sie wieder das Mädel auf'm Gewissen!"

„Wir, wir?"

Der Greis sah ganz dumm aus.

„Es geht ihr ja ausgezeichnet. Sie ist draußen und kocht Kaffee."

„Nun liegt sie wieder auf'm Pflaster. Nun muß sie hungern!"

„Chotts! Denn hungert sie 'mal 'n bischen," sagte der Greis und feixte. Sein Bauch kollerte unter den Decken umher; Claude hatte wütende Lust, sich draufzustürzen, seine Fäuste in das wellige Fett zu graben.

„Wenn Sie sich nur mästen!" rief er, ganz heiser.

Der Alte hörte auf zu lachen.

„Mein Jung', davon verstehst du nix."

„Sie sind ein sozialer Schädling," schrie Claude. „Ich bin auch einer!"

„'n junger Esel bist du," entgegnete Panier. „Das Mädchen kann nix dafür, daß es auf der Welt ist. Das Mädchen kann nix dafür, daß sein Mann alles versoffen hat, daß es dich aufgegabelt hat, und daß es nu wieder in der Gosse liegt. Das kommt alles, wie Gott es schickt, da brauchst du dir keine Sorgen um zu machen. Sie macht sich auch keine. Aber wir — wir —"

Und Panier wühlte sich empor, er schlug sich klatschend auf die fette, weißbehaarte Brust.

„Wir ſind was geworden, weil wir 'n Kerl ſind, 'n richtiger Kerl! Sekt haben wir auch nicht immer gehabt, das könntſt du woll wiſſen, mein Söhnken. In Friesland oben, da ſind noch Leute, die haben uns Holz laden geſehn. Im Waſſer drin, mein Söhnken. Da iſt nämlich 'ne Stadt, namens Emden, da geht das Meer in die Fleete rein, und weil die immer ſo voll von Laſtbooten waren, haben wir da mitten mang rumſteigen müſſen und Bretter ſchleppen, immer bis an'n Bauch in'n Waſſer. Von dem Waſſer haben wir auch unſere Gicht. Später hab'n wir noch Sekt dazugegoſſen. Von Sekt und Salzwaſſer ſind wir ſo geſchwollen."

Panier ſaß auf dem Bettrand und ſchob ſeine weichen Beine beſchwerlich in die Unterhoſen.

„Und wie wir denn ſelbſt 'n kleinen Kohlenhandel angelegt haben, denn meinſt du woll, der Karren is von alleine gegangen? Ja, Kuckuck, verſuch' es man 'mal. Anno fünfundſechzig, da war gerade das Streiken Mode geworden in England. Da hatten meine paar Mann auch von gehört und kriegen nu doch den Koller und wollen auch nich mehr. Und wir hatten gerade Kohlen auf ein Kriegsſchiff zu liefern — das erſte Kriegsſchiff in unſerm Leben. ‚Kerls,' haben wir da geſagt. ‚Wenn ihr Lumpenhunde mich jetzt im Stich laßt, bin ich kaputt. Hin is hin, denn ſchlag' ich lieber erſt noch 'n paar von euch tot!' Und denn haben wir ſechs Stück richtig zu Boden geboxt. Da hat der Reſt Reſpekt bekommen und hat weiter gearbeitet, und keinen Pfennig mehr haben ſie gekriegt als vorher.

„Jawoll, mein Jung'."

Panier kroch in seine ungeheuren Lederkähne hinein.

„Die Zähne zeigen muß man dem Pack! Da habt ihr weichen Gemüter keinen Begriff mehr von. Ihr mit euerm Sozialismus. Ich möcht' doch wissen, wozu man noch 'n richtiger Kerl ist, wenn jeder Lumpenhund dasselbe kriegen soll. Nöh, da wird nichts aus."

Und Panier konnte endlich in seinen Stiefeln aufstampfen.

„Vielleicht doch," meinte Claude, eingeschüchtert.

„Keine Bange. Nu hilf uns 'mal den Rock an. So."

Da entdeckte Claude zwischen Mauer und Angel, daß hinter der Tür zum Nebenzimmer Nelly stand, im Nachthemd und einen Handrücken angstvoll am Munde.

„Komm' nur herein," sagte er.

„Na, du Kröt', ist der Kaffee fertig?" fragte Panier.

Sie blieb vor Claude stehen, gebeugt und weinerlich.

„Ich hab' keine Schuld," murmelte sie.

„Ich kann mir schon denken," versetzte Claude verächtlich. Sie flehte:

„Es ist wahr! Er hat solchen Skandal gemacht. Ich hab' ihm auch extra gesagt, ich tät es nicht aus Liebe, lieben tät ich nur dich. Noch nachher hab' ich es ihm gesagt."

„Jawoll," sagte Panier, und zwinkerte Claude zu.

Claude hob die Achseln.

„Soll ich dich nun prügeln?“

„Ja, ja,“ sagte sie, und starrte ihn an, mit einem verstörten Lächeln. Ihr kleineres Auge funkelte zwischen schwarzen Zotteln.

„Da hast du eine,“ äußerte Panier und schwang seine Hand mit den Gichtknoten über Nellys Gesicht. Sie schrie auf. Claude wandte sich ab.

„Er kann es nicht sehen, wenn's Hiebe setzt.“

„Von mir,“ sagte Claude, „hast du nichts mehr zu erwarten, weder Prügel noch sonst was.“

Nelly schluchzte. Claude überlegte peinvoll:

„Soll ich mich an dem armen Wesen rächen, dadurch, daß ich ihr das Essen entziehe? ... Ich bin schwach, ich will lieber weiter zahlen, um nur hinter meinem Rücken keine Tränen zu wissen und keinen knurrenden Magen ... Was sie dazu sagen wird. Sie wird mich nicht verstehen, ich werde ihr Mißtrauen einflößen. Es ist menschlicher gehandelt, und sie wird mich achten, wenn ich sie einfach in die Ecke werfe.“

Er stöhnte schließlich.

„Ich mag nicht mehr.“

Und er ließ es unentschieden.

Panier schäkerte.

„Willst du noch 'ne saftige, Mariechen?“

Sie schrie im voraus. Da trat stürmisch der Arbeiter auf, in Hose und Hemd, noch schlaftrunken, aber gerüstet zur Verteidigung seiner Angehörigen. Er schob sie hinter sich, stellte einen Fuß vor.

„Moants, ös Affen, ös windinga, i loß mei Schweſter von eich ſchlogn, ös Lumpn, ös miſerablige?“

„Frechheit!“ ſchrie Panier. „So 'n Prolet!“

„Geh nur her, Kraatſchuaſta, moanſt eppa, i furcht di?“

Und der Mann machte noch einen Schritt. Er legte die Fäuſte vor die Bruſt.

„Na nun boxen Sie ihn 'mal nieder, wie Ihre ſechs Arbeiter,“ ſagte Claude ſanft. „Das geht wohl nicht mehr?“

Der Greis färbte ſich violett.

„Ihr Bande bild't euch ein, ihr könnt Karl Panier auf 'n Kopp 'rumtanzen.“

Und er zog ſein grifffeſtes Meſſer. Nelly kreiſchte auf.

„Fortſetzung folgt,“ ſagte Claude und trat dazwiſchen.

„Der Herr meint es nicht bös,“ ſagte er zu Nellys Bruder. „Er iſt ein biſſel zu lebhaft für ſeine Jahre ... Sind's geſcheit?“

Er hielt die Hand hin. Der Arbeiter knurrte:

„No jo, da loſſn mer's holt guat ſei, aber wahr is, gfolln muaß ma ſich vüll loſſn.“

„So, Herr Panier, jetzt gehn wir mit dem Mann ins Café Luitpold.“

„Was? Den Kerl ſoll'n wir nochmal abfüttern! Du biſt woll nich wohl?“

„Machen Sie keine Geſchichten. Oder haben Sie Angſt vor dem Mann gekriegt?“

„Da werden wir woll noch mit fertig, das wollen wir ihm ſchon zeigen.“

„Dann haben Sie Angſt vor den Kellnern!“

„Dummer Junge, nu komm' man weiter und faß deinen Proleten untern Arm. Wir wollen der Geſellſchaft woll klar machen, wer Karl Panier is. Nöh, uns könnt' der Kaiſer von China kommen ... Und gegeſſen haben wir auch noch nichts als Leberkäs.“

Sie nahmen den Arbeiter in die Mitte und gingen aus, ohne Nelly zu beachten. Claude brachte es nicht fertig, nochmals von ihr anzufangen. Er äußerte ſeinen Groll auf Umwegen.

„Schief geht es doch noch mal, Sie werden auch noch dran glauben müſſen. Wenn uns unſere Laſter nicht umbringen — ich wundere mich jeden Tag beim Aufſtehen, daß die da uns ſo ruhig weiterwurſteln laſſen.“

Und er faßte ganz vorſichtig, mit zwei geſpitzten Fingern, als ſei es Sprengſtoff, ein Stück vom Rockärmel ſeines Nachbarn. Der Arbeiter ſah ſich gutmütig um.

„Hobn's mi gmoant, Herr?“

Panier ſtieß ſeinen Stock aufs Pflaſter.

„Ihr werd't euch woll nich mauſig machen, ſonſt ſoll'n unſere Soldaten es euch beſorgen ... Arbeiten ſollt'r!“ ſchrie er. „Wir arbeiten mit 'm Kopf!“

Dabei ſchlug er ſich vor ſeine dick geäderte Stirn. Der Proletarier ſagte zurückhaltend:

„Ja, ös habt's leicht redn, mir derfn uns den ganzen Tag ſchindn und plogn, und ös theats Schampus ſaafn. Aber wart's nur, 's kracht ſcho no amol.“

Claude frohlockte:

„Da haben Sie's."

Aber Panier warf knurrend die ganze Frage über die Achsel. Daher näherte sich Claude von einer andern Seite zum Angriff.

„Also boxen tun Sie nicht mehr. Aber zusammen mit Guttmann und den Kohlenbaronen legen Sie die armen Leute auf Eis!"

„Ach was," erklärte Panier. „Wenn sie nichts zu heizen haben, denn wärmen sie sich im Bett, und das Deutsche Reich kriegt Soldaten. Jawoll, Söhnken, wir arbeiten für 's Deutsche Reich."

„Wenn das Deutsche Reich nur für Sie arbeitet... Und wären Sie wenigstens bei Ihrem Kohlenwucher geblieben. Aber mit Grundstücken spekulieren Sie auch, und viele gehören uns zusammen, und ich muß Geschäfte mit Ihnen machen. Wenn ich mir das vorstelle, daß ich an Ihren verbrecherischen Raubzügen teilnehme!"

Und Claude begann wieder zu zittern vor Wut.

„Hör' mal," sagte Panier bieder, „wart' wenigstens, bis wir was im Magen haben. Nüchtern laß ich mir keine Gemeinheiten bieten."

„Etwas soziales Empfinden muß man doch haben!" rief Claude noch stärker.

„Wenn du es dir leisten kannst. Wir wären dabei unter'n Kinderwagen gekommen. Darauf wartet das Pack ja bloß, daß man soziales Empfinden kriegt und die Zähne verliert. Dann stecken sie einen in die Tasche. Selber einstecken, oder eingesteckt werden, man hat bloß die Wahl. Nöh, solang' wir

noch jappen, knöpfen wir den andern die Taſchen ab. Hurrjeh, könnt' uns paſſen."

Die Brillen des Alten funkelten. Claudes Wallung legte ſich. Er fand ihn zu ſeltſam anzuſehn, dieſen Greis aus kräftigeren Zeiten.

„Einmal," meinte er, „iſt der Höhepunkt eines Vermögens doch überſchritten. Die nächſte Generation hat keine Luſt mehr, zu verdienen."

„Unſere Söhne verdienen. Wir ſehen gar nicht ein, warum nicht unſere Enkel Europa im Sack haben ſollen. Mindeſtens im Kohlenſack. Haha!"

„Es kommt der Moment," äußerte Claude zögernd, in ſich hineinſpähend, „wo das Geſchlecht für die Handhabung des Geldes zu ſehr verfeinert iſt. Es liegt einem mehr an ſeeliſchen Erlebniſſen."

„Huch," machte Panier. „Seeliſche Erlebniſſe. Und was woll der Magen alles erlebt, wenn ihr kein Geld mehr anfaſſen wollt."

„Und man leidet an Bedenken. Wenn man mit Kohlen handelt oder Minenaktien hat, ſtellt man ſich die ſchwarzen Männer im Innern der Erde vor, wie ſie zwiſchen Kohlenſchichten liegen, nackt, mit ſchwarzem Schweiß beklebt, erſtickt von Staub und Gaſen, und ſchwarze Blöcke herausſchlagen."

„Den Deubel ſtellen wir uns die Kerls vor. Nöh, wir werden uns doch den Appetit nicht verderben ... Nu man rin."

Sie durchmaßen den Gang zwiſchen den ſpiegelnden Säulen, zum feindſeligen Erſtaunen der ſpäten Gäſte. Claude ſah herausfordernd aus, Panier wackelte vor

Selbstbewußtsein mit dem Kopf, der Arbeiter hielt sich bescheiden.

Die Palmensäle waren schon dunkel; trotz ihres kräftig geäußerten Wunsches wollte man sie nicht wieder beleuchten. Sie ließen sich im hintern Lokal nieder, verlangten kalte Platten und Sekt. Einige Kellner schlenderten herbei, um mit angewiderten Mienen die falsch zugeknöpfte wollene Weste des Arbeiters zu mustern, der den Kopf senkte. Claude zeigte ihn den Befrackten:

„Der Herr hat heute abend das große Los gewonnen."

Augenblicklich knickten sie zusammen, wischten auf den Tischen umher, zeigten sich beflissen.

„Na prost," sagte Panier, und goß ein Gläschen fine champagne in seinen mit getrüffelter Pastete gefüllten Mund.

„Prost Jung', und laß den Quatsch unterwegs. Wenn du die Schufte, die Proleten, kennen würdest, wärst du auch nicht mehr sentimental, dafür garantieren wir dir . . . Was?" und er wandte sich an den Arbeiter — „Schufte seid ihr!"

„Da muaß i scho bitt'n, Herr."

„Na, laß gut sein, prost. Moët-Chandon, der is woll was für dich, oller Umstürzler, den magst du woll?"

„Da legst di nieder," äußerte der Proletarier nach dem ersten Zug, voll Achtung. „Dees is fei guat, dees is gar kei ibles Gsüff."

„Das passiert dir heut' nu schon zum zweitenmal.

Du kannſt wahrhaftig Gott danken, daß wir auf der Welt ſind."

Er wandte ſich an Claude:

„Wir wiſſen woll, was das Pack wert is, wir ſind ja ſelbſt dabei geweſen! Ihr Jungen, weil ihr nie was mit zu tun gehabt habt, geht ihr zu den Dokters, die die Bücher ſchreiben, und laßt euch dämliche Gefühlsduſeleien in die Köppe ſetzen. Die ſollen woll jammern, die Dokters, die haben ja ſelbſt nix! Aber ihr jungen Kerls, die ihr's von euren Papas habt, wenn ihr deswegen die Kränke kriegen wollt, weil andere nicht ſo vorſichtig in der Wahl ihrer Eltern waren — haha! Fein ausgedrückt, was? — na, das is doch 'ne infame Gefühlsduſelei. Zu weich ſeid ihr, Kinder, laßt euch abknöpfen, was man will."

Er tätſchelte ſein Mündel vor den Magen.

„Abknöpfen, was man will ..."

Und nach einer Pauſe:

„Ihr macht's nicht halb ſo lange wie wir. Na proſt. Und immer 's Panier hoch!"

Claude trank nicht mehr. Panier und der Arbeiter hielten Schritt im Sekttrinken.

„So könnt'ſt du's ja alle Tage haben, du dummes Luder," ſagte der Alte. „Was verdienſte denn? Drei Mark fünfzig, das is ja mehr als wir hatten, wie wir noch Holz luden. Warum ſparſt du nicht und legſt 'nen Handel an. Aber an ſo was denkt das blöde Volk nicht. Säuft immer Bier und weiß nicht, daß es ſich ſelber all den Sekt wegſäuft, den es ſpäter haben könnte."

„Wohr is, wohr is, ganz recht ham's. Ah!!"

Der Proletarier trank.

„Zwölf Jahre lang," schrie Panier, „haben wir uns den Zucker vom Kaffee gespart. Davon sind wir heute Millionär!"

„Ganz recht ham's. Ah!!"

Aber Panier gab ihm eine Ohrfeige, die der Arbeiter zu erwidern wünschte. Sie torkelten übereinander aufs Sofa, Panier trachtete schreiend seine Gichtknoten in Sicherheit zu bringen. Ein Herr im Gehrock stellte sich ein. Claude bezahlte, indes Panier die Rechnung anfocht und der Proletarier ihn unterstützte. Sie wurden durch die Hintertür entlassen.

Draußen in der Nacht glättete sich ihre Stimmung. Nellys Bruder verabschiedete sich.

„Dees hat Zug g'hobt. Donk schee, donk schee. Pfuet enk Gott. Servus Nazi, Servus Schorschi. Naf an andersmal wieder."

An einem Hause lehnte eine Kaminkehrerleiter. Der Proletarier erstieg sie, malte mit der Drahtbürste schwankende schwarze Züge auf die Mauer, tastete sich wieder hinunter, taumelte von dannen und sang dabei:

„Da droben auf der Heh
Steht d' boarisch' Armee
Keenig Otto soll leben
Prinz Alfons daneben —"

Hier ereilte ihn der Schluckauf.

Panier kam auf die soziale Frage zurück. Claude ließ ihn mit ihr allein des Weges ziehen.

In aller Frühe ward er geweckt. Kassierer Ringsum war da.

„Nun, Herr Ringsum?“

„Entschuldigen gütigst, Herr Marehn, wenn ich so zeitlich störe. Ich hab' vorm Büreau herkommen müssen.“

Er räusperte sich.

„Es war zwar ein schwerer Gang, Herr Marehn.“

„Warum denn.“

„Und lieb ist es mir nicht, daß ich den Angeber spielen muß. Aber, Herr Marehn, ich bin in Ehren grau geworden, und zum Mitschuldigen des Betreffenden will ich nicht werden, nein, das will ich nicht.“

Claude sagte gar nichts.

„Der Betreffende ist nämlich Ihr Herr Vormund, und es tut mir wirklich leid, Herr Marehn, daß Sie das erleben müssen.“

„Bitte, es macht nichts,“ sagte Claude. „Aber was tut denn Panier.“

„Da ist erstens das Ahnwesen Friedrichstraße Nummer —“

Und Ringsum zog aus seinem Rockschoß einen Zettel. Er las aus den Notizen eine lange Geschichte heraus. Panier verkaufte unter dem Wert und ließ sich vom Käufer Provision zahlen. Die Käufer, ehrlich entrüstet über die Gaunerei des Vormunds, die ihnen zustatten kam, hielten nicht immer reinen Mund. Auch plauderten die Strohmänner des Alten.

Claude erinnerte sich, daß schon von Eisenmann so etwas behauptet habe. Übrigens hätte er es voraus-

sehen müssen. Panier hatte ihm noch eben ins Gesicht gesagt, man knöpfe ihm ab, was man wolle. Und wirklich knöpfte er ihm Nelly ab und halbe Häuser. Es stimmte. Und es war nichts dagegen einzuwenden, weil offenbar jeder von ihnen, Panier wie Claude, in der ihm angeborenen Rolle war.

Die dumpfe Stimme des Kassierers leierte Zahlen her. Claude sah ihn sich zum erstenmal näher an. Ringsum stak in einem wollenen Anzug, ganz geschlossen, und von vielen Regengüssen in dauerhafte Falten gelegt. Über seinen wollenen Hemdsärmeln engten leinene Röllchen seine braunen Handgelenke ein. Seine Glatze war braun, ein weißer Schnurrbart hing aus seinem langen, braunen Gesicht. Ringsum trat beim Gehen wacker auf, mit den Absätzen seiner breiten Stiefel, deren Schäfte die Hosen spannten.

Claude kannte Ringsum von jeher, und es hatte ihm immer als selbstverständlich gegolten, daß Kassierer so aussähen. Heute machte Ringsnm ihn neugierig.

„Ja, ist recht. Und was wollen Sie nun damit?“ fragte er.

Ringsums Mund blieb offen.

„Ich muß Ihnen sagen, meinem Vormund Krach zu machen, dazu bin ich nicht geneigt. In diesem Augenblick besonders nicht, denn er würde glauben, ich will mich rächen für — für etwas, was gerade zwischen uns vorgefallen ist. Und dann ist mir die Sache auch zu umständlich. Wenn nachher vor Gericht Ihre Zeugen nichts mehr wissen wollen, was dann. Dann bleib' ich

mit meinem Vormund hängen, und er ſchikaniert mich natürlich und gibt mir kein Geld mehr."

Ringſum ſagte dumpf und faſſungslos:

„Aber es liegt Untreue vor, Herr Marehn. Untreue liegt vor."

„Wie Sie's nennen wollen."

„Die darf aber doch nicht vorliegen."

„Wenn's doch ſo iſt. Ich bin noch ſechs Monate minderjährig. Ich habe keine Luſt, ſechs Monate krumm zu liegen."

„In dieſem Falle, Herr Marehn — ich kann es vor dem Andenken Ihres ſeligen Herrn Vaters nicht verantworten, daß ſein Sohn beſtohlen wird und ich ſoll zuſehn — in dieſem Falle bitte ich um meine Entlaſſung."

„Tun Sie mir den Gefallen, Ringſum, wenn Sie kündigen, merkt Panier am Ende, daß Sie was wiſſen. Machen Sie mir doch keine Ungelegenheiten, das ſchulden Sie wohl meinem Vater."

„Herr Marehn, es wird mir ſchwer."

„Das ſchulden Sie meinem ſeligen Vater, daß Sie ganz ruhig zuſehn, wie Panier mir Häuſer abknöpft ... Sagen Sie 'mal, und Sie, wieviel beziehen Sie eigentlich?"

„Dreitauſend Mark, Herr Marehn."

„Das iſt wohl ziemlich wenig?"

„Wie man's nimmt. Unſereins iſt gewohnt, zu rechnen."

„Entſchuldigen Sie —"

Claude dachte nach.

„Was haben Sie geſtern zu Mittag gegeſſen?"

„Gestern? Spinat, Herr Marehn, und dann einen Pfannkuchen. Ich bin Vegetarier."

„Sind Sie nicht verheiratet?"

„Ja. Wir sind alle Vegetarier."

„Sagen Sie bitte, Herr Ringsum, Sie müssen manchmal viel Geld zwischen den Fingern haben."

„Bei der Verwaltung eines Vermögens, wie des Ihrigen, Herr Marehn... Hunderttausende, oft genug."

Claude lachte.

„Da wär's Ihnen doch leicht, durchzubrennen. Sind Sie darauf noch nie verfallen?"

Ringsum richtete sich streng auf.

„Das gehört nicht in meinen Gedankenkreis, Herr Marehn."

Claude bemerkte sanft:

„Dann brauchten Sie nicht mehr vegetarisch zu essen."

„Das tue ich aus Überzeugung."

„Ach so. Ich will aber doch mit Panier sprechen, ob er Ihnen nicht lieber sechstausend geben will statt dreitausend. Das ist doch angenehmer für Sie."

Der Kassier trat einen Schritt zurück, sein braunes Gesicht begann zu arbeiten, der Schnurrbart wankte. Endlich kam ihm die Stimme.

„Herr Marehn, wenn Sie wüßten, ich habe drei Töchter, jetzt kann ich sie vielleicht verheiraten."

„Oder wenigstens eine," sagte Claude und überließ seine Hand den haarigen Tatzen des Beglückten.

Er dachte, als Ringsum weg war: „Ich kann mir nicht helfen, mehr achten als Panier kann ich den

Biedermann auch nicht. Wenn es ihm ein einziges Mal aufginge, was er sich alles entgehen läßt — er ginge durch. Ihm geht es bloß nicht auf. Er dreht sich in seiner Mühle, wo Ehrlichkeit gemahlen wird. In der, wo Panier sich dreht, wird Gaunerei gemahlen. Aber drehen tun sich beide Esel."

Ringsum dachte draußen: „Wenn der Herr Marehn nur nicht andern gegenüber solch dappig's G'schwatz macht, das könnte dem Ruf des Hauses schaden."

Einen Teil des Vormittags durchwanderte Claude seine zwanzig Gemächer und betrachtete, die Stirn in Falten, das Parkett. Das dreizehnte Dienstmädchen hatte es spiegelblank gewichst. Endlich entschloß er sich, ging zu dem Agenten, der die andern zwölf kommen ließ, und bestellte sie mit großen Kosten alle wieder ab. Darauf begab er sich zu seinem Freunde Spießl. Der Herbsttag verfing sich hier in Schleiern von Qualm.

„Na, du Jubeljüngling?" sagte Spießl.

Claude stutzte.

„Findest du?"

„Du treibst's schon arg. Hast ja schon wieder ein Weib."

Ja, wahrhaftig, er hatte schon wieder eins gehabt. Kam denn das in Betracht? Tat er's etwa zu seinem Vergnügen? Also man hielt das für ein Jubeldasein, was er führte.

„Allerdings. Wegen der komm' ich sogar. Aber vor allem möcht' ich mich von meinem Vermögen unabhängig machen."

„Du dich —“

Spießl maß ihn voll Mitleid.

„Hältst du das für so gewagt?“

„Du ohne Geld! Wenn wir auf Schulausflügen zwölf Pfennige aus den Taschen gruben für ein Bier, und du zogst zwanzig Mark. Was du wohl ohne deine zwanzig Mark gewesen wärst! Und heute, ohne dein Geld — a was, ich mein' ganz gewiß, da müßt' ein Haufen Kleider in sich zusammenfallen, und vom Claude Marehn wär' nichts mehr da.“

„So siehst du mich an?“

Claude war erschrocken, er dachte nach.

„Also du meinst nicht, ich könnte wie du, mit 150 Mark leben, arbeiten, ins Stehparterre gehn und alle verachten, die handeln.“

„Das hast du schon oft gewollt. Aber der reinen Idee bist du nicht gewachsen, armer Kerl. Du wirst niemals ein ganzer Nihilist sein, der an nichts hängt. Du hängst ja an der Frau. Du liebst, oder vielmehr, du jagst nach Liebe: ich hab' dir deine Analyse doch schon 'mal geliefert, was? Also was willst du überhaupt noch.“

Claude biß sich die Lippen. Ja, er mußte Ersparnisse machen, sein Vermögen retten, denn Ute — er glaubte nicht, daß sie den Ruhm und den Reichtum je erreichen werde. Erreichte man denn die? Sie würde ihn brauchen.

„Du hast ganz recht, ich hatte im Augenblick vergessen ... Man hat so Stimmungen, wo einen das Handeln mehr anwidert als gewöhnlich. Wenn du

wüßteſt, was das heißt, Coupons abſchneiden oder ſie von ſeinem Vormund abſchneiden laſſen."

„So, was heißt das?"

„Das iſt eine Handlung, ſchwer, ſchwer von Verantwortungen. Du haſt wohl noch nie an die Arbeiter in Queckſilberbergwerken gedacht?"

„Ach von der Seite. Kennen wir."

Und Spießl, in jedem Gedankenkreiſe zu Hauſe, winkte ab.

„Dann komm' nun alſo mit zu Nelly."

„Was denn, Nelly. Welche Nelly."

„Nun kriegſt du's wieder mit der Angſt. Nelly iſt ja die Neue. Du mußt ihre Geſchichte kennen, ſie iſt zu verwenden."

„Soll ich denn jetzt ſchon am hellen Mittag bei deinen Weibern herumliegen?"

Claude beſiegte Spießls Widerſtand, der ohne Größe war.

Er ließ durch Nelly ein gutes Eſſen beſorgen. Beim Chaudeau, als er Nellys kleineres Auge begehrlich über ſeines Freundes grobe Knochen hinfunkeln und ihn voll ehebrecheriſchen Dranges ſah, nahm er Spießl beiſeite.

„Du kannſt ſie haben und behalten, ſie koſtet faſt gar nichts. Für den Anfang leih' ich dir was, du gibſt es mir wieder, wann du magſt."

„Erlaube mal."

Spießl war gekränkt.

„Ich hab' dich noch nie um etwas gebeten."

„Ich bin es, der bittet. Ich möchte ſie los ſein,

aus gewissen Gründen. Dich liebt sie, das stehst du doch. Sie wird dich gar nichts kosten."

Spießl, von freudigem Aufruhr gepackt, stotterte: „Du, du willst doch nicht frozzeln? Du meinst wirklich, ich kann das Weib haben, das wundervolle Weib, für mich allein und ganz umsonst?"

Er traute seinem Glück noch lange nicht. Claude bat Nelly heimlich, es ihm recht greifbar zu machen. Dann empfahl er sich.

In der Residenzstraße sah er Utes Rücken. Er hatte sie seit zehn Tagen nicht gesehen.

„Sie weiß nicht, daß ich gleich bei ihr sein werde. Wenn sie mich liebte! Sie würde ahnen, ich sei nahe. So viele Menschen, so viele Häuser zwischen uns wären, die Mauern wären durchsichtig für den einen, hinter denen der andere weilte. Allein im fremden Gewühl, würden wir an unserer Schulter die des andern fühlen."

Er erreichte sie.

„Ach! Claude! Ich hab' an dich gedacht."

„Du, an mich!"

„Ja. Ich habe dich erwartet."

Er überwand seinen Schrecken.

„Woher kommst du denn?"

„Vom Halsarzt."

„Schon wieder pinseln? Du studierst zu viel, Ute."

„Ah bah. Und warum hast du dich nicht sehen lassen?"

„Aber —"

Er stotterte.

„Du warst ja nervös, du wolltest allein sein."

„Davon kriegt man auch genug . . . Bevor ich für den ganzen Winter fortgehe —“

Sie zögerte.

„Hab' ich dich noch zu sprechen . . . Du wolltest ja dein Haus einweihen? Nun, dann tu's endlich. Ich verschiebe ja bloß darum meine Abreise.“

„Meinetwegen? Ute!“

„Nun ja, auch weil ich heiser bin, wie du hörst.“

„Und du mußt nicht reisen?“

Sie wandte den Kopf weg.

„O, dort kann ich mir alles erlauben.“

Wo, dachte er. Sie hatte schon zweimal vermieden, es ihm zu sagen. Warum? Er war in Angst um die guten, freundschaftlichen Gedanken, die sie auf diesem Gange, eine ganze lange Straße hindurch, für ihn hegte, und er wollte nicht fragen.

„Ich hab' etwas gezögert mit dem Fest, weil ich jetzt alle Kosten scheue. Ich muß mir endlich etwas ersparen.“

„Willst du vielleicht heiraten?“

„Du sagst das, als ob es dir unangenehm wäre? Ute, wie machst du mich heute glücklich . . . Nein, auch für dich spare ich.“

Sie fuhr auf.

„Ist nicht mehr nötig.“

„Was — was denn?“

Ute nahm sich zusammen.

„Nun ja, ich bekomme künftig schon ganz gute Gage. Das erste Jahr 200, das zweite 220, das dritte 240. Dazu die 200, die du mir gibst, das genügt

für Toiletten. Und was brauche ich weiter, als Toiletten?“

„Aber ich bitte dich ewig, du kannſt ja viel mehr kriegen.“

„Es iſt ſchon zu viel.“

„Wie du ſtolz biſt. Nein, wenn du ein ganz wenig Gefühl für mich hätteſt, wäreſt du nicht ſo ſtolz... Übrigens haſt du früher auch aus Freundſchaft das Geld angenommen. Aus bloßer Freundſchaft. Iſt die auch aus?“

„Nein,“ ſagte ſie ſanft, leidend faſt.

„Ute, was haſt du? ... Ach, es iſt immer nur, weil ich liebe und du nicht. Daher kommen alle Mißverſtändniſſe. Zehn Tage habe ich geſchmollt mit dir. Hab' mich — ich kann es vor dir nicht verſchweigen — ſogar mit andern abgegeben.“

„Schon wieder.“

„Aber das galt ja auch nur dir,“ ſagte er, und ſah ſie raſch an. Er erkannte es: Theodora, die Zank, Nelly, was waren ſie anders als Flügelſchläge ſeiner Sehnſucht nach Ute!

„Dann iſt's recht,“ erklärte ſie leichthin.

„Es iſt meine Schuld,“ murmelte Claude. „Ich bin nicht ſtark, auch meine Liebe iſt nicht ſtark genug, um dich zu erobern. Würd' ich ſonſt ſchmollen und mich bei unbeträchtlichen Genüſſen aufhalten? Ich weiß gewiß — wäre ich ein richtiger ſtarker Kerl, du würdeſt mich dennoch wollen, trotz deiner Kunſt.“

„Dann ſchon gar nicht. Je mehr einer ein richtiger ſtarker Kerl iſt, deſto ſchlimmer wird mir zumut'.“

Sie ſchüttelte ſich, den Blick ſtarr auf dem Pflaſter. Claude ſah es nicht, er war noch bei ſeinem Gedanken.

„Du biſt ja nicht bloß eine Frau, Ute. Du biſt die ganze Erfüllung, ja die ganze Erfüllung der Sehnſucht nach dem ſchönen, ſtarken Leben, die ich in mir habe, die — die in mir jagt. Du biſt unerreichbar, ich weiß es," flüſterte er.

Sie ſtanden in Schwabing, vor Utes Hauſe.

„Ich hol' dich wieder ab, willſt du?"

„Adieu."

Sie wandte ſich in der Tür um. Er erkannte plötzlich, wie ſchmerzlich geſpannt ihre Züge waren.

„Ich wollte, ich könnte erſt anfangen, dir zurückzuzahlen," ſagte ſie, und ging hinein.

Er ſtand mit hängenden Armen und ſah ihr nach. Er begann zu zittern und wußte nicht warum. Was bedeutete ihre ſeltſame Stimmung? Es geſchah etwas, er fühlte es. Ute, die immer ſein Herz in der Hand trug, drückte mit ihrer unachtſamen Hand wieder einmal ſtärker zu. Sie würde ihm wieder zu leiden geben. Noch mehr als in den zehn Tagen, wo er ihr ausgewichen war? Nein. Sie war heute ſo fremdartig ſanft, geängſtet, faſt ſchamhaft geweſen. Sie machte eine Kriſe durch, die zu etwas Wunderbarem zu führen ſchien. Wie, wenn ſie —

Claude blieb ſtehen, ihn ſchwindelte.

Wenn ſie ihn liebte!

Er ging kopfſchüttelnd weiter. Er kannte doch Ute — was ſchlimmer war, er kannte ſein Schickſal, worin Utes Liebe nicht vorkam ... Aber er konnte ſie

erobert, endlich erobert haben, durch eine Übermacht von Zärtlichkeit, die sie endlich selbst in ihrem Rücken fühlte, wenn sie durch ein Menschengewühl ging, und Claude war hinter ihr . . . Er beugte die Schultern; er glaubte an kein Erobern. Das Schicksal war fertig, wenn man die Augen aufschlug, man eroberte nichts, änderte nichts. Zärtlichkeiten und Empörungen flatterten am Schicksal hin, wie weiße und schwarze Schmetterlinge über eine Statue aus Bronze.

Ihre Ohnmacht hinderte sie nicht am Wiederkommen. Claude dachte bis zum folgenden Abend tausendmal: „Wenn sie mich liebte. Es wäre die Logik, die in Märchen herrscht. Aber — wenn sie mich liebte."

Die ersten Gäste, die ihm sein Haus einweihen wollten, waren Matthacker und Killich.

„Wieso?" sagte der Arzt. „Hier herrscht ja Tempelstille. Und ich hab' einer russischen Gräfin so viel Morphium gegeben, daß sie mir ebensogut in die Binsen gehen kann. Dann ist das halbe Honorar hin. Und alles bloß, damit ich abkommen konnte zu Ihnen, Marehn."

„Sie renommieren mit Cynismus," Doktor, sagte Claude. „Sie müssen ein gütiger Mensch sein."

„Ich will 'mal fragen," meinte Matthacker und sah über seinen dicken, dunkelroten Wangen erstaunt und hilflos drein.

Killich holte seinen wildblonden Bart herab von der Schulter, auf die der Wind draußen ihn gelegt hatte.

„Nun also zu unserer Setzmaschine . . ."

Und auf Claudes Einladung nach der Treppe,

deren goldenes Gitter aufſprang, wenn man darauf losſchritt:

„Bleiben wir doch da in der Halle, die iſt ſchon langweilig genug, mit all dem Gold und Pfauenblau. Ich bin ja kein Paradiesvogel.“

„Das nicht. Alſo Ihre Maſchine halten Sie für intereſſanter?“

„Sie haben doch ſchon ſechstauſend Mark dafür bezahlt. Und ſie intereſſiert Sie noch immer nicht? Dann müſſen Sie noch mehr Geld geben, junger Mann. Es wird ſchon kommen.“

„Und die Frettchen,“ behauptete Matthacker, „dafür werden Sie noch Ihre Möbel verkaufen müſſen, bis wir das Serum haben gegen den Schlangenbiß.“

„Für die Wiſſenſchaft —“ erklärte Claude höflich, „da häng' ich mich auf.“

„Na ſehen Sie, das iſt ein Anfang.“

„Den Stahl-Argon-Streifen, Argon hinzulegiert aus den Dämpfen des Mont Pelée — den haben wir jetzt hergeſtellt,“ berichtete Killich. „Nun alſo Geld für die Maſchine ſelbſt.“

Matthacker ſagte:

„Wir verhandeln jetzt mit Indien, wegen der zu beißenden Verbrecher. Die könnten Sie — Sie haben hier ſo viel Platz — die könnten Sie in Penſion nehmen.“

„Das iſt vielleicht billiger,“ vermutete Claude.

Aber der junge Ende haſtete herein, mit einem Schwarm von Damen. Die Schransky, vom Gärtnertheater, funkelnd in paillettes d'argent, wogend von

Hermelin, und bereit, ihn ſich gnädig von den Schultern heben zu laſſen, kam auf Killich los. Er ſteckte die Hände in die Hoſentaſchen.

„Du wagſt dich blicken zu laſſen, wo ich bin?“

Sie verzog das Geſicht zum Weinen, dann beſann ſie ſich und ging zu Claude. Er nahm ihren Umhang. Er hatte Mitleid, weil ſie ſolche Pferdezähne hatte.

„Ihr ſcheint was miteinander gehabt zu haben?“

Sie ſah, daß er ihre Schultern bewunderte. Sie ſeufzte.

„Ach, das war anders, als ich dich hatte.“

Er betrachtete ihre angſtvoll glänzenden Augen. Nie hatten ſie ſo geglänzt, als ſie auf von Eiſenmanns Befehl mit ihm, Claude, Automobil fahren mußte. Den Killich liebte ſie, er hatte ſie ſatt, ſie lief ihm nach. Natürlich, wenn Claude ſie wiederhaben wollte, ſie würde kommen und in dies neue Haus einziehen. Aber würden ihre Augen jemals glänzen, dann wußte er warum. „Und ich warte auf Ute, und darauf, daß ſie mich liebt!“

Er ging erregt zwiſchen den Leuten umher. Es waren Paare. Theodora ſtellte ihm ihren Verlobten vor, der breite Schultern und X-Beine hatte.

„Anfangs hat er ein Atelier bei einem Bäcker gehabt und hat Brot austragen und mit den Geſellen ſchlafen gemüßt, weil er nicht zahlen konnte. Aber jetzt zeichnet er ſchon für die Jugend.“

Wie ſie ſich beſcheiden gekleidet hatte, und wie ſie glücklich ausſehen wollte! Claude ſchnürte es die Kehle zuſammen. „Sie würde es nicht nur wollen, ſie

würde wirklich glücklich sein, hätte ich sie nicht versäumt." ... In diesem Augenblick war es ihm gewiß.

Eine Menge Klubfreunde kamen, auch die jungen Maler seiner Mutter samt ihren Kameradinnen — ein Haufe von Fremden. Claude sah jeden fragend an, wie eine schlimme Vorbedeutung.

Spießl erschien mit Nelly.

„Bist du denn glücklich?" fragte Claude.

„Übermenschlich. Ich pfeife auf Messalina."

„Das ist recht."

„Aber wo ist sie denn?"

Und Spießl verschwand hinter Nelly, im Gedränge.

Die Vorstellungen, Empfänge und das Herumführen besorgte der junge Ende, ganz ausgestreckte Hand, strahlend vor Menschenliebe und Freude am Guten, Wahren, Schönen, für das er die Honneurs machte.

„Herr Dichter Dr. Pömmerl, mein lieber, treuer Mitarbeiter bei der Schöpfung dieser hübschen Räume."

Pömmerl gab Claude einen glücklichen Händedruck.

„Ich lass' meine Frau zurückkommen," flüsterte er.

Claude zuckt zusammen. Ein Genosse weniger.

Pömmerl erstieg mit Claude und den Damen den ersten Stock, ging über die Galerie, die offen an der Halle hinlief, und durch hohe grünlackierte Türen, in Zimmer, die die Damen musterhaft stilisiert und aus einem Guß fanden, wie auf Ausstellungen. Für Claude aber fieberte jedes vor Ungeduld nach Ute. Pömmerl sagte zu ihm in seiner freundschaftlichen Schmeichlerart, die dem Hörer nicht zum Bewußtsein kam, so daß

15*

er ſich ſpäter wunderte, warum Pömmerl ihm ſo ſympathiſch ſei:

„Hier läßt ſich leben. Ich fühle ſehr wohl, das alles iſt aus einer einzigen Erregung hervorgegangen, iſt ein Ausbruch —“

Er ſah diskret an Claude vorbei.

„— Der Ausbruch einer ſchmerzvollen Sehnſucht ... Hier will ich den Abend verbringen, als ſäße ich zu Hauſe an meinem Kamin und läſe ein bebendes Gedicht,“ ſchloß Pömmerl ſtimmungsvoll.

„Das iſt lieb von Ihnen,“ ſagte Claude.

Wie Pömmerl wieder gut duftete! Bei Claudes letztem Beſuch in der ausgeleerten Wohnung war er faſt gar nicht mehr parfümiert geweſen. Wohlgeruch und Lebensmut, bei Pömmerl war alles mit dem bißchen Geld eingezogen, das Panier ihm bewilligt hatte.

Sie lehnten über der Brüſtung und blickten in das Gewimmel der Halle. Aber auf der Treppe hörte man den jungen Ende mit einem Schub von Gäſten. Köhmbolds Organ fiel ihm ſchleppend ins Wort.

„Was hat ihn das gekoſtet? .. So? .. Na, mit der Schönheit fällt man immer hinein.“

Der junge Ende führte die Leute durch die Salons, machte ſie aufmerkſam auf die Sitze, deren Lehnen launiſch und nicht zu benutzen oder aber ausdrücklich für die gekrümmten Rücken ſehr müder Menſchen berechnet waren; auf die Uhren wie Spinnen, mit langen Stelzen und kleinem runden Rumpf; auf die Beleuchtungskörper in Geſtalt von Tulpen, Lilien, Engels-

flügeln und Frauenhänden, aus deren gerundeten Fingern das Licht brach.

Die jungen Maler und ihre Kolleginnen, formlos ausgeschnittene Mädchen auf großen Schuhen und von einer durch Arbeit entstellten Haltung, bewegten sich geschäftig wie auf Ausstellungen, hoben breite Daumen im Abstande vors Gesicht, lugten darum herum und entschieden zuversichtlich:

„Das ist flächig hingesetzt."

„Das steht kolossal fein im Raum."

Ein Herr mit grauem gewellten Scheitel und Spitzbart, untersetzt, elegant und gewöhnlich, mit der Zigarre im Mundwinkel, und ein Auge eingekniffen gegen den Rauch, lachte bei jeder Gebärde der Künstler, bis sein Gesicht, völlig ausgeweitet, wie ein Gefilde der Seligen aussah. Plötzlich schlug er sich, unter verwildertem Gelächter, auf beide Schenkel. Es wandelte über die Galerie ein auffallendes Paar. Der Mann näherte sich dem weiblichen Typus, die Frau dem männlichen. Er trug eine braune Jacke ohne Revers, aber überall eingefaßt in dicke braune Litzen, und durchflossen von einer Krawatte wie aus lauter Apfelblüten. Sein Beinkleid war weit wie ein Rock. Er hatte halblange, weichbraune Haare, das Gesicht eines Nagetiers, ganz als Kurve angelegt, schlaufromm, mit Brille; und er war hochschultrig. Sie, im Gegenteil sehr gerade, ließ aus ihrer platten Frisur an den Schläfen ein Stück Kamm hervorwachsen wie ein Diadem. Sie war in einem Frackjacket aus schwarzem Tuch und hatte ein korrektes Gesicht.

Dieſe zwei achteten nicht des jungen Ende und ſeines herzgewinnenden Vortrages, ſie überſahen die ſelbſtbewußten Geſten der Künſtler. Mit einem hochgebildeten Lächeln, ſtill, unzugänglich für die Gaffer, die ſie anſtaunten, betrachteten ſie die ſchönen Dinge ringsumher, verſtändigten einander ſchweigend und entzückt über einen porzellanenen Baſtard, erzeugt von Japan und Dänemark, über eine Etagère, ſo wirr gebaut, daß man die geheimſten Schriftſtücke offen hätte darauflegen dürfen, und niemand hätte ſie gefunden.

Der junge Ende und die Seinigen betraten Claudes Frühſtückszimmer.

„Hier, meine Herrſchaften," ſagte der junge Ende, „bitte ich Sie, die Harmonie in lichtgrün und lila zu bewundern. Das Gemach ſoll beim Erwachen des Schläfers jeden Tag wie eine Frühlingslandſchaft mit Flieder wirken. Das war die Abſicht," ſetzte er hinzu, mit beſcheidener Verbeugung.

„Wie wunderbar poetiſch," ſagte eine Dame und wackelte vor Innigkeit mit dem Kopf.

„Jeden Morgen im Frühling Kaffee zu trinken."

„Wenn er nur nicht 'mal im Dalles Kaffee trinkt," meinte der Herr mit der Zigarre, halb erſtickt, und ſchlug ſich auf die Schenkel. „Das iſt doch a ganz a albern hinausg'hautes Geld."

Und er ſchüttelte ſich.

„Is dees a Hetz."

Claude fragte jemand, wer der Mann ſei. Man kannte ihn nicht. Spießl drängte ſich vorbei.

„Haſt du Nelly nicht geſehn?"

Ja, Claude hatte sie gesehn, aber er verriet sie nicht, denn sie hatte sich im Zimmer aus Purpur, Violett und Weiß von Killich die Brust küssen lassen und neugierig zugesehn.

„Hast du sie verloren?“

Spießl war schon fort.

„Wer ist der lustige Herr?“

Graf Kreuth, dessen langes Gerippe, abwesend über die Welt hingeisternd, eben herbeiwankte, wußte es.

„Ich hab' ihn mitgebracht, wenn Sie erlauben. Er heißt Ehglücksfurtner, er hat mir mehrfach Geld geliehen. Jetzt hat er genug und macht keine Geschäfte mehr.“

„Ach, darum ist er so lustig.“

„Drum hab' ich gedacht, jetzt ist er fast anständig genug, daß ich ihn mitbringen kann.“

„Das Arbeitszimmer,“ rief der Tenor des jungen Ende, „ist gelb und rot, wegen der lebenbejahenden Gedanken, die diese Farben auslösen.“

„Wann ma an an Gläubiger schreibt um Stundung,“ schrie Ehglücksfurtner und kollerte vor Vergnügen gegen die Wand. Hier erwischte er eine Malerin und zwickte ihren rötlichen Arm zwischen zwei kurze, runde Finger.

Es war deutlich: Ehglücksfurtner, der die längste Zeit nur Geld verdient hatte, betrachtete sich jetzt als einer, der Eintritt bezahlte in die Welt, wo man es nicht mehr verdiente, sondern ausgab; und er kam, um darüber zu lachen. Die Kunst, die Geld kostete und wenig einbrachte, die Frauen, die keinem Manne im

Geschäft beistanden, diese jungen Leute, die noch nie einen Pfennig aus eigener Arbeit gewonnen hatten — Ehglücksfurtner sah das alles als gute Witze an, eigens für ihn erfunden, weil er jetzt so volle Taschen hatte, daß er wohl lachen durfte. Claude kam ihm neugierig näher. Kaum traf Ehglücksfurtner, der gerade in seiner Hose ein Geräusch von Goldstücken verursachte, mit dem Blick in Claudes Gesicht, platzte er aus wie in einer Posse. In der Nähe sagte Köhmbold mit leidender Sehnsucht:

„Die Spiegel! Die Spiegel, die wie Fauteuils aussehen, deren hohe Lehne aus Glas wäre. Die Spiegel, die eine nackte Frau auf den Schultern trägt. Die Spiegel, die ein Eckſofa im Winkel unterbrechen. Die Spiegel wie ausgebrochene Kutschenschläge. Die Spiegel wie die oft geteilten Fenster in den Giebelhäusern kleiner Städte. Sie wissen doch, im Spiegel sind alle Dinge ferner und seltsamer, wie in Ahnungen, unter Wasser sozusagen, versunken, verzaubert usw." —

Das auffallende Paar tauchte wieder auf, hielt sich an den Händen und lächelte einsam über das Meer von Schönheit hin, auf dem es trieb.

Claude blickte nochmals auf Ehglücksfurtner und dachte:

„Hat er recht?"

Aber im Gemach aus Schwarz und Orange, wo man nach der Behauptung des ganz der Moderne gewonnenen jungen Ende betrachten, sich prüfen und unter Umständen sogar Andacht halten sollte, dort zeigte sich unversehens Bella, die Freundin Utes. Claude fuhr auf, sein Herz tat einen Sprung. Er schob sich

unauffällig bis an den Eingang des Zimmers. Nein, Ute war nicht gekommen, nur der alte Panier ſchnaufte hinter Bella.

„Fräulein Bella," ſagte Panier, „Ihr Kleid iſt nicht von ſchlechten Eltern, das kann einen ganz verrückt machen."

„Soll es auch," erwiderte Bella, ſanft und geheimnisvoll, den Kopf leicht geneigt auf ihre taubenhafte Schulter.

„Das merkt man."

Und Panier ſtreckte die Hand mit dem Gichtknoten nach Bellas behaglichem Fleiſch aus.

Sie riet ihm beſorgt:

„O Gott, das dürfen Sie nicht."

„Meinen Sie, daß es uns ſchaden kann?"

„Ich weiß doch nicht."

In dieſem Augenblick ſtellte ſich in entſetztem Abſtande Köhmbold vor ſie hin und rang die Hände.

„Wie können Sie mit dem Kleid in dem Zimmer ſein!"

Bella war in einer ſchreiend bunten Toilette für teure Kokotten. Eine Stickerei von Äpfeln und Blättern war aufgelegt auf violett roſa Grund.

„Hier iſt es orange und ſchwarz!" ſtieß Köhmbold hervor, ſchwach vor Grauen. Bella ſah geſchlagen aus, aber Panier erklärte kräftig:

„Wir verknuſen noch ganz andere Dinge, alter Freund. So was muß man können. Überhaupt, wiſſen Sie, aufs Können kommt es an in der Welt."

Und er zwinkerte erſt Köhmbold zu, der raſch

verſchwand, und dann Bella, der eine ſüße Pfirſichröte bis unter die Spitzen am Corſage floß.

„Alſo uns, Karl Panier, kann es nicht ſchaden," widerholte der Alte.

„Was eigentlich? ... Papa hat geſagt, Sie ſchicken ihm aus Düren jetzt viel mehr Kohlen, als er in der Fabrik gebrauchen kann. Wem wollen Sie eigentlich einheizen, Herr Panier?"

„Ihnen, Fräulein Bella. Nee, was für'n Witz! Ihnen!"

Bella erſchrak:

„O, Herr Panier."

„Über uns werden Sie ſich noch freuen, Bella. Das Heizen verſtehn wir wie keiner. Soll'n zufrieden ſein, Bellachen. Na?"

Er warf plötzlich ſeinen Arm um die weichen, ſchaukelnden Gewebe und fand ſie gepolſtert von Bellas Reizen.

„Es kommt drauf an, wo," meinte ſie vertraulich und machte ſich los.

„Wo?"

Er riß die Augen auf. Das Mädchen!

„Wo Sie mit uns zufrieden ſein ſollen? Na, das — na, das!"

„Ich will es Ihnen ſagen," flüſterte Bella. Und zurückweichend, mit einer liſtigen und ſanften Verbeugung:

„Am Standesamt."

Damit entwiſchte ſie, viel zu behende für den Greis. Claude verfolgte ſie:

„Fräulein Bella, Fräulein Bella!“

Auf der Galerie blieb ſie ſtehen, den Atem leicht beſchleunigt.

„O Gott, da ſind Sie ja, Herr Claude.“

„Sie ſind hübſch ... Haben Sie denn Ute nicht mitgebracht?“

„Danke ſchön ... Ja, denken Sie, ich komme doch gerad' von ihr. Aber es war gar nichts mit ihr anzufangen. Auf ihrem neuen Hut hat ſie herumgetrampelt — ſchrecklich! Wiſſen Sie, der aus gewundenem Illuſionstüll, wo Hermelinſchwänze draufſitzen und 'n ganz paar Roſen.“

„Was hat ſie? Iſt ſie krank? Will ſie nicht kommen?“

„Dann 'mal will ſie kommen und dann 'mal wieder nicht. Zwei Wagen hat ſie ſchon wieder weggeſchickt. Das ganze Zimmer liegt voll von guten Kleidern, die ſie an- und wieder ausgezogen hat, und ſie ſitzt und ſchimpft in gräßlichen Bühnenausdrücken.“

„Was ſagt ſie, daß ſie hat?“

„Sie ſagt Zahnſchmerzen. Ich glaub' es aber nicht, obwohl ſie ſo rot im Geſicht iſt. Vielleicht iſt irgend was entzündet ... Einmal hat ſie ſich im Unterrock vor den Totenkopf Nathanael hingepflanzt und hat ganz erſchütternd deklamiert: ‚Auch das muß durchgemacht werden‘, oder ſo ähnlich.“

Claude rang die Hände. Sie liebte ihn! Es war ſchrecklich, wie ſie daran litt. Er war bereit zum Verzicht; er wollte viel lieber nicht geliebt ſein, und daß Ute nicht mehr leide.

Bella ſah ihn geängſtet; ſie murmelte:

„Es iſt gewiß nicht ſchlimm. Gewiß iſt es bloß das Gewöhnliche.“

Claude ſtutzte, er zögerte zu begreifen. Ach ſo. Und er war heruntergeriſſen aus ſeinen ſchmerzvoll beglückten Einbildungen.

„Ihr gewöhnliches Unwohlſein?“ fragte er.

„Das heißt —“

Und Bella führte erſchreckt die Hand an den Mund.

„Das würde ſie Ihnen doch ſagen,“ meinte er. „Und das kann ſie doch nicht ſo aufregen.“

„O, davon ſagt die gar nichts ... Und wer weiß, es iſt wohl wieder 'mal nicht in Ordnung.“

Claude wandte ſich ab. Bella ſäuſelte auf Wiederſehn und verſchwand. Panier hatte ſie entdeckt; er kam mit einem violetten Kopf an Claude vorbei und rief ihm zu:

„Du, das is' n Weib, ganz doll. Da is dein Idea—al nichts gegen. Die verſteht es, die kriegt einen klein. Aber in uns ſoll ſie ſich doch verrechnet haben.“

Claude blieb allein, er taſtete fiebernd auf der Brüſtung der Galerie umher. Im Zimmer hinter ihm ſtand das Büffet. Er hörte ein kniſterndes, ſcharrendes Geräuſch von geſchobenen Menſchen, gedrückten ſeidenen Röcken, ein Summen, Lachen, Klappern, Klirren und Schwatzen. Ihm gegenüber ragte der Balkon in die Halle hinein. Ein paar Streichinſtrumente ſetzten ſich darauf, ſtimmten, brachen in das nervöſe Schluchzen eines Walzers aus. Claude ſah

Ute vor sich, wie sie schluchzte — schluchzte und ihn liebte, und es nicht wollte.

„Soll ich hin zu ihr? Wie kann ich mich hinausschleichen? Und wenn ich anlange, ist sie vielleicht hier? ... Ach, sie kommt nicht, ich weiß es. So ist es bestimmt, damit es recht herbe sei. Sie muß einen Abend gehabt haben, wo sie auf mich gewartet hat, wo sie mich nur zu ihren Füßen wollte, um für immer die Arme um meinen Hals zu legen — und ich werde ihn versäumt haben, den Abend! Morgen hat sie's überwunden ... Es ist besser, sie überwindet."

Er empörte sich.

„Nein!"

Und er schüttelte die Schultern, ganz allein, weit fort von allem um ihn her.

Eine tiefe klangvolle Frauenstimme sagte:

„Ihnen geht's gut. Reden Sie am End' gar mit sich selber?"

Claude fuhr herum. Theodora lächelte, an der Seite des Grafen Kreuth. Ah! die war gerächt. Sie ging weiter, mit ihrem gleitenden, lockenden Schritt. Einen Augenblick später kam Kreuth zurück.

„Sie hat Sie wohl weggeschickt?"

Natürlich, sie hatte sich ihm bloß mit einem Grafen zeigen wollen. Wie solch Weib klein war.

„Mensch," sagte Kreuth, „konnten Sie mich nicht avertieren, als Sie das Mädel hergaben? Das wäre wohl Freundespflicht gewesen. Statt dessen haben Sie sie dem traurigen Köhmbold angehängt, der nicht mal Gebrauch davon machen kann."

„Hätten Sie ein Wort gesagt.“

„Für das Weib hätte ich mich trainiert,“ erklärte Kreuth, hohl und knarrend wie aus altem Gemäuer hervor.

„Was hätten Sie?“

Und Claude betrachtete das beängstigend hohe, schmale Gesicht, das etwas Rot dem eines Lebendigen ähnlich machte. Kreuth berührte mit langem, spitzem Finger seine gepuderte Nase und umfaßte behutsam das Bärtchen, das blaß wie ein Tautröpfchen von seiner hölzern vorstehenden Unterlippe hing.

„Trainiert hätte ich mich für sie ... O, mein Lieber, ich kann alles vertragen, den schwersten Wein und das tollste Weib — nur hygienisch leben muß ich.“

„Wie machen Sie das unter den Umständen.“

„Wenn man sich vier Wochen lang trainiert, kann man alles leisten. Durch geeignete Hygiene ermögliche ich die ärgsten Ausschweifungen. Sie sollten es auch mal versuchen.“

„Danke ... Aber Theodora verheiratet sich.“

„Verhei— dann leihen Sie mir bitte fünfhundert Mark. Aber ich muß Sie gleich haben.“

„Sie wollen zum jungen Haushalt beitragen? Ja, man meint unwillkürlich, das geht. Aber ich hab' jetzt doch den Eindruck, daß Theodora Schluß macht.“

„Marehn,“ sagte Kreuth todernst. „Ich liebe dies Weib.“

„Kann man das noch, wenn man so viel Hygiene treiben muß? Und dann bin ich mit dem Gelde knapp in diesem Moment.“

Kreuth erbebte. Claude merkte erſt jetzt, daß er vom Büffet kam, und daß er ſich ſchlecht dafür trainiert haben mußte; denn er war halb betrunken. Kreuth ſchluchzte auf. Er deutete nach dem Orcheſter hinüber und ſagte:

„Ich bin ſo reich an Empfindung, daß ich damit zwölf ſchmelzende Melodiker ernähren könnte und ebenſo viele Liebhaber, die von ihren Mädchen als Born aller menſchlichen Zärtlichkeit angebetet und benutzt werden. Aber niemand weiß es, und ich kann keinem davon Kunde geben."

Claude ſenkte den Kopf.

„Ich will ſchau'n, was ſich tun läßt," erklärte er leiſe und ſchlich ſich fort aus der unheimlichen Nähe eines Anſteckenden.

Spießl lief die Leute um und fragte Claude:

„Wo iſt ſie denn, wo iſt denn —?"

Und er war weg.

Das auffallende Paar wandelte durch einſame Schönheit.

In das Bibliothekszimmer trat eben Ehglücksfurtner, ſah Pömmerl auf einem altgoldnen Polſter lagern und ſich, das Kinn in der Hand, der Hypnoſe durch die linearen Verſchlingungen an der Wand ausſetzen — und Ehglücksfurtner ſchlug, die Wangen gebläht, auf ſeine beiden Schenkel, daß Pömmerl auffuhr.

Claude holte Giſela Gigereit vom Büffet fort.

„Haben denn Sie ſchon das Gemälde vom jungen Ende geſehn?"

Und Ute! Ute ſchluchzte — vielleicht ſchon nicht

mehr? Es war wohl ſchon alles vorbei? „Was tue ich, was ſage ich!“

„Nein,“ ſagte Giſela gemächlich.

„Gehen wir alſo.“

Der junge Ende führte die Leute zu allerletzt in den Raum, wo Flos paludis, in Klammern Sumpfblume, hing. Darauf verſtummte er plötzlich und wartete. Gerade ſtand Matthacker davor; er ſagte aber nichts. Der junge Ende räuſperte ſich.

„Ach ſo,“ ſagte Matthacker. „Das haben Sie gemacht. Das gefällt mir.“

„Ihre Anerkennung iſt mir beſonders wertvoll, Herr Doktor. Vielleicht kaufen Sie mir auch ſo etwas ab?“

„Nein, aber Ihren Leichnam kauf' ich Ihnen ab,“ erwiderte Matthacker.

„Wiſſen Sie,“ ſagte er zu Claude, „es iſt ein Fehler, da Bilder hereinzuhängen, wenn ſie noch ſo ſchön und ſogar von Ihrem Schwiegervater ſind. Die ſtören bloß.“

„Finden Sie?“

Claude begriff nichts von dem, was geſprochen ward.

„Man darf jetzt nur noch Bilder hinhängen, die nicht in Frage kommen, die einer gewiſſen Farbe wegen gemalt wurden, weil man die an dem Punkt der Tapete gerade brauchte. Aber der Farbenfleck wirkt im Unterbewußtſein, über das Bild ſieht man hin.“

Jemand im Kreiſe bemerkte:

„Dann gibt's halt keine berühmten Maler mehr.“

Killich arbeitete ſich durch und rief:

„Und das haben ſich die Eſel ſelber eingebrockt! Wer erfindet denn dieſe modernen Zimmer, wo für Bilder keine Verwendung mehr iſt? Sechs oder ſieben werden reich damit, die andern dürfen einpacken. Oder ſie holen ſich ihre Inſpiration nicht mehr von einer Landſchaft, bei einer Frau oder aus einem Traum, ſondern von der Tapete, wo das Bild hängen ſoll. Da iſt's eben aus."

„Aus iſt!" ſchrie Ehglücksfurtner und pruſchte los. Claude erwachte davon. Ein junger ſchwarzer Maler erwiderte etwas. „Was reden die alle?" Claude erinnerte ſich, daß er Giſela neben ſich habe; er wiederholte:

„Alſo gehen wir."

Giſela wünſchte die Küche zu ſehen. Claude führte ſie in den zweiten Stock. Niemand war droben. Der Herd war kalt und blank, die Sammlung kupferner Pfannen und Töpfe wohl aufgereiht, in der Luft lag Geruch von Lack, Ölfarbe, friſcher Tiſchlerarbeit. Claude ließ Giſela bewundern und hatte ſeine Ruhe. Dann erinnerte er ſich:

„Du, der Kreuth möchte durchaus die Theodora."

Sie wandte ſich gelaſſen um.

„Da wird nichts draus, weißt."

„Fünfhundert," ſagte Claude.

„Die leihſt du ihm, dummer Kerl? Aber die Theodora wird jetzt anſtändig, da muß ich ſchon bitten. Es war immer mein Traum. Ich ſelber war ja auch die längſte Zeit anſtändig, weißt."

„Ich weiß," ſagte Claude tröſtend. Giſela ſeufzte.

„Es gibt halt Umstände. Aber daß 's mit der Theodora noch so kommen würde —"

„So schlimm?"

„Nein, so anständig — nie hätt' ich das gedacht."

Claude sah weg.

„Ich auch nicht."

Plötzlich nahm er Giselas Hand.

„Aber das dürfen wir nicht sagen, hörst! Das könnt' ihr ja schaden."

„Ach ja. Und sie verdient, so glücklich zu werden."

„Das ist sicher. Ich hab' dir wohl noch nicht 'mal gratuliert?"

Sie fragte nach Claudes Schlafzimmer; es lag im selben Stockwerk. Es war satt graublau, mit silbergrauen Polstern. Der silbergrau lackierte Kleiderschrank ging von einem Winkel aus und setzte seine mit Spiegeln bedeckte Flucht, die allmählich niedriger ward, über zwei Wände fort. Gisela untersuchte lange das Toilettezimmer.

„Alles, was eine Frau nötig hat. Nein, aber auch alles," sagte sie voll Anerkennung. Und dann seufzend:

„Die fünfhundert könnten wir brauchen, das ist gewiß."

„Noch immer abgebrannt?"

Ja. Der Sommer hatte es auch nicht hereingebracht, trotz Badereisen. Sie hatten einen Grafen getroffen, einen ungarischen. Aber nachher war's bloß ein Apotheker, hatte nichts, und hatte sie geprellt.

„Also der Graf Kreuth möcht' die Theodora?"

Claude war gerührt. Er nahm Giſelas ſchönen vollen Arm und ſtrich mit den Lippen darüber.

„Gelt? Der Graf tät' dich doch freuen.“

Sie entrüſtete ſich behaglich.

„Was glaubſt denn. Mit der Theodora is fertig.“

„Aber mit dir ... Wart' nur, ich glaub' ſicher, daß es ihm ſchließlich alles eins ſein wird. Und für alle Fälle geb' ich ihm die fünfhundert.“

„Du biſt ſchon ein lieber Kerl.“

Er beugte ſich über ihr Haar, das beiläufig von Utes Rot war, nur eine fremde Seele war darin, kraftlos, willenlos und ohne Utes violette Lichter. Er legte ſein Geſicht darauf, hielt die Augen offen, lauſchte: Nun kam ſie, nun kam ſie. Aber er zog enttäuſcht den Kopf zurück; es roch ganz anders.

Da fuhr er auf. Von unten kam ihre Stimme!

„Geh, geh, ich erwarte wen,“ rief er Giſela zu.

Und er ſtürzte auf die Galerie, an die Brüſtung Unten ſagte Ute:

„Sie haben mich in Ruh' zu laſſen, verſtehen Sie. Ich ſchulde Ihnen nichts mehr.“

Claude konnte nur ihren Haarknoten ſehen, der im erſten Stock über das Geländer vorſtand. Er ſah weder ſie noch Panier, der ſie fragte:

„Nanu, Fräulein Ute, Ihnen iſt wohl was in 'n falſchen Hals gekommen? Neulich waren Sie doch noch ganz gut mit uns.“

„O, die Folgen kommen nach.“

„Folgen? Woher Folgen? Nee, Utechen, das

16*

machen Sie uns nich weis. Erst 'mal geht das nicht so rasch. Und denn sind wir überhaupt nicht so."

„Ich verstehe Sie nicht. Lassen Sie mich."

„Und wozu flunkern. Wenn Sie noch was nötig haben, brauchen Sie es bloß zu sagen. Für die Damen sind wir immer zu haben. Immer höflich mit den Damen."

„Lassen Sie, la—"

Claude war in zwei Sätzen die Treppe hinunter. Ute stand, rasch atmend, in einem Haufen junger Frauen. Panier unterhielt sich unbefangen mit einem Herrn.

Sobald sie Claude bemerkte, schlug sie den Weg ein zu ihm.

Er blieb am Fuß der Treppe stehen, er sah ihr atemlos entgegen. Hatte Bella nicht gesagt, sie sei rot, wie entzündet? Nein, sie war von tiefer Blässe, wie mit Reif bedeckt, bis in den langen, schmalen Ausschnitt ihres Kleides hinein. Es war schwarz. Gestickter schwarzer Chiffon besäte das schwarzseidene Unterkleid mit Medaillons. Claude fühlte sich blaß werden gleich ihr. Er zitterte vor ihren hängenden Armen; in ihrem Ärmel, am Handgelenk bauschig, trug sie ein Verhängnis mühsam herbei. Ihr Kleid, unten ganz weit und eine Handbreit am Boden zerdrückt, hob sich bei jedem ihrer Schritte aus seinen schwarzschillernden Falten. Ein schwarzer, tragischer Vogel stieg daraus auf, schwankte schwer auf Claude zu und wollte sein Herz fressen.

Er ließ sie vorangehen.

„Wo?“ fragte ſie, qualvoll umherſpähend.

Er wies auf die Tür ſeines Schlafzimmers.

Ute ging, ohne ſich umzuſehen, auf den Tiſch los, der nichts trug, als ihre Photographie. Sie lehnte ſich dagegen, die Schenkel bis hinunter zum Knie knapp eingeſpannt, und mit vorgebeugter Büſte. Claude wartete an der Tür. Um ſie beide war weites Schweigen; die Geräuſche des erſten Stockwerks waren ihnen tief in die Erde verſunken. Sie ſahen ſich in die Augen. Ute öffnete die Lippen. Eine letzte, rettungsferne Angſt brach über Claudes Herz herein.

„Ich bin nämlich nach Düren engagiert.“

„Seit — wann?“ fragte jemand, dem Claude betäubt zuhörte.

„Seit — ich neulich wiedergekommen bin. Zwei Tage darauf.“

„Als du wiederkamſt — mit Panier?“

Sie hielt feſt an ſeinem Blick, ſie nickte heftig.

„Ja.“

Er ſtürzte vor. Ute ſtreckte die Arme aus.

„Was willſt du!“

„O, nichts.“

Und er ſchüttelte, die Lider eingedrückt, langſam und ſtark den Kopf, als zöge er ſein Gehirn mit Gewalt aus einem Krampf, zwänge es aufzuwachen. Er ſah an ſich nieder, über Utes Geſtalt hin. Er im Frack, ſie ſo ſchön, und ſie beide in ſeinem Schlafzimmer, deſſen Polſter um Utes Formen baten, deſſen Teppiche und Wandbezüge nach dem metalliſchen Rot ihres Haares riefen: — es galt nur zuzufaſſen, ſie

verlangte nach ihm, es war ihre Hochzeitsnacht, sie war gekommen, sie liebte ihn.

Nein. Sie war gekommen, um ihm zu sagen, er habe sie verloren, auf schändliche Weise verloren.

Er nahm sein Gesicht in beide Hände.

„Warum? Ute! Warum?"

Sie überstürzte auf einmal ihre Worte.

„Wenn ich dir das genau sagen könnte. Ich verstehe es nicht mehr ganz. Ich hatte kein Engagement. Der Direktor aus Merseburg, der mich auf der Sommerbühne ansehen sollte, ist nicht gekommen. Ich vermute, Archibald hat intriguiert, weil ich ihn damals hab' abfallen lassen. Der andere versprach mir das Engagement nach Düren, wo er so mächtig ist — wenn ich wollte. Natürlich hab' ich gelacht. Warum hab' ich nicht immer gelacht? Wohl weil's mein Stolz war, kein Bürger zu sein, keine Moral zu haben. Wozu die ehemaligen Dienstmädchen Automobil fahren lassen und aus Sittlichkeit ihren Staub schlucken. Nicht wahr? Wozu den ausgehaltenen Mädchen die großen Bühnen überlassen und selber jahrelang auf Schmieren herumtreiben, in der Hoffnung, daß einmal etwas für die wahre Kunst geschieht — wenn man alt wird. Nicht wahr?!"

„Aber deine Selbstachtung! Ute! Der Ekel vor diesem Menschen!"

„Ach, das kam alles weit hinterher. Ich hab' mir immer behauptet, das, was ihr von uns wollt, sei nicht so wichtig, wie ihr meint. Die Kunst, meine durch Kunst erarbeitete Persönlichkeit und ihr Sieg,

ihr Rausch, ihr Ruhm — die Kunst rechtfertigt alles, überwiegt alles andere ... Ich hab' mich zehnmal entschlossen, wenn der Mensch nicht da war, und konnte es nicht, wenn er kam. Schließlich in der Bahn, auf der Herreise — ich hab' noch einmal mein Äußerstes versucht, um das Engagement von ihm zu erreichen, ohne ihm was dafür zu geben. Hab' ich gespielt! Aber dieser ist kein Archibald, bei diesem zog das nicht, dieser ließ sich nicht abbringen vom Reellen. O, Claude, Claude, der Kampf, der Abscheu und das Geschlagensein! Und als ich's war — ich weiß nicht einmal, wie und woher. Ich hatte mich doch nicht ergeben wollen!"

Claude murmelte:

„Er muß dir was eingegeben haben?"

Sie stammelte:

„Ja, ja ... Bonbons ..."

Sie starrte mit weiten, trockenen Augen in einen Winkel. Was sah sie dort? Die Kissen eines Eisenbahnwagens, dachte Claude. Auch er sah sie. Und er stürzte herein, packte den grauenhaften Alten mit beiden Händen um seinen Stiernacken, wälzte sich mit ihm zu Boden, zerbrach, zerwühlte, zerriß ihn ...

„Claude, ich bitte dich."

Sein Blick kehrte zurück. Claude keuchte noch.

„Wenn ich nun hinunterginge und ihn kalt machte — kein Richter könnte mich verurteilen, keiner, der in die Dinge hineinblickte, in das Leben."

Aber sofort dachte er hinzu:

„Ein Richter, der hineinblickte, der — würde sein

Amt niederlegen. Wer hineinblickt, wie ich in dieser Minute, hebt keine Hand auf. Nur in meiner Einbildung hab' ich die Tat begangen. Meine Einbildung nimmt alles vorweg, und für die Wirklichkeit bleibt keine, keine befreiende Geste ..." Er besann sich:

„Und du?"

Seine Frage war leise und durchtränkt mit mitleidiger Bitterkeit.

„Du hast's wohl sehr nötig gehabt, mir das zu sagen? Du mußt eine schlimme Zeit hinter dir haben."

Sie warf den Kopf in den Nacken und ließ ihn langsam nach vorn fallen.

„Ja."

„Ich Narr habe dich nicht verstanden."

Sie machte ein paar Schritte, tief atmend.

„Gottlob, daß es überstanden ist ... Weißt du, gesagt mußte es werden. Seit zwei Wochen bin ich mir selbst ein Abscheu; ich mag mich nicht mehr anfassen beim waschen. Buchstäblich. Denke doch: ein Geheimnis zu haben zusammen mit dem — dem Menschen! Zu wissen, daß er sich einbildet, er hat mich in der Tasche und ich hänge von seiner Verschwiegenheit ab. Himmel, am liebsten möchte ich aller Welt die Geschichte erzählen — um nur wieder frei zu werden, frei von dem Alp."

Sie blieb vor Claude stehen.

„Aber dir — dir mußte ich's sagen. Ein solches Geheimnis vor dir, das war unerträglich — unerträglicher fast als das andere."

Er faßte sich ans Herz, reckte sich ganz steif.

Alſo der Gedanke an ihn ergriff ſie? Sie mußte ihm beichten? Warum? Wenn ſie ihn nicht — liebte?

„Ich werde dir einmal dein Geld zurückgeben, das iſt abgemacht. Ich muß unabhängig ſein. Ich brauche Freiheit, Wahrheit. Ein Künſtler darf nicht lügen, wie ein Geſchäftsmann. Wer lügt, iſt nicht frei. Du wärſt mein Herr geweſen, ſo gut wie der andere, wenn ich es dir nicht geſagt hätte. Ich muß frei ſein."

Frei, frei, das Wort kam immer wieder. Zu viel Enttäuſchung, zu viel Qual. Claude trat auf die Schwelle, die Schultern Ute zugewendet. Er trollte durchs Zimmer, verſchob Möbel, ohne darum zu wiſſen. In ihm war nichts als der Wunſch, es möchte aus ſein, Ute möchte gegangen ſein.

Draußen entſtand Muſik; eine ſchwere, ſüße Melodie wogte auf einmal ins Zimmer, eine Melodie vom Duft des Jasmins, mit dem Wogen eines lauen Sturmes, eine Melodie, die jung machte, über die Welt einen roten Schein ſtürzte, und die zu Sehnſucht hinriß.

Claude ſchluchzte trocken auf. Unvermutet hörte er Ute ſagen:

„Verzeih', ich hab' dir weh tun müſſen."

Er wandte ſich um, ſie ſaß vorgebeugt in einem Seſſel. Er fiel vor ihr hin, drückte das Geſicht auf ihr Knie.

„Tu mir nur weh!"

„Ich weiß," flüſterte ſie, den Hals zugeſchnürt, „wie du leideſt. Jetzt kann ich's wiſſen. Früher kannte ich kein Leiden, es hatte mich noch keines getroffen."

Jetzt kannte ſie's. Claudes Nacken zuckte, und

Ltes Atem, dicht über ihm, ging in kurzen, mühsamen Stößen. Er hob plötzlich den Kopf, sie sahen jeder die Tränen rinnen auf dem Gesicht des andern.

„Verstehst du jetzt auch, was es heißt, dich lieben?"

Sie nickte. Die Melodie draußen schwoll schmerzlich an zu einem ganzen Leben voll Hingerissenheit bis zum Verbrechen um sie, die eine, voll jäher Stürze und voll Elend, bis zum Sterben, die Arme um sie.

„Du wirst mich nicht lieben können," stammelte Claude. „Wirklich nie?"

Sie schüttelte den Kopf.

„Du weißt ja —"

Und sie trocknete ihre Augen.

„Aber wenigstens wenn du Kummer hast, dann kommst du wieder zu mir?"

„Das ja. Das ja."

Und sie drückte ehrlich und stark seine Hand. Sie standen auf, Ute ging an den Toilettentisch, puderte sich. Claude dachte: „Die ganze Traurigkeit der Dinge braucht's, bis wir einmal zusammenkommen — um zu weinen."

Sie kam hervor aus dem Ankleideraum; er sagte: „Geh' nur voran."

Sie nickte ihm zu. Draußen raschelte noch ihr Kleid, da hastete er ihr nach, bis unter die Tür, den Mund geöffnet zum Schreien. „Laß mich nicht allein! Ich habe nichts gehabt als die kurze Täuschung, bei dir zu sein, weil wir zusammen weinten. Nun gehst du, bist mit allem fertig, und ich — ich —"

Er nahm sich zusammen, machte die Runde durch

die leeren Zimmer des zweiten Stocks. Die Tür seines dreizehnten Dienstmädchens war leicht angelehnt, ein sanfter Lichtschein lag in dem Spalt. Claude betrachtete ihn mit einer leidvollen Innigkeit. Es war ihm, als habe das, was von Ute in seinen geheimsten Träumen ihm gehört hatte, ihre verlorene Reinheit, sich dort hinein geflüchtet und ruhe mit ungeküßtem Gesichtel auf einem Kindesarm.

Er stieg hinunter. Im ersten Salon redete jemand aus einem großen Bart heraus über Kunst, über die gebrechlichen Linien von heute, die Farben für Neurastheniker.

„Und die Möbel! Immer ist man auf der Suche nach bizarren Seitenwegen. Rokoko, nichts weiter, und ohne die Gesundheit des Rokoko. Fächerchen, die man nicht gleich merkt, verschiebbare Polster. Rückkehr zum Versteckspiel und zu Boule. Aber für starke Empfindungen — sagen Sie doch selbst, ob zwischen Möbeln aus den Vereinigten Werkstätten irgend 'ne starke Leidenschaft möglich ist?" fragte der Sprecher Claude, ohne ihn sich anzusehen.

Claude begriff nicht. Ehglücksfurtner, der neben ihm stand, pruschte ihm ins Gesicht.

Claude ging weiter; das auffallende Paar kam ihm entgegen, Hand in Hand, im Frieden der Schönheit. Auf einmal hörte er hinter sich:

„Wir, auf unsere alten Tage? Nöh, Mariechen, da wird nichts aus."

„Wer weiß?" sagte Bella sanft.

„Wir haben ja Söhne und Enkel, was die da

woll zu ſagen würden, wenn wir'n Rappel kriegten und heiraten noch mal. Wir müßten ja woll was mit'n Stock haben."

Claude machte raſchere Schritte, die Zähne aufeinander. Er merkte plötzlich, daß er wütende Kopfſchmerzen habe. War das nicht ein Muſiker, der Langhaarige mit dem überirdiſchen Mathematikergeſicht?

„Bitte, was war das eigentlich für ein Stück, das vorhin geſpielt wurde. Das vorletzte."

„Das? Das war die Manon Lescaut, von Puccini."

Er zuckte die Achſeln, ſchob den Mund vor.

„'ne Art ſeriöſe Operette."

„Danke."

„Die Manon?" dachte Claude im Weiterſchlendern. „Ein Roman, nicht wahr? in dem die Liebenden ſich ganz jung begegnen, ganz jung, eigentlich Kinder — und es iſt fürs Leben, für eine Leidenſchaft, die ſtärker iſt als das Leben ſelbſt. Er verläßt für ſie ſeine Familie, ſeinen Stand, ſinkt, wird Falſchſpieler. Sie nötigt ihn zu ſtehlen, bei einer Gelegenheit — ja, als ſie, um ſich und ihrem Liebſten Geld zu verdienen, ſich einem reichen Alten hingegeben hatte. Da ſtiehlt er, — er, der Edelmann, der ſich nur mit ſeiner Familie zu verſöhnen brauchte, und hätte Vergnügen und Ehre. Nein! Manon iſt mehr als Ehre und mehr als Vergnügen. Durch Verbrechen, Ausgeſtoßenheit, Armut, Schande ſtürzt er immer wieder in ihre Arme — bis ins tödliche Elend, bis in jene von ihrem Sterben ganz rot beſtrahlte Wüſte!"

Claude bückte ſich ein wenig beim Gehen.

„Einem reichen Alten hatte ſie ſich hingegeben, wegen gewiſſer Vorteile . . .“

Er blieb ſtehen.

„Ach! Eine — eine von all ſeinen Geſten, von ſeinen gezogenen Degen, ſeinen erbrochenen Gefängniſſen, niedergeſtochenen Schergen, zur Flucht gepeitſchten Pferden. Und ſeinen gewürgten Alten!“

„Was haben Sie denn?“ fragte Matthacker.

„Ich? Schmerzen im Hinterkopf, die will ich Ihnen nicht wünſchen.“

„Na, Sie wiſſen doch, was ich Ihnen dagegen verordnet habe.“

„Ja, Weiber.“

„Alſo. Nehmen Sie gefälligſt gleich eine mit hinauf.“

„Meinen Sie?“

„Jede einzelne fühlt ſich doch bloß geſchmeichelt, Sie glücklicher Herr.“

„Na dann . . . Sagen Sie, Doktor, ſehen Sie den alten Herrn da drüben, den mit dem hübſchen dicken Mädel?“

„Panier. Gewiß. Statt der Ringe trägt er Gichtknoten an den Händen.“

„Sagen Sie, was iſt eigentlich Gicht?“

„Was geht denn Sie das an?“

„Ich glaube nämlich, ich kriege ſie.“

„Sie? Na, dann will ich ſie Ihnen erklären, damit Sie ſie ſich nachher bequemer einbilden können . . . Gicht iſt, wenn ſich Kohlenſtoffe und Stickſtoffe im Körper anhäufen. Es findet 'ne intenſive Verkohlung

ſtatt. Die Harnſäure bildet Schlacken und Depots, anſtatt daß ſie zu Harnſtoff verbrennt. Unvollkommene Oxydation, Gefäßkrankheit, entſteht durchs Trinken. Wollen wir nicht 'ne Flaſche Sekt ausſtechen?"

„Später gern."

Claude ſah aufatmend nach Panier hin. All die Schweinerei hatte der im Leibe. Da mochte er inzwiſchen ſo viel Unheil anrichten wie er wollte: das hatte er im Leibe und platzte noch daran! Und Claude drückte die Hand des Arztes. Das war der einzige, der ihn hätte rächen können.

Der Alte zog ihn an. Er ging ihm nach, in der undeutlichen Hoffnung, im nächſten Augenblick ſeine gichtiſchen Gliedmaßen ſich lüften und als runde Ballons aufſteigen zu ſehen.

Panier ſtrebte auf eine Gruppe zu, die in achtungsvollem Kreis irgend jemand umſtand. Claude bemerkte auf einmal Archibalds Kopf, vom gefärbten Reſt eines ſchwarzen Schopfes ſpitz beleckt, ſeinen kühnen Magen, den fettigen Glanz von Marmor auf ſeinem edlen Naſenrücken, und ſeinen Mund, blau vom Meſſer und gewulſtet, der bebte bevor er ſprach, wie ein Rennpferd, ehe man es losläßt. Archibalds hohe metalliſche Stimme rief:

„Ich gratuliere Ihnen, mein Fräulein, unſere geſtrige gemeinſame Übung hat mich vollends überzeugt, daß ich recht hatte, Sie zu halten. Sie ſind Künſtlerin! Vergeſſen Sie bitte nicht, daß ich es bin, der Ihr Talent geweckt hat!"

„Verehrter Meiſter — wie können Sie glauben."

Archibald war huldreich, von gedämpfter Majeſtät, Ute zeigte Größe in der Anmut. Die Umſtehenden murmelten beifällig, man hob die Hände wie zum Klatſchen. Claude dachte: „Dahin gehört ſie, das ſind die Ihrigen. So ſehen ihre glücklichen Minuten aus, die ihre Belohnung ſind für die mit mir erduldeten leidvollen . . .“ Er blieb außerhalb des Kreiſes; aber Archibald bemerkte ihn, er durchbrach die Menge.

„Süßeſter Freund! Wie ich mich freue, König Philipps Sprößling zu begrüßen. Er ſchob Claudes Arm unter den ſeinigen, führte ihn ein Stück weiter Ute ging an ſeiner andern Seite.

„Ja, Sie haben eine ſehr ſchöne Rolle, ich habe das immer gefühlt. Wiſſen Sie, wie Sie mir vorkommen? Als entſtiegen Sie der Gruftkapelle, von wo aus Ihr großer Vater die Geſchicke ſeiner Welt gelenkt hat, und muſterten, durch die Säle des Palaſtes wandelnd, noch einmal bleichen Blicks alle die, die vor ihm gezittert haben. Sie zittern nicht mehr ganz ſo —“

An ihrem Wege ſtand Ehglücksfurtner, die Backen heftig aufgeblaſen. Plötzlich brach geräuſchvoll die Luft heraus, und er ſchlug ſich auf die Schenkel.

„Sie erlauben ſich vielleicht zu lächeln. Die Fäden der weiten Geſchäfte, die der König über die Hemiſphären ſpannte, ſind verwirrt und gelockert. Das Gold, das mit den indiſchen Schiffen anlangt, zerrinnt gleich wieder für — für —“

„Für die Bezahlung von Hypothekenzinſen?“ fragte Claude ein wenig ſcharf.

„Verzeihn Sie, o verzeihn Sie doch, mein lieber

junger Freund! Wie haben Sie denn glauben können — Ich spreche ja als Künstler, den der ästhetische Gehalt der Dinge verführt. Ich erlaube mir nicht, Sie zu meinen; ich meine eine Gestalt, die ich spielen würde! Karl der Zweite war, wie Sie wissen, Philipps letzter Sproß. Er wandelte in dunkler Tracht, blutleer, mit hängender Lippe, wie ein Geist, von Verfall ordentlich phosphoreszierend, durch die Säle."

„Was wollen Sie denn. Ich bin doch ganz rüstig," bemerkte Claude.

Archibald beachtete es nicht.

„Er warb zeitlebens vergeblich um die Liebe der schönen jungen Prinzessin von Frankreich, die seine Gemahlin war. Sie starb, er geisterte noch. In seinen letzten Tagen öffnete er die Särge seiner Väter und dann den ihrigen. Man hörte das erstickte Schluchzen des müden Gespenstes, dessen Väter so starke Machthungrige gewesen waren, aus ihrer Gruft herauf, wo er sich über den Sarg seiner einzigen Liebe wälzte: ‚Meine Königin! Meine Königin!' . . Gebt mir das zu spielen!" rief Archibald.

„Und Sie, mein Fräulein?" sagte er leichter, mehr im Ton des feinen Lustspiels. „Verraten Sie doch, was hatte bei Ihrem Sommertheater im Walde der erste Liebhaber für eine Nase? Groß? Wohlgeformt? . . Ah, Sie weichen zurück? Herr Marehn, Ihre Freundin hat heute, als ich mit ihr übte, unglaublich temperamentvoll gespielt. Ich mache Sie darauf aufmerksam, irgend etwas muß sie aufgerüttelt haben. Ihre Natur braucht das."

„Ach ja," sagte Ute und seufzte. „Es ist vielleicht ganz nützlich."

Archibald wendete Claude den Rücken.

„Wissen Sie noch, mein Fräulein, die Szene mit mir, in meinem Kabinett, als Sie plötzlich das Schluchzen lernten. Seitdem sind Sie Künstlerin!"

Er raunte:

„Aber hineingelegt haben Sie mich. Nun, ich komme noch wieder dran."

„Bitte, ich bin ja schon engagiert — nach Düren."

Archibald stutzte. Dann fragte er mit gekräuselter Nase:

„Düren, wo ist das?"

„Holt Bier oder schminkt sich ab."

Ute lachte, Claude, hinter Archibalds Rücken, wußte nicht warum. Aus dem Loch in Archibalds Frack, ihr wohlbekannt, grinste eine Harmonika gelber abgeschminkter Falten ihr ins Gesicht.

„Wir begegnen uns schon noch 'mal, in Düren oder im Dunkeln."

Plötzlich war Panier da.

„Tja, tja, Herr Geheimrat, das is 'ne abstoßende Dame, da können wir grauen Donjuane man bloß einpacken."

„Bitte? Mit wem habe ich —"

Archibalds Kopf war ganz auf Amtlichkeit und Einschüchterung gearbeitet.

„Panier aus Düren," sagte der Herr Panier mit einem Kratzfuß, und blinzelte Ute an, die die Brauen zusammenzog. Auch Archibald sah sie an.

„So so," machte Archibald dann. „Und mein lieber Herr Panier, womit beschäftigen Sie sich denn in Düren?"

„Wir haben uns immer am liebsten mit den Damen beschäftigt, Herr Geheimrat. Aber die Damen, die sind undankbar, und wenn man erst 'n alter Knabe ist wie wir beiden, dann kriegt man sie nicht mehr. Das heißt, in Ihren Jahren, Herr Geheimer Professor, da ist noch Hoffnung, aber wir, Panier —"

Ute sagte hart:

„Gott, wenn man einen irgendwie nötig hat ... Nachher wirft man ihn erleichtert in die Ecke."

Darauf sah sie Claude an.

„Ja, tja," und Panier nickte, „die jungen Leute, die haben es alles, und wissen gar nicht warum. Jung muß man sein, das ist das Geheimnis. Na Kinners —"

Er faßte Claude bei den Schultern und schob ihn Ute entgegen.

„Nu seid 'mal nicht so."

Ute nahm Claudes Hand. Sie zog ihn unmerklich zu sich hin; sie neigten sich, bis einer des andern Brust fühlte. Ihre Münder senkten sich aufeinander; Claude biß, die Augen geschlossen, alles vergessend, in eine große, schwerreife Frucht, deren Spalt unter seinen Zähnen duftete.

Er hörte das Kichern angeregter Greise. Man ging weiter; ihm schwindelte, er blieb zurück. Jemand sprach mit ihm, der junge Ende war an seiner Seite.

„Ute ist aber schon schrecklich nervös, kein ruhiges

Wort läßt ſich mehr mit ihr reden. Und eben die Szene — ich bitte Sie, lieber Freund, das muß ja Anſtoß erregen, ſelbſt hier in freierer Geſellſchaft."

Claude fuhr auf.

„Wenn es Ihnen nicht paßt —"

Er faßte ſich an die Schläfe.

„Ach verzeihn Sie, ich bin ſelber ziemlich nervös heute abend."

„Mein lieber, lieber Herr Claude."

Unter dem Druck von des jungen Ende warmer Hand fühlte Claude ſich getröſtet, gut behandelt, erweicht.

„Sehen Sie, ich bin beſorgt," ſagte der junge Ende milde. „Ute macht mir Sorgen, ſie iſt doch mein Kind, und ſie iſt nicht glücklich, das ſieht man doch."

„Das ſieht man," murmelte Claude.

„Ja, die Karriere beim Theater bringt Aufregungen für Ute, muß ihr Aufregungen bringen, wenn ſie überhaupt was leiſten ſoll. Sie hat kein geniales Temperament, Herr Claude. Ich, ihr Vater, den ſie geringſchätzt, bin im Grunde genialer als ſie: ich improviſiere. Sie iſt ganz auf Arbeit angewieſen, auf zähe Arbeit; und das reicht auch noch nicht, gelegentlich braucht ſie eine Aufrüttelung ... Das kommt immer wieder."

Claude ſah auf, erblaßt.

„Was kommt immer wieder?"

Der junge Ende hatte das hingeworfen, als dächte er ſich nichts dabei. Hatte er etwas gemerkt? Er ſeufzte.

„Wenn ich an die Zeiten der Gräfin Stockwenzel denke — da war's anders."

17*

Er seufzte nochmals, fuhr sich durch die hellen Locken. Er ward Claude unvermutet sympathisch, der junge Ende. Auch er sehnte sich nach jenen schlichten Tagen zurück, als er Ute in den Salons Scharaden spielen ließ, und als sie Claudes Freundin war.

„Damals waren ihre künstlerischen Genugtuungen ohne Kehrseite. Sie lernte leicht, man klatschte, ihre Nerven waren gut. Wir machten Kitsch — nun ja, was will das sagen, wir machten Kitsch —"

Claude wußte im Augenblick auch nicht mehr, was das sagen wollte.

„Glauben Sie mir, wenn Ute sich mit Kitsch begnügen könnte — das wäre das einzige ihrem Temperament Angemessene! Für die Kunst — die Kunst, wie sie sie jetzt betreibt, muß man ja — na, ich glaube, leiden muß man dafür. Wozu denn leiden? Was muß man noch?"

„Lieben?" schlug Claude vor.

„Wahrscheinlich. Und das ist doch gar nicht ihre Sache. Die ganze grämliche, verbissene Kunst von heute ist gar nicht unsere Sache. Ich bin doch ihr Vater. Nun, und meine Gabe ist es, mit glücklichem Genie einem gefälligen Publikum was Hübsches vorzumachen. Das ist die Kunst, glauben Sie mir. Ob Blumenmädchen oder Flos paludis — es ist so leicht, was Hübsches zu machen, so leicht."

Claude nickte zu den Ausführungen des jungen Ende, er hörte sie gern. Aber sie wurden unterbrochen durch Spießl, der in Aufruhr war.

„Einen Moment, Marehn, ich habe dir was Wichtiges zu sagen, was außerordentlich Wichtiges."

„Brennt es bei Meſſalina?“

„Laß deine ſchwachen Witze. Du biſt ſentimental veranlagt und nichts weniger als ſatiriſch. Übrigens hab' ich dir geſagt, daß ich auf Meſſalina pfeife. Es handelt ſich um Nelly ... Teufel, macht die da einen Lärm.“

Sie mußten durch das Muſikzimmer, das voll Menſchen war, und wo Bella zum Klavier ſang.

„Sie, die beim Sprechen ſo ſanft tut,“ ſagte Claude entrüſtet, „wie kann ſie mir nichts dir nichts das Geſchrei anfangen.“

Im Bibliothekszimmer ſtoben bei ihrem Eintritt eine reife Dame und ein ſchwarzer Malſchüler faſſungslos auseinander. Claude und Spießl zogen ſich raſch zurück. Aber das auffallende Paar, das von der andern Seite kam, ſchritt Hand in Hand und friedevoll hindurch, in ferner Schönheit, in die von menſchlichen Leidenſchaften kein Echo drang.

Die Freunde erreichten auf Umwegen ein leeres Gemach.

„Sie wird mich betrügen,“ ſagte Spießl, die Zähne aufeinander. „Wenn ſie es nicht ſchon getan hat.“

„Ja, dazu neigt ſie,“ erklärte Claude. „Hab' ich dir das nicht geſagt? Aber ſie meint es nicht ſchlimm.“

„Ich ertrage das nicht,“ ſagte Spießl, bleich und drohend.

„Ja du, wie ſchauſt denn du aus!“

„Ich hätte ſie eben faſt erwürgt. Bei Gott, ich ertrage das nicht. Geohrfeigt hab' ich ſie ſogar.“

„Du, ein rein geistiger Mensch," murmelte Claude. „Ein Nihilist, für den die einzige anständige Handlung darin besteht, die Achseln zu zucken."

„Du weißt nicht, was dies Weib aus mir gemacht hat. Ich bin dem Dämon verfallen, Marehn — rettungslos."

„Denk' doch an deine Bude mit all dem reinen Geist, an die großartige Überlegenheit, die dein Nihilismus dir sichert, an die Niedrigkeit des Weibes, das doch nur psychologisches Objekt ist."

„Seine Niedrigkeit ist das Hypnotisierende, sie reizt uns zum Opfer unserer Geistigkeit. Wir zerschmettern in ihren schmutzigen Schlünden unsere Gehirnschale!"

„Ist es so schlimm?"

Spießl hatte fliegende Gesten, seine Stirn rötete sich.

„Und du behauptest, daß du liebst?" fragte er voll Verachtung. Claude zuckte zusammen.

„Na also," äußerte Spießl; und die beiden Zwanzigjährigen sahen sich an.

Spießl warf den Kopf herum, griff sich ins Haar.

„Dies Weib wird mich zermalmen, ausleeren, was noch! ... O du, bei dir hat's keine solche Gefahr, du schonst deine Gesundheit, amüsierst dich halt so gut's geht. So ein Jubeljüngling. Aber ich, ich — du kennst mich, ich hab' alle Tollheiten, alle Verderbtheiten in mir! Früher bin ich damit am Schreibtisch fertig geworden. Aber jetzt, durch dieses Weib —"

„Genug, was denkst du zu tun?"

„Du weißt, ich hab' dich nie um was gebeten, Marehn."

„Ein Anfang muß gemacht werden," ſagte Claude ermutigend.

„Sie will Geld."

„Die Kanaille hat Blut geſchleckt. Vor vierzehn Tagen lebte ſie noch von dem, was ſie einmal wöchentlich auf der Straße fand."

„Ich muß mir eine Exiſtenz gründen, Marehn. Ich habe an ein Familienblatt gedacht, was meinſt du dazu?"

„Du, ein — Soll da Meſſalina auf dem Marsfeld hineinkommen?"

„Witze verbitt' ich mir. Willſt du mir ein Wurſchtblatt für das deutſche Haus gründen helfen oder nicht?"

„Ich ſag' ja nicht nein."

„Ich danke dir ... Und es hat doch auch ſeinen Reiz, keuſche Minnelieder und Fleckmittel zuſammenzukleiſtern, und der Ertrag iſt nachher für ein Weib wie dieſes. Wie dieſes! ... Wenn das nicht pervers iſt!"

„Gut, daß dich das tröſtet ... Aber jetzt muß ich Hausherr ſpielen."

Claude kehrte in den Muſikſalon zurück, er beglückwünſchte Bella. Sie nahm alle Lobeserhebungen ſanft und betreten hin.

„Aber, Herr Profeſſor, aber gnädige Frau, wir haben hier einen, der viel mehr kann als ich ... Herr Panier, ſingen Sie, bitte, das Verlorene Glück."

Die Damen umringten den Greis:

„Ach bitte, bitte.“

Er schmunzelte, fraß von ihnen mit seinen schwarzen Augen, so viel er fassen konnte. Schließlich gab er nach.

„Wenn die Damen es nu 'mal wollen, immer höflich mit den Damen.“

Darauf räusperte er sich und legte einen Tenor frei, der wankte, aussetzte, umkippte, sich verirrte und immer glücklich zurückfand zum Refrain:

„Und dennoch du, du hast mich nie geliebt.“

Nach der ersten Strophe brach schon der Beifall los. Ute sagte zu Bella:

„Kann man den Menschen nicht zum Schweigen bringen?“

„Du bist gereizt.“

„Warum klatscht das Pack?“

„Gott, die einen lachen, die andern weinen, aber entzückt sind alle.“

Panier stimmte näselnd die zweite Strophe an. Ute und Bella rückten sich näher.

„Es ist wohl sehr schwer, den Alten herumzukriegen?“ fragte Ute. Bella flüsterte eifrig:

„Du machst dir keinen Begriff, was der zäh ist. Also ich weiß doch, was ich will, aber bei dem —“

„Kann ich dir was helfen? Ich geb' dir einen Rat.“

„Du? Von dir kann ich nichts lernen. Wir haben ja ganz verschiedene Grundsätze. Von mir erlangt einer nur was, wenn er mich heiratet. Aber von dir nicht einmal dann. Wie?“

„Ganz recht. Aber einen Rat geb' ich dir doch."

„Na?"

„Iß keine Bonbons, wenn er dir welche ſchenkt."

„Ach ſo ... Das iſt doch überhaupt verboten!"

Bella war erſchrocken; ſie hielt den Kopf ſchief über der hochgezogenen Taubenſchulter. Die Freundinnen blickten einander in die hellen Augen. Panier erreichte ſoeben nach manchen Verirrungen triumphierend den Kehrreim.

„Und dennoch du, du haſt mich nie geliebt."

Da ward zum Eſſen gebeten. Claude ſelbſt ging, gefolgt von zwei Dienern, bei ſeinen Gäſten umher.

Der Speiſeſaal war weiß und von ſilberweißen Linien kühl überzogen. Auf den kleinen Tiſchen erhoben ſich weiße Kerzen, weiße Servietten und weiße Chryſantemen. Man ſetzte ſich in ſchmale, weißlackierte Lehnſtühle, vor Teller, auf deren Boden weiße Lotosblumen von Mondlicht bläulich geſchminkt ſchienen. Die Früchte ruhten auf den weißen Bogen porzellanener Märchenkronen.

Spießl irrte noch umher, als die meiſten an ihren Plätzen waren.

„Wo iſt denn Nelly — wo iſt —"

„Holt Bier oder ſchminkt ſich ab," ſagte Ute, an einem Tiſch mit Archibald.

Claude mußte dem auffallenden Paar Stühle hinſchieben. Es ſtand hilflos inmitten all der Schönheit und hielt ſich bei den Händen.

Claudes Magen hatte die Verbindung mit dem Hinterkopf gefunden und ſchmerzte; Claude fühlte ſich dem bevorſtehenden Mahl nicht gewachſen.

„Nun wollen wir uns mal hineineinknien," verhieß er.

Seine Nachbarin, die Schransky, tat es. Ihnen gegenüber waren Giſela Gigereit und Graf Kreuth mit einander beſchäftigt. Claude betäubte ſeinen Magen mit einer halben Flaſche Sekt, gleich zur Suppe.

Theodora, einfach und ſchön, trank ihm zu, von drüben her, von der Seite ihres Verlobten. Claudes Magen wollte ſich plötzlich losreißen; Claude ſah bleich aber mit Faſſung Theodora an und ſchluckte, ſoviel ſie wollte.

Köhmbold ſaß bei Ehglücksfurtner. Er bedauerte all das Geld, um das der Beſitzer dieſes ſchönen Speiſezimmers wieder mal geprellt ſein müſſe.

„Meinen Sie, daß ich, ſolange ich ſchon bloß noch die Schönheit will, ſie ein einziges Mal zum richtigen Preis gekriegt habe?"

Ehglücksfurtner unterbrach ſeine Beſchäftigung mit den Spargeln. Er betrachtete den Gefährten, an den er hier geraten war, und pruſchte ihm ins Geſicht. Dann kehrte er zu den Spargeln zurück. Köhmbold bat:

„Stoßen Sie doch den Diener da hinter Ihnen an, daß er mir die Mayonnaiſe nochmal reicht."

Ehglücksfurtner ſah ſich um.

„Iſt die ſo gut? Sie, mir die Mayonnaiſe!"

Das auffallende Paar ſchaute zu, wie goldgelbe Widerſcheine aus Weingläſern über das blanke Weiß des Tafeltuches ſpiegelten. Es ordnete die Früchte auf den Märchenkronen, ſaß in die Sammetfarben großer

Pfirsiche ganz verloren, und während ringsumher gekaut und geschmatzt ward, lächelte es.

In der Mitte des Saales, unter dem Lüstre, schlug der Herr Panier an sein Glas und erhob sich mit Anstrengung. Bella, neben ihm, führte erschreckt die Hand an die Lippen. Panier selbst war anfangs befangen, er grunzte zwischen den Worten, stotterte etwas von einem Kranz lieblicher Damen.

„Unser großer Dichter" — und Panier fand sich wieder — „hat gesagt: Ehret die Damen und so weiter. Na und das ist woll das mindeste, was die Damen von uns verlangen können, meine Herren, das allermindeste ist das woll. Ohne die Damen könnten wir uns doch überhaupt nicht amüsieren. Wenigstens wir, Panier, bedanken uns dafür. Nöh —"

„Schenk' doch ein, Mariechen, dumme Dehrn, wir sollen ja gleich anstoßen," raunte er Bella zu, die in Verwirrung alles über den Tisch goß. Panier sah sich um, mit violettem Kopf, um seinen Erfolg sehr besorgt.

„Und darum und in diesem Sinne können wir woll nicht besser schließen als mit den Worten unseres allergrößten Dichters: Das beste hier auf Erden und unterm Sternenzelt, das beste sind die Damen auf dieser Tränenwelt."

„Bravo!" schrie Killich mit riesiger Stimme. Die schwarzen Malschüler stimmten ein. Man klatschte. Panier, über seine Wirkung beruhigt, schmunzelte, das Glas erhoben, allen nacheinander zu: Bella, Theodora, Nelly, Gisela, Ute. Dann brach er aus:

„Die Damen hurrah, hurrah, hurrah!“

„Bravo, Herr Kollege von der andern Fakultät,“ wiederholte Killich und ſtieß mit Panier an. „Ohne das, was Sie die Damen nennen, hätte es wahrhaftig keinen Sinn.“

Die Schransky ſtand flehenden Blicks dabei. Panier ſtieß mit ihr an.

„Das beſte ſind die Damen, Mariechen.“

„Ach, das ſagen die Dichter immer,“ bemerkte ſie, und ein leidvolles Lächeln entblößte ihre Pferdezähne.

Panier begab ſich zu Kreuth. Er ſagte bieder und mit einem Kratzfuß:

„Herr Graf, haben Ihnen meine Worte zugeſagt? Ja? Na, dann iſt es Ihnen woll recht, wenn wir die Karten wechſeln?“

Kreuth ſtutzte, dann fügte er ſich. Und Panier ſchob ſchmunzelnd die Karte mit der Krone in ſeine Brieftaſche.

Claude ſtieß mit Giſela an. Er war bei der zweiten Flaſche Sekt und ſehr aufgeräumt. Sie war Kreuths und der fünfhundert Mark verſichert; dankbar und weinſelig faßte ſie Claude unters Kinn. Er ſchob den Kopf vor und erreichte mit geſpitzten Lippen ihren weißen Hals. Pömmerl applaudierte gefällig mit zwei Fingern. Claude, ſehr angeregt, trug ſein Sektglas weiter herum: erſt zu Nelly, und er nahm einen Anlauf, um ſie auf den Mund zu küſſen. Der Kuß ging vorbei, Nelly ſchwankte. Spießl rief:

„Was fällt dir denn — Ich hau' dir eine —“

„Denk' mal an das Wurschtblatt," sagte Claude und ging weiter, während Spießl knirschte. Man lachte beifällig.

Claude verbeugte sich vor Theodoras Verlobtem: „Sie erlauben? Ich habe ältere Rechte."

Theodora gab ihm freundlich die Hand. Ihre Schönheit, ihre Ruhe, die Kinderleiche eines Glücks, die unsichtbar vielleicht zwischen ihnen lag — alles stimmte ihn kleinlaut. Er küßte demütig die volle Hand mit den zugespitzten Fingern, die sich oben umbogen wie Widerhaken.

Er wollte zurück auf seinen Platz, aber die Schransky stand am Wege, und Panier sagte:

„Nu, Mariechen?"

Claude mußte sie küssen. Darauf entschloß er sich. Wem noch hatte der Alte zugeschmunzelt am Schluß seines Trinkspruchs?

Er wanderte zwischen den Tischen zu Ute hin. Sie lachte und winkte, solange sie ihn kommen sah; auch sie hatte getrunken. Aber als er vor ihr stand, verstummte sie und schlug die Augen nieder. Auch seine Blicke fielen in ihren Schoß. Ihre Gläser tasteten aneinander vorbei, ohne sich zu finden. Ute stieß erregt zu, sie gaben einen schwachen Klang. Claudes Finger war dazwischen gewesen, sonst hätte eines der Gläser zerspringen müssen. Ute konnte es sich, von der Bühne her, nicht anders vorstellen, als daß bei solcher schicksalsträchtigen Gelegenheit ein Sektglas zersprang. Sie war enttäuscht. Draußen spielte die Musik irgend etwas sehr Dummes.

Spießl, betrunken und erboſt, äußerte:

„Der geht da herum, wie in ſeinem Harem. So ein Jubeljüngling.“

„Bravo Jubeljüngling!“ ſchrie Killichs Marktſchreierorgan. Sofort brachte er einen Toaſt aus auf den Jubeljüngling. Claude dankte, gerührt und ſtolz, Er erwiderte lauter halbbetrunkene Händedrücke; zuletzt den des Herrn Panier, der ihm ſagte:

„Das beſte ſind die Damen, mein Jung'. Tja tja, wenn man jung iſt.“

Ehglücksfurtner, der dazukam, brüllte vor Lachen. Er klatſchte ſich dermaßen auf die Schenkel, daß der Schmerz plötzlich ſeine lachende Fratze herumriß zu einer heulenden. Aber er erholte ſich und brüllte weiter.

„Ich kauf' Ihnen Ihren Leichnam ab, Sie Jubeljüngling,“ ſagte Matthacker. Claude erwiderte:

„Haben Sie gar nicht nötig, Sie kriegen ihn gratis. Oder vielmehr, Sie können mich gleich ſo kriegen.“

„Lebend? Was man lebend nennt?“

„Na ja, für Ihre Krebs- und Syphiliserperimente. Wiſſen Sie, ich hab' das Bedürfnis, mich mal irgendwie nützlich zu machen.“

„Kann ich Ihnen nachfühlen.“

„Und mir iſt ſo gottvoll wurſchtig zumute, daß ich ebenſogut der Wiſſenſchaft dienen kann.“

„Famos. Dann brauch' ich nicht mehr meine Aſſiſtenten auf die Straße zu ſchicken und mir für zehn Pfennig arme Kinder zu kaufen, zum Einimpfen.“

„Sollt' mich freuen, wenn ich Ihnen zehn Pfennig erſparen kann."

Die Tiſchgeſellſchaft löſte ſich auf, drunten in der Halle ward getanzt. Claude ſchlenderte, die Hände in den Taſchen, zu Pömmerl, der hinter einer Flaſche, und die Stirn in der Hand, ganz allein zurückgeblieben war.

„Sind Sie auch luſtig, Pömmerl?"

„Immerhin."

„Mir geht's gut. Ich fühl' mich ſo dumm, daß, glaub' ich, in aller Stille ein Gedicht draus wird. Was Fröhliches, wo abſolut kein Sinn drin iſt."

„Bei mir auch," ſagte Pömmerl.

„Matthacker behauptet, das ſei ein ſchlimmes Zeichen."

„Warum? Daran gewöhnt man ſich."

„Wiſſen Sie was? Ich ſoll dem Spießl eine Zeitſchrift gründen. Ich will Ihnen auch eine gründen. Man gründet ja ſo manches."

„Das kann nicht ſchaden," meinte Pömmerl. „Proſit!"

„Da wollen wir dann ganz dummfröhliche Sachen hineinbringen, ausgeſprochen nur völlig überflüſſiges, wobei ſich kein Menſch was denken kann."

Pömmerl richtete ſich auf.

„Wiſſen Sie was? Meine luſtigen Verſe an eine, die weint, ſollten da hinein."

„Richtig, ſo was wollt' ich ja auch machen ... An eine, die weint ... Aber ſchauen's, bei mir kommt nichts heraus, nicht einmal luſtige Verſe."

„Sie haben es innerlich," vermutete Pömmerl gefällig.

„Ja, innerlich hab' ich's."

Sie gingen Arm in Arm hinab. Der Ball lärmte, lachte, ſchlürfte, flüſterte hinter Pflanzen, ſeufzte in Winkeln, klirrte mit Steinen, an Hälſen, die geküßt wurden.

Claude küßte Utes Hals während eines Walzers. Sie ſchlug ihm lachend mit Blumen ins Geſicht.

Dann nahm ſie heimlich von ihm Abſchied.

„Wann reiſt du eigentlich?"

„Übermorgen."

„Ich hol' dich ab, Ute."

„Iſt gar nicht nötig. Keine Umſtände."

„Auf Wiederſehen, Ute."

„Auf Wiederſehen. Wenn nicht in dieſer Welt, dann in Bitterfeld."

Als ſie weg war, fragte Archibald:

„Und Fräulein Ende?"

Holt Bier oder ſchminkt ſich ab," ſagte Claude.

Das Haus leerte ſich. Am Schluß war Claude allein und ſtieg langſam die Treppen hinauf. „Es iſt ja gut abgelaufen." In müden Pauſen dachte er noch hinzu: „Nun reiſt ſie ... Das iſt ja wohl auch das beſte ... Auf die Art kommt man leichter drüber weg ... Im Grunde, im Grunde —" Er blieb ſtehn. „Liegt denn gar ſo viel dran?" Er ging weiter und gähnte.

Im zweiten Stock ruhte noch immer der ſchmale Lichtſchein in der Tür ſeines dreizehnten Dienſtmädchens.

Vielleicht war der Spalt jetzt ein wenig breiter. Dort drinnen lag ein ungeküßtes Geſichtel auf einem Kinderarm. Ute, ach Ute —

Claude riß den Mund auf, blieb ſtumm, warf die Hände vor die Augen, beugte den Kopf zur Bruſt nieder.

Aber drinnen entſtanden Geräuſche. Claude ſah auf, die Tür bewegte ſich. Das dreizehnte Dienſtmädchen ſtand auf bloßen Sohlen im Lichtkreiſe der Lampe und erhob den goldbraunen Blick aus verklärtem Beterinnengeſicht zu einem Fünfmarkſchein.

„Na denn Gutnacht, Mariechen, ſchlaf' auch ſchön."

Und der Herr Panier riß die Tür auf.

„Hurrjeh, Claude, daß wir uns man nicht erſchrecken. Was machſt du denn da?"

Claude hatte ſich zurückgeworfen, die Augen aufgeriſſen. Seine gebogenen, nach hinten geſtemmten Arme bebten, mit geballten Fäuſten, als befiele ihn ein Krampf. Das Ungetüm, das dort auf ledernen Kähnen aus der Tür ſtampfte, es knöpfte ihm Frauen ab wie Häuſer. Es hatte Theodora grunzend aus dem Zimmer gezerrt, in der Nacht, als Claude vielleicht, vielleicht Liebe zu fühlen gekriegt hätte. Es hatte Nellys dankbare kleine Neigung für Claude mit ſeinen Gichtfüßen niedergetrampelt. Sein tieriſcher Athem hatte alles, alles erhitzt und beſchmutzt, was Claude mit Sehnſucht anbetete, das ſchöne Leben: Ute ſelbſt! Und noch die Erinnerung an ihre verlorene Reinheit, die ſich in dieſe ſchmale Tür geflüchtet hatte, noch die Erinnerung fraß es!

Erschien nun wieder die Versuchung des erwürgten Alten? Ach, das war alles erledigt, hier war jeder in seiner Rolle. Er faßte sich, machte eine erschöpfte Handbewegung. „Es gibt für mich keine befreiende Geste ... Aber innerlich hab' ich's."

„Was haste denn da gemacht?" wiederholte Panier.

„Na und Sie?" erwiderte Claude und pruschte aus, wie Ehglücksfurtner.

Der Herr Panier schmunzelte.

„Immer 's Panier hoch!"

VIII

Matthacker

Wie Claude tags darauf zu Ute ging, erfuhr er, sie sei abgereist.

„Aber das gnädige Fräulein wollte doch erst morgen —“

Es war ein Brief für ihn da. Ute versicherte, er werde einsehen, es sei besser, wenn sie es bei dem lustigen Lebewohl von gestern abend bewenden ließen. Und Claude sah es ein. Er senkte den Kopf, ging heim und bereitete sich innerlich auf den Winter vor. Er dachte an ihre vorige Trennung. Damals hatte sie ihn zurückgelassen in einem mit Sehnsucht nach ihr überhitzten Sommer. Er würde sich nicht mehr sehnen. Es lag ein Zusammenbruch zwischen ihnen, über die Ruinen konnte Claude nicht hinwegblicken. Es würde Schnee darauf fallen. Das Leben würde sich glatt und öde ausdehnen. Keine schmerzlichen Erschütterungen mehr, wenn seine Sehnsucht wieder einmal zu Fall gekommen war. Denn seine Sehnsucht lag verschüttet in den Trümmern von Utes Reinheit. Niemals mehr Empörung gegen das dummgehässige Geschick, das ihn nötigte, hier seine Lebenstage umkommen zu sehen,

18*

einen nach dem andern — und dort hinten spielte Ute. Denn es wäre jetzt bitter gewesen, ihr zuzublicken ... Nein, ein dumpfes Vergnügen, losgelassen von seiner erstarrten Leidenschaft. Ein eisgrauer Winter, eingeschlossene Heiterkeiten, Maskenscherze, um die Frostblumen herumstanden.

Er unterhielt sich aufs lebhafteste in diesem Fasching. Es war ihm wärmer als in den anderen Jahren; er wußte keinen Grund, weshalb er nicht lange leben und immer so fröhlich bleiben sollte. Er gab mit Pömmerl eine Monatsschrift, namens „Der Rosenbusch", heraus, worin sie belanglosen Übermut auf das anspruchsvollste darboten. Auch war er mit Frauen reich gesegnet.

„Warum krieg' ich sie eigentlich?" fragte er sich manchmal. „Bei reichen Damen bin ich angelangt, die ungemein stattliche Männer haben. Das blüht doch nicht einem jeden. Der Pömmerl kriegt die nicht."

Es machte ihn zwar stolz, aber über diesen Stolz rümpfte er selbst die Nase.

Zu Ostern kam sie wieder. Claude begab sich mit Gelassenheit an den Bahnhof. Wie ihm das vorige Mal angstvoll zumute gewesen war, nach gefährlichen Geschicken, die sie mitbrachte. Jetzt konnte sie ihm nichts mehr antun. Zum erstenmal, seit sie, halbe Kinder, einander begegnet waren, war Claude kein Bittender, und Ute versprach nichts.

Da entstieg sie dem Wagen. Claude ging ihr entgegen, erst langsam — dann aber war's ihm, als liefe er, die Arme ausgebreitet, in ein großes Feuer

hinein, selig verlockt durch die Flamme, die ihn hinraffen sollte. Ute lächelte, sie küßte ihn ruhig auf die Wange. Claude wußte wieder, er gehöre ihr, immer würde er ihr gehören!

Er atmete tief, seine Wangen waren gerötet.

„Wie du gut ausschaust," sagte Ute.

„Du auch."

Es war ja nichts mit ihr geschehen. Was hatte jener alberne Zwischenfall denn ändern können.

Mit leeren Händen, ohne Freudigkeit war er gekommen. Nun kehrte er um, bepackt mit Glück, fest umhalst von seiner wiedererstandenen Sehnsucht. Die Osterglocken läuteten. Ja, welch eine Auferstehung!

„Du bleibst da, wirklich, den ganzen Sommer?"

„Eigentlich sollte ich wieder zu der Schmiere im Walde. Mein Vertrag gilt noch für dies Jahr . . . Ach was, ich mag nicht. Es schaut nichts dabei heraus."

„Das finde ich auch. Wir sprechen mit Matthacker."

Matthacker sagte:

„Ein Krankheitsattest? Aber unbesehen. Wenn Sie damit durchkommen bei Ihrem Tyrannen."

„O," machte Ute. „Er ist nicht im Bühnenverein."

„Na dann."

„Und Gewissen haben Sie ja nicht?" fragte Claude den Arzt. Matthacker sah hilflos über seine gesprungenen Backen weg.

„Ich, Gewissen? Wofür halten Sie mich eigentlich? Ich habe hier in meiner Klinik einen Vorrat von Aristokratinnen, die um Nachkommenschaft verlegen

ſind. Manche glauben, daß ſie und nicht der Mann daran Schuld hat. Manche tun ſo, als glaubten ſie das. Einige ſind offener. Ich aber helfe allen."

„Wie machen Sie das?"

„Das iſt nicht Ihre Sache ... Ich habe einen Grundſatz: immer der Frau zu helfen. Denn die Frau, die ſtets momentaner Vergewaltigung unterliegt — auf die Dauer behält doch immer ſie recht. Sie kann warten, ſie iſt zuletzt die Stärkere. Das iſt die Natur, und ich als Arzt unterſtütze ſie. Mir kommt es den Teufel auf heilen an. Was ſich die Kranken einbilden! Die Natur unterſtützen iſt alles. Die Natur, das iſt die Frau."

„Das weiß Gott," ſagte Claude.

„Aber Sie? Was wiſſen Sie davon? ... Da, mein Fräulein, haben Sie Ihr Atteſt."

Der Frühling vom vorigen Jahr blühte auf, ganz derſelbe. Ute und Claude gingen auf Einkäufe und zum Eſſen, ſetzten ſich nebeneinander auf die Stühle, von denen ſie damals aufgeſtanden waren. Jeder Schritt, den Claude machte, jeder Gedanke, in den er einlenkte, führte wieder zu ihr. Wieder konnte in ihrem Kopfe kein Bild entſtehen, in das nicht ſeine, Claudes, Geſtalt getreten wäre.

Ja, ſie gingen nun näher beieinander als früher. Die Bitternis ihres letzten Spazierganges damals in Nymphenburg, als Ute, die einſame Kämpferin, ſich innerlich getrennt hatte von Claude, einem angenehmen Fremden, ſolche Bitternis war nun unmöglich. Denn an einem Feſtabend vorigen Herbſt, in Claudes Schlaf-

zimmer, hatten ſie zu einer heißen Muſik miteinander geſchluchzt. Alles Schlimme jener Stunde war überwunden; aber das Leid, das ſie einſt im gleichen Takt geſchüttelt hatte, verband noch immer wie ein kleiner Dornenzweig ihre beiden Handgelenke.

Durch das helle Grün, in den Anlagen am Maximiliansplatz, floſſen Wellen von Rotdorn, wie Frühlingsblut. Rhododendren trugen lächelnde Blumenköpfe auf den ſtarren Halskrauſen der Büſche. Die blühenden Kaſtanien entzündeten ihren roſigen Feuerſchein bis ans Ende der langen Lauben. Im Engliſchen Garten ſchloſſen das weite Goldgelb ungemähter Blumenwieſen die Baumgruppen in Kuliſſen ein, vorſpringend, Lichtkreiſe eröffnend und endlich zuſammenſchlagend zu einer blauen Tiefe. Die Fliederbüſche im Schloßrondell zu Nymphenburg trugen auf ihren blaſſen Trauben die ganze Laſt des endlos blauenden Lichtes. Die weißen Steinbilder im Garten waren ihrer Bretterhüllen entkleidet, und nur Blätterſchatten noch flocht ſie ein und Abendrot. An den letzten Spaziergängern vorbei ſchleppten mit Bonhommie die Lakaien ihre Speiſekörbe, für den Regenten, der da hinten am See, im gelb und ſilbernen Salon der Amalienburg ſoupieren ging. Man ſah ihn daher kommen. Wie ſympathiſch der alte Mann war; denn Ute war ſchön und mit Claude befreundet.

Claude, der das Leben wieder gütig ſah, bedachte, daß es uns immer enttäuſche, im Schlimmen wie im Guten. Er hatte ſich einmal beinahe für geliebt gehalten von Ute; da erfuhr er, daß er ſie ſchändlich

verloren habe. Er hatte geglaubt, jetzt würden die Jahre sich folgen, und keines werde er mehr empfinden. Und da wiegte nun Utes Schritt seinen eigenen, und sein Herz zersprang fast von all dem Leben, das ihre Hände hineinfüllten.

„Aber schmaler bist du geworden im Gesicht. Hast du denn nicht gut zu essen gekriegt in Düren?"

„Es geht. Ich hol's nach."

Claude geriet in Bewegung.

„Kellner!"

„Aber verdammt schlecht ist die Bedienung!"

Sie saßen auf der Terrasse des Künstlerhauses.

Ute erklärte:

„Und dann der viele schwarze Kaffee, der macht mager — beim Studieren, bis fünf Uhr früh."

„Bis — aber wie hältst du das aus!"

Sie lachte.

„Das hält man aus, oder man geht drauf, je nachdem."

„Und du wirst es so weiter treiben?"

„Wenn ich nicht draufgehe."

„Aber wie lange, wie lange?"

„Nun, später, bei großen Bühnen, hat man ja nicht mehr all die Rollen."

„Und jetzt halfen sie dir auf, was sie wollen."

„Aufhalfen! Wie du dir das denkst. Wenn du wüßtest, wie ich intriguieren muß, bis ich was Gutes bekomme. Und das Hauptmittel, die Sektsoupers für den Direktor, kann ich nicht mal erschwingen."

Claude seufzte ironisch.

„Nein, wir haben's nicht dafür.“

„Ich bitte dich, mit meinen zweihundert Mark. Wenn man noch so stände, wie die Herren; die kriegen halbmal so viel — weil sie keine Toiletten zu bezahlen brauchen. Aber ich, ich brauche ja meine ganze Gage für Toiletten, und wenn ich nicht so findig wäre — Du, da hab' ich kürzlich einen Möbelstoff entdeckt, einen gewöhnlichen Möbelstoff, aber ordentlich Brokat, für ein Kostüm der Porzia. Du glaubst nicht, wie es chik ist, was es Furore gemacht hat — und kostet fünfzig Mark.“

„Aber Sektsoupers wirken augenblicklich?“

„Das allerdings.“

„Unglaublich kindlich erhält sich so ein Theaterdirektor.“

„Es hält aber nicht vor. Ich mach' die Andere doch tot, trotz ihres Liebhabers, den sie neulich eigens aus Berlin nach Hause gerufen hat, damit er dem Direktor zu trinken gibt!“

„Und wie machst du das?“

„Mit der Kunst, mein Lieber. Die dringt doch durch.“

„Ich hätte es nicht gedacht.“

„Er läßt die andere die Rautendelein spielen, natürlich. Aber den Morgen drauf kommt er schreiend zu mir hereingestürzt: Das war ja scheußlich! Und dann hab' ich sie ... Aber ein anderes Mal hab' ich jemand hineinlegen müssen, einen bessern Herrn, der mich schon lange durch den Theaterdiener hatte wissen lassen, ich sei sein Geschmack ... Aber magst du das auch?“

Claude lehnte sich zurück, rauchte.

„Ganz gewiß, das hör' ich gern."

Er war sorgenfrei. Keiner war bei Ute wie er, keiner spiegelte sich so vertraut in ihren klaren grauen Augen.

„Also, dem hab' ich Hoffnungen machen lassen. Das heißt, natürlich hab' ich nicht selbst mit dem Theaterdiener gesprochen, sondern der Heldenvater, der mir wohl will, hat es besorgt. Da hat mir der Herr die Rolle verschafft, und dann hat der Heldenvater erklärt, die Geschichte sei ein Irrtum seinerseits gewesen."

„So eine Gemeinheit!" rief Claude. „Prost!"

„Prost!"

Und angeregt sagte sie:

„Nun erzähl' aber deine Dummheiten."

„Uijeh, das fängt gleich mit einer Pfarrersfamilie an."

„Mit der ganzen Familie?"

„Mutter und Tochter."

„Bitte, schäm' dich."

Claude machte eine Pause.

„Jetzt hab' ich mich geschämt. Willst du nun weiter hören?"

Ute nahm eine Zigarette.

„Also."

„Aber ich bin dort schon wieder fertig, denn die Familie war mir zu raffiniert. Das heißt, die Mutter weniger als das Mädel. So 'ne Pfarrerstochter — wie die schmutzig ist im Gespräch! Und dann hat mich der

Alte bekehren wollen. Jawohl, weiter nichts. Er war schon lange so väterlich. ‚Betrachten Sie sich ganz als zur Familie gehörig.‘“

Ute, leicht angewidert, aber voll Teilnahme, meinte lächelnd:

„Er wußte wohl nicht, wie sehr du dazu gehörtest.“

„Vielleicht. Vielleicht nicht. Jedenfalls war er Anabaptist und wollte mich taufen. Nun, die Mutter — nicht die Tochter — reizte mich noch; ich dachte, wenn es nicht weh tut. Aber in ihrer Kirche hatten sie im Fußboden ein großes Bassin, es wurde, als ich kam, schon Jemand hineingeschubst. Der Pfarrer, Mister Spurgeon, hatte Gummischuhe, Unterhosen und einen Regenmantel an, auch der Patient war wasserdicht. Er wurde erst scheinheilig bespritzt, aber plötzlich, mit einem Ruck im Nacken, schmiß ihn der Pfaffe ganz ins Wasser. Dazu sang die Gemeinde.“

Ute beugte sich über den Tisch. Ihr Gesicht, rosig überzogen, gestützt in die Ranken der blütenfarbenen Finger, lachte über die glühenden Rubine der Weingläser hinweg. Entzündet vom Schein einer Bogenlampe, schmolzen in ihrem Haar die roten und violetten Metalle, kämpften, sprühten, verbanden sich unter der schwarzen Decke des großen flachen Hutes. Claude sah wieder einmal:

„Wie bist du schön!“

„Erzähl' weiter von deiner Taufe.“

„Natürlich hab' ich gedankt. Lächerlich mach' ich mich nicht.“

Ute platzte aus.

„Weißt du das gewiß?“

Claude lachte mit.

„Ich achte den Wunsch des Alten, ein reiches Gemeindemitglied zu haben, das er schröpfen kann. Aber es muß mit mehr Würde geschehen, das Schröpfen. Nicht in Unterhose und Gummischuhen.“

„Das kannst du verlangen ... Sag' mal, ich hab' gehört, du bist jetzt sehr en vogue, du sollst viele Erfolge haben.“

„Es geht. Aber ich spreche nicht gern darüber.“

„O pfui. Ich erzähle dir doch meine.“

„Ist das dasselbe?“

„Ich hoffe,“ sagte sie und lächelte. „Denn im Ernst, mit dem — Herzen —“

„Ja, mit dem Herzen — liegt dir denn daran, daß ich dein sei mit dem Herzen? Achtest du darauf?“

„Ich bin daran gewöhnt.“

„Nur?“

„Und seit dem Herbst — du weißt, seit wann — acht' ich darauf.“

„Ich danke dir,“ sagte Claude leise. Und sie sahen beide ihren Händen zu, die auf dem Tischtuch zwischen ein paar hingestreuten Maiglöckchen entlang tasteten. Da berührten sie sich. Ute zog ihre zurück.

„Also ist es wahr, du hast die schöne Angerer gehabt? Und die Feilenbach, und —? Und jetzt bist du bei der Blum, der Frau des Bankiers?“

Er verschob den Mund.

„Die wird nicht lange dauern. Kreuth bemüht sich um sie. Für Gisela hat er kein Geld. Na, und

die Blum, bei der tut's sein Titel. Ich sag' dir, gegen Grafen ist die hilflos. Bei Baronen kämpft sie noch, aber bei Grafen hört von vornherein jeder Widerstand auf."

„So ein Graf macht dir unlautere Konkurrenz. Da geht's dir gerade, wie mir mit dem Sektsouper. Das darf dich nicht kränken, eine Niederlage der Kunst ist das ja nicht."

„Nein, nein. Erfolge haben wir alle zwei. Ich hab' dich um nichts mehr zu beneiden. Prost."

„Prost, lieber Kollege."

„Ich wollte ja, es wäre anders, und du, Ute —"

„Macht dich das Trinken wehmütig, dann hör' auf."

„O nein, es geht schon noch."

„Aber wissen möcht' ich, wie kriegst du sie alle."

„Das ist's ja, was ich mich immer frage. Also erstens glaub' ich, weil ich jetzt das Haus habe. Denn die Damen, bei denen ich jetzt angelangt bin, wollen nur solide Liebhaber, von Rang, Stellung, Besitz — kurz, Standesgenossen. Nur selten läßt sich Eine die Schneiderrechnung von mir bezahlen. Aber die Schande finge an für sie, wenn ich die Rechnung nicht bezahlen könnte. Das ist ihre Standesehre, weißt du, das schulden sie auch ihren Männern."

„Die Männer," meinte Ute, „die müssen dir Spaß machen."

„Wie du das verstehst. So ein breitschultriger, wohlgelungener Bürgersmann, tüchtig in Geschäften, hat gedient —"

„Das mußt du auch noch."

„Wollen ſehen, was ſich tun läßt ...“ Wenn er mit mir redet, ſieht er in ſeiner unbändigen Lebenstüchtigkeit immer aus, als wollte er mich auf die Schulter klopfen ... Mir hat Matthacker Marasmus prophezeit ... Na, und dabei hab' ich die Frau von dem Vollmenſchen. Du, das tut wohl!“

„Ich glaub's. Siehſt du, das iſt der Rauſch des Künſtlers, unſer Rauſch. Man ſteht allein und beleuchtet auf der Bühne und triumphiert über die Gewöhnlichen im Parkett, die ſich einbilden, man ſei da, ſie zu amüſieren.“

„Wahrhaftig, ich komme mir beleuchtet vor, wenn ich vor einer Hecke von Gatten durch einen Salon gehe ... Aber das iſt nicht alles. Meine Erfolge hab' ich hauptſächlich darum, glaub' ich, weil mir nichts daran liegt.“

„Ach!“

„Mir läge nämlich nur an Einer.“

„So ſo.“

„Und weil ich die nicht haben kann — das iſt eine Art Talisman, drum fallen mir alle Andern zu. Zwar hab' ich mir, weil's ja doch alles eins iſt, eine gehörige Frechheit angeeignet, da iſt man dann verblüfft und bewilligt alles. Der Pömmerl, wenn er Eine will, fängt er an ſie zu verehren.“

„Das iſt ganz verkehrt,“ entſchied Ute.

„Siehgſt es. Wie wir Beſcheid wiſſen. Wir zwei, wir ſind ſchon die Rechten. Proſt.“

„Proſt, Kollege.“

„Allerdings. Kollege von der andern Fakultät,

ſagt Killich ... Den Winter über iſt's mir auch ganz gut ergangen. Aber jetzt iſt mir's ſchon lieber, ich ſitz' da —"

„Die Saiſon iſt auch aus."

„ — und ſchau' dich an."

„Ich hab' nichts dagegen."

„Ach, 's gibt zu viel anderes, wogegen du was haſt."

„Gehn wir? ... Wir ſind Kameraden, weißt du."

„Kellner, zahlen!"

„Jeder für ſich," verlangte Ute.

Und unterwegs, in den Laubgängen des Maximiliansplatzes, bleichen Wolken, durchſchimmert von elektriſchen Monden:

„Erzähl' noch mehr. Du biſt viel amüſanter geworden als früher."

„Danke. Aber ich hab' dir geſagt, wie ich ſie kriege. Nun ſag' du mir, wie du's machſt, daß ſie dich nicht kriegen."

„Ordentlich Witz hat er ... Alſo ich ſage gewöhnlich: ‚Sie ſind ja wohl verrückt.' Das gelingt immer."

„Eigentlich, wenn man eure durchſchnittlichen Sitten in Betracht zieht, iſt er ganz normal, und die Verrückte biſt du."

Sie lachte.

„Ja, das ſeh' ich jedesmal dem Geſicht des Theaterdieners an, wenn er mir geſagt hat, das ſei der Herr Meyer, der das feine Konfektionsgeſchäft habe, und ich lehn' ihn trotzdem ab ... Aber einen anſtändigen Grund hab' ich doch zur Solidität."

Ihre Munterkeit erregte ihm auf einmal Mißtrauen. Er zögerte.

„Nun?“

Sie stieß hervor:

„Panier.“

Und dann, entschuldigend:

„Wir haben ihn noch gar nicht genannt. Wenn wir ihm dort um die Ecke plötzlich begegneten, würd' es uns in peinliche Stimmung versetzen, nicht? Wir müssen uns aussprechen, Claude.“

„Du hast recht,“ murmelte er. „Also wie war's in Düren? Noch ist er übrigens dort, wie?“

„Ja. Und er war ganz nett, muß ich sagen, weniger eklig als — vorher. Daß er nichts mehr zu erwarten hatte, das hab' ich ihm schon klar gemacht, das kannst du glauben ... Aber —“

Sie sah weg.

„— ich konnt' ihn ja nicht hindern, mit mir zu prahlen ... Laß das Stöhnen, bitte. So was muß uns egal sein. Man hätte mir auf alle Fälle einen nachgesagt — und das wäre dann nicht mal wahr gewesen. So war's zum Teil wahr, und ich konnte mich beruhigen.“

„O schweig'.“

„Nein, nein,“ sagte sie eindringlich. „Wir müssen uns daran gewöhnen ... Was nun kommt, wird dir Spaß machen. Panier ist jede Nacht vom Biertisch weg mit seinen Freunden meine Straße herunter gekommen. Ein gutes Stück von meinem Hause mußten sie alle umkehren, er ist allein und siegesbewußt vor meine Haustür gestapft, hat sich ein bissel dran zu schaffen gemacht, sich umgeschaut — die Straße war

ja ganz einſam — und hat ſich mit aller Kraft ſeiner Gichtbeine nebenan in das Gäßchen geworfen. Da war ſein Ruf wieder für einen Tag gerettet."

„So viel Aufopferung —" bemerkte Claude.

„Nicht wahr? Der verzeiht man einiges. Und, ebenfalls ſeines Rufes wegen, hat er allen angſt gemacht und mich gegen eine Menge Beläſtigungen geſchützt."

„O, der läßt ſich noch heute auf Prügeleien ein, er hat ein grifffeſtes Meſſer."

„Das kenne ich . . . Aus demſelben Grunde hat er, ſo oft es ging, dem Direktor Krach gemacht. Der hatte einen heiligen Reſpekt. Gewöhnlich ſchloß er die Kanzlei ab und nahm Reißaus, wenn Paniers Stock auf dem Pflaſter zu hören war. Ich verdank' es aber doch ihm, daß ich wenig in Operetten aufzutreten brauchte."

„Du?"

„Ja, ſo iſt das. Einen Abend Klärchen, den nächſten in den Geiſha. O, die Geiſha! . . . Aber nur herumſtehn, weißt du. Mitzuſingen hab' ich mich überhaupt geweigert."

„Statiſtin, du! . . ."

Claude ſchüttelte den Kopf.

„Das iſt mir das Allerbefremdlichſte. Ich ſeh' dich nämlich immer ganz vorn, an erſter Stelle . . ."

„Ja du . . . Aber manchmal hat man Genugtuung davon. Zum Beiſpiel im Lohengrin, der Herzog Gottfried. Den kriegt natürlich die, die die ſchönſten Beine hat."

„Und die haſt du!“

„Was weißt denn du davon.“

„O, ein biſſel doch ...“

Sie lachten, ſchüttelten ſich die Hände, vor Utes Haustür.

„Schwül wird's, was? Sogar nachts. Wir gehn nun bald auf's Land, iſt's recht?“

„Und ob. Bin ich froh, daß ich nicht zu der Schmiere im Walde brauche. Aber der Alte wird ſich ärgern!“

„Der Direktor dort?“

„Nun ja, ſo eine kriegt er nicht ſobald wieder. Anfängerin, ganz billig, dabei beliebt, kann was, iſt ſchön ...“

„Iſt ſchön,“ wiederholte Claude.

Er wußte, ſie ſprach das Wort ohne gemeine Eitelkeit. Sie war ſchön, weil ſie kunſtreich war. Ihre Schönheit war der Ausdruck ihrer geliebten, gepflegten, täglich geübten Perſönlichkeit.

Aber Claude war blaß geworden, und Ute ſah genußſüchtig auf ſeine Bläſſe, wie auf einen Saal, der klatſchte.

Einige Tage ſpäter fuhren ſie nach Walchenſee.

Claudes Vater hatte zuweilen das kleine Haus aus runden Hölzern bewohnt, droben am Waldrand. Dahinter, zwiſchen den Stämmen, dämmerte es zuerſt, und in der Tiefe nachtete es. Bequeme Spazierwege gingen über in rauhe Bergpfade.

Vor dem Hauſe ſenkte die Wieſe ſich weit, wellig und blumenbunt bis hinter das Gaſthaus zur Poſt.

Die Landstraße trennte die Post von dem großen See, mit den Kränzen von Fichten um seine Buchten, hinter denen grüne Berge sich wölbten und blaue in Dunst zergingen.

Aber das „Seehaus", zum Hotel gehörig, stand ganz vorn an der Straße, schon halb im Wasser; und dort wohnte Ute.

Claude bat noch immer.

„Wenn ich dir doch die ganze Villa gebe und dir verspreche, mich in meinem Zimmer einzuschließen! Traust du mir nicht?"

„Das wäre das wenigste. Deswegen würde ich ganz ruhig bei dir wohnen. Aber es ist deinetwegen."

„Ich — verstehe nicht."

Aber er verstand schon.

„Matthacker," sagte Ute, „wäre nicht damit einverstanden, daß ich im Zimmer — neben dir schliefe."

„Nein, er würde die Lage vereinfachen wollen."

„Und da das nicht geht, ist es besser für deine Nerven, wenn ich — Und dann gefällt mir das Seehaus. Erstens bin ich hier unabhängig, jetzt im Juni kommen so gut wie keine Gäste; und das brauche ich. Ferner arbeite ich hier wie selten, kann ich dir sagen. Gestern beim Gewitter — innerhalb zwei Minuten war der See fahlgrau und stieg auf wie ein Pferd mit Schaum am Maul. Das alte Haus wackelte. Ich hatte Angst und war wütend über meine Angst. Ich rannte in meinem engen Kasten herum, das kleine Fenster war mehrere Sekunden lang voll Feuer, dann

krachte der ganze Himmel zuſammen, und ich ſchrie dagegen an, die Schlußſzene in der Roten Robe. Dabei lernt man! Ich ſah mich im Spiegel, ich hatte ganz verwahrloſte Augen. Aber jetzt weiß ich, wie ich den Unterſuchungsrichter umbring'."

„Wenn einem alle Elemente zu Hilfe kommen —"

Er dachte an Archibald, der geſagt hatte, eine Aufrüttelung brauche ihr Temperament. Sogar der junge Ende hatte es gewußt.

„Aber heute ſind Leute eingezogen. Wenn dich wer ſtört, komm zu mir auf die Wieſe. Da kannſt du eine halbe Stunde weit ſchreien, und niemand hört dich."

Sie lag dort auf der Bruſt im Graſe, unter einem ſchmalen Blätterdach, und las. Ein Dickicht von Blumen, von blauen, gelben, roſigen, lila und weißen, verſchwendete ſeine Teppichfarben um ſie her, die nichts ſah. Claude brachte ihr ein Glas kalte Milch.

„Danke. Sag' 'mal, tuſt du eigentlich gar nichts?"

„Ich habe dir zugeſchaut. Macht es dich nervös?"

„Ich hab' nichts gemerkt."

„Alſo ... Im Winter, wo es mir — damals wußte ich es nicht, aber jetzt kommt's mir vor, als ob mir's ſchlecht ging: nun, da machte ich manchmal Verſe. Das kann jedem paſſieren, beſonders wenn man einen ſchlechten Verkehr hat wie den Pömmerl. Aber jetzt —" und ſein Blick ging langſam über ihre ganze Geſtalt — „iſt das überflüſſig geworden."

„Überflüſſig," murmelte Ute. „In der Kunſt iſt alles überflüſſig oder gar nichts. Für dich aber

alles. Denn Geld brauchſt du nicht, Ruhm magſt du nicht —"

„Und Liebe krieg' ich nicht."

„Die hat damit gar nichts zu tun."

Sie ſprang auf die Füße, ſie ſchlenderten dem Hauſe zu. Es war mit Holzſchober, Pumpe, Veranda ſauber hingeſtellt, wie eine Baukaſtenvilla. Unten war nur der große Eß- und Wohnraum; die Wendeltreppe in der Ecke ſtieg zu den Schlafzimmern.

Die Bank lief die Täfelung entlang um das Zimmer. Ute und Claude ſetzten ſich darauf und aßen aus blauen Schüſſeln, von einem groben Tiſchtuch mit rotem Rande. Der Diener hätte gegen den Stil verſtoßen, er mußte draußen bleiben. Claude trug die Schüſſeln herein.

„Hab' ich einen Appetit," ſagte Ute befremdet. Schweigend verſchlang ſie die Portionen.

Am Abend zündete Claude eine Holzpfeife an und ging umher. Ute ſaß unter der Lampe, den Kopf in den Händen und erinnerte ſich laut ihrer Triumphe, zählte ihre Kränze auf, deklamierte die Kritiken, die ſie verherrlichten. Sie las auch den Roman in den Neueſten Nachrichten, ja, wenn Claude es wünſchte, verſtand ſie ſich zum Lautleſen.

Der Regen — denn es regnete viel in dieſer erſten Woche — rauſchte im Dunkeln, als ſei's der Schlag eines rieſigen Gefieders. Mit erſticktem Anprall ſank es auf den Raſen. Claude öffnete eines der fünf kleinen Fenſter. Weite, regendurchſtrichene Nacht auf allen Seiten. Ein ganz fernes Hundebellen. Zwei

feuchtrote Lichter, drunten am See, verschwimmend hinter triefendem Laub. Claude wandte sich. Ein heller Rauchstreifen von seiner Pfeife hing unter der niedrigen Decke. In den Winkeln verweilten vertraute Schatten — aber dort in der Helle saß Ute. Der milde Lampenschein liebkoste Lichter gleich Veilchen in ihrem besänftigten Haar. Es sah aus wie eingefangen in diesem Heim, in Claudes Heim — ein großes, wildfarbiges Tier, das lange hungrig nach dem Rausch seiner Kraft draußen umhergestrichen war. Aber nun saß es bezähmt.

Claude ging an das alte Tafelklavier, er suchte mit einem Finger und die Stirn in Falten nach einer Melodie, von der eine Erinnerung schwer und süß ihn manchmal anwehte, wie eine Welle von Jasminduft, wie ein Stoß von einem lauen Sturm ... Aber sie war verflogen, ehe sein Finger sie festhalten konnte.

Dann verlangte Ute nach Hause, und unter Regenschirmen, in tiefer Finsternis zwanzigmal vom Wiesenpfad verirrt und durchnäßt vom hohen Grase, lachten sie aus einer Hügelfalte hervor, übermütig, weil um sie her die Nacht keine Grenzen hatte.

Sobald man in der Frühe ohne Schirm gehen konnte, wollte Ute auf die Berge.

„Zur Kräftigung der Stimme und überhaupt."

Claude lag gar nichts daran. Wäre sie wenigstens auf den Herzogstand gegangen. Aber sie bevorzugte die weniger üblichen, schlecht gepflegten Aufstiege. Hier fuhren einem unerwartete Steine über den Fuß, die der Regen gelockert hatte. Büsche, schwer von Wasser,

ſenkten ſich auf den Weg, und man mußte hindurchbrechen. Ute betrachtete Claude aus den Ecken der Lider.

Oben kam ein wenig ſtechende Sonne hervor. Claude war übertrieben müde. Ute ſtopfte ſich Schokolade in den Mund.

„Das Kleid iſt hin, bloß die Taſche voll Schokolade taugt noch was. Magſt du nicht?“

Er nahm's, weil es aus ihrer Taſche kam und warm war von ihrem Körper. Aber das Eſſen verboten ihm ſeine durch das Steigen empörten Magennerven.

Dafür ruderte er ſie. Solange es regnete, blieb der See glatt, beprickelt mit Tropfen und tief angefüllt mit den ſchwärzlich grünen Spiegelbildern des Waldes. Ute ſaß unter ihrem Schirm vornübergebeugt, mit den Armen auf den Knien. Claude, in Mantel und Kapuze, regte kaum die Ruder, und das flache Boot rutſchte ſchon und plätſcherte. Sie fuhren ſorgfältig die kleinen Buchten ab, wo gefällte, ſchon bearbeitete Stämme ſich am Ufer häuften und Laub hineinhing in das ganz ſchwarze Waſſer. Am Ende des Sees, dort wo die Landſtraße ihn verließ, ſtand ſeit drei Tagen ein grüner Wagen, und die Seiltänzer, bis ans Kinn eingeknöpft in die entfärbten Anzüge arbeitsloſer Proletarier, lungerten davor, mit den Händen in den Hoſentaſchen, und glotzten. Zwei halbwüchſige Mädchen ſtiegen heraus, einen kleinen fahlblonden Knoten oben auf dem unbedeckten Haar, mit langen Zügen im Geſicht, und dürr unter gelben, hängenden Mänteln. Claude warf ihnen Geld zu. Sie bückten ſich erſt

ſpät danach, wie verwundert, und mit einer leichten Verbeugung.

„Es ſind keine Bettler.“

„Die?“ ſagte Ute. „Die ſind hier eingeregnet — wie wir. Reichlich ſchlimm ſchauen ſie aus,“ murmelte ſie. Und nach einer Pauſe, auflachend:

„Wenn du nicht wärſt, könnt' ich auch ſo ausſchauen.“

Er ſtutzte.

„Wieſo?“

Aber ſie zuckte die Achſeln.

Und dann lichteten ſich die Waſſerſchleier. Ute verlangte hinaus aus dem Zipfel des Sees mit dem Dorfe Walchenſee. Da draußen blaute es ſchon, und im Sonnendunſt, der die Ufer entrückte, dehnte der See ſich zum Meere.

„Erſt das Waſſer aus dem Bot ſchöpfen,“ meinte Claude.

„Ach was,“ ſagte Ute.

Draußen begann es zu wehen. Über das Waſſer lief ein breiter Schauer, dann klapperte es unter dem Boot. Ute war unachtſam am Steuer; die Wellen, ſchon erſtarkt, wendeten ſich immer wieder die Breitſeite des Kahnes zu, er legte ſich ſchief, und Claude durchfuhr es kalt. Ute ſchien gar nichts zu merken.

„Es muß wohl ungefährlich ſein,“ dachte Claude. „Wie würde man mit dieſem kielloſen Kaſten ſich ſonſt jemals auf die Mitte des Sees wagen dürfen.“

Er biß die Zähne zuſammen, ſah auf ſeine Knie und ruderte. Aber der Wind kam plötzlich von zwei

Seiten, ſein Leinwandhut drohte zum Teufel zu gehn, Claude mußte die Ruder aus dem Waſſer heben, und inzwiſchen drehte das Boot ſich, ſchüttelte leiſe, drehte ſich raſcher.

„Daß mir nachher die Sonne auf den bloßen Kopf brennt —," ſagte Claude, indes er den Hut rettete. Aber unter ſeiner ſtillen Maske durchjagte ihn ein kopfloſes Entſetzen, kreuz und quer, wie geſcheuchte Hennen. Sein Herz flog, er war heftig beſorgt, weil Ute vielleicht das Zittern ſeiner Arme ſehen konnte, während er das Boot ſich wieder unterwarf. Sie ſchaute, vornübergebeugt, ruhig zu, wie die Wellen größer wurden.

„Man kann ruhig zuſehen, es iſt ja keine Gefahr," ſagte ſich Claude. „Ja, aber andere Nerven muß man haben als meine ... Ich ſtehe über meiner Feigheit — Herrgott, ich ſtehe doch darüber! ... Ich habe mich ſchon duelliert, und meine gute Haltung wurde anerkannt ... Ja, damals war ich wütend. Es war nur meine Gereiztheit, die meine Angſt überſchrie."

Er wendete. Vom kleinen Kloſter Allerheiligen fuhr gerade die Botenfrau hinüber nach Walchenſee. Die Wellen nahmen ihr Boot von der Seite, es ſchwankte hoch. Sie aber ruderte gemächlich und ſtark mit ihren nackten braunen Armen. Die Sonne flimmerte in dem braunen Haarkranz um ihren Kopf. Claude erfriſchte ſich durch ihren Anblick. Übrigens ſchätzte er jetzt die Entfernung vom Lande nicht mehr ſo groß, daß man ſich äußerſten Falles nicht hätte retten können. Er lachte, fragte, ob ſie nochmals umkehren ſollten und fand ſich elegant in Hemdsärmeln und gemuſterter Weſte.

Nun aber hieß es einlenken zum Ufer und den Wellen die Breitseite bieten. Sie glitten stumm und hinterhältig, tief wie Wiegen, ohne Schaum und finster schillernd heran, und Claude, dessen gesammelte Seelenruhe jäh auseinanderstob, erinnerte sich auf einmal aller Marterln, die um den See herumstanden. An jener Stelle war der ehrengeachtete Alois Zierl ertrunken, und dort hinten der tugendsame Jüngling Benedikt Huber. Der war allerdings durch das Eis gebrochen. Überhaupt hatten die meisten im Februar das Unglück gehabt, oder im November. Im Juni kein einziger. Immerhin —

Und endlich legten sie an.

„Eine feine Fahrt war das," erklärte Ute.

Bei Einbruch der Dunkelheit wollte sie wieder auf den See, und Claude folgte ihr mit Freuden. Am Abend war nichts zu befürchten, das Wasser war blank, leise, rosig und von Mücken betanzt. Nicht einmal Zierl und Huber wären an solchem Abend umgekommen. Sie setzten über, und am Waldessaum, den Blick am Horizont, der nachtete, auf Walchensee, das von seinem Vorsprung mit altertümlichem Schattenriß in den See schnitt, deklamierte Ute.

„Das muß sich schön von drüben anhören," sagte Claude. „Erlaube, daß ich zu Fuß zurückgehe. Ein halbes Stündchen, und ich hol' dich wieder ab."

„Laß nur, geh', ich fahr' schon allein heim."

Er umschritt den Zipfel des Sees, bis an das Gasthaus zur Post. Die Veranda saß voll von Samstagsgästen aus München; und auch sie hörten hin nach

Ute. Claude verstand nicht, was sie sprach, es mußten Verse sein. Er sah sie im Dunkeln als schwarze Schwäne über das Wasser ziehn. Dem, der anlangte, streichelte er das Gefieder. Denn sie kamen zu ihm.

Er blieb seitwärts vom Hause, außerhalb des Lichtkreises, und er gedachte anderer Stunden, in denen er sie sprechen gehört hatte. Er saß in Spaa, in einem dunkeln Zimmer, und lauschte zu ihr hinüber, die fern irgendwo auf einer Bühne stand. Dann ward er gewahr, daß es spät und jenes Theater längst aus sei, und daß er ganz allein gesessen habe ... In Archibalds Kabinett lehnte er an einer schattigen Wand und sah sie spielen. Sie wuchs; Archibald selbst vergaß sich, läutete Glocken. Die beiden Stimmen wanden sich umeinander wie heiße Glieder. Sie waren beisammen; von Claude wußten sie nichts ... Das erste Mal, als er von ihrer Kunst erfahren hatte — es war ein violetter Sommerabend, er hörte sie schreien, riß ihre Tür auf. Sie zischte vor Rachsucht, wälzte sich vor Gier nach einem. Und in Claude, der weiß geworden war, steif dastand und leise atmete, warf sich einer, ja in seiner Seele warf sich einer zu ihr hin, vor ihre Knie, zuckte und schrie mit ihr — und der spielte nicht. Aber sie sah ihn nicht, dort auf der Schwelle, wo es dämmerte, und er regte sich nicht.

Er würde immer — wie jetzt wieder — im Dunkeln dabeistehen, aus dem Schatten ihr zusehen. Heute war sie gütig. War er nicht glücklich? Sie sandte ihm, nur ihm die Schwäne ihrer Stimme durch das Dunkel, und jedem, der ankam, durfte er das Gefieder streicheln.

„Na nu prille nor nich, Garlinchen," sagte jemand in der Veranda. Einer erklärte:

„Det soll ja 'ne Berühmtheit sein, kaiserlich russische Hofkünstlerin. Wenn se uffstößt, kost' et zwanzig Märker."

„Aber 'n schönes Frauenzimmer," bemerkte ein anderer. Und darüber war der Tisch einig.

„Da spitzst."

„Wär' jarkeen iebles Jeschäft."

„Mer sollden er mal uf de Bute riggen?"

Utes Stimme war verhallt, Claude hörte das Plätschern ihrer Ruder, nun glitt sie in den Lichtkreis. Er lief ihr entgegen, half ihr anlegen und aussteigen. Sie eilten lachend an dem erleuchteten Kasten mit Menschen vorbei, betraten die schräge Wiese, wanderten heim.

Kurz nach acht kam Ute zum Frühstück.

„Ich hab' einen Brief von Bella, zu Mittag kommt sie."

„Und ich einen von Spießl," erklärte Claude. „Übrigens auch Matthacker wollte kommen. Heut ist Sonntag."

Sie holten ihre Gäste aus Kochel, in ihrem Reisewagen, worin sie selber von München hergefahren waren. Er saß auf hohen blaßgelben Rädern, war offen, fein geflochten und lackiert, und versehen mit Behältern für Koffer und mit Schirmgestellen. Hinten, außerhalb des Korbes, war die Bank für zwei Diener.

Spießl und Matthacker sprangen aus dem Zuge; dann Bella. Aber sie wandte sich rückwärts, hielt

die Hände hin — und der Herr Panier kletterte herunter.

„Sie auch dabei, Herr Panier?“ fragte Claude.

„Da ſollen wir woll dabei ſein, wo Fräulein Bella mit is. Nöh, da bleiben wir auch nicht zu Haus, könnt' uns paſſen.“

Er war ſeit geſtern aus Düren zurück, hatte heute früh bei Walgauers einen Beſuch gemacht und Bella zur Fahrt nach Walchenſee bereit gefunden. Er wich nicht von Bellas Seite. Im Wagen flüſterten ſie. Bella ſagte manchmal ſanft, ſich leicht krümmend:

„Das iſt wohl beſſer für Sie, Herr Panier,“ oder „das dürfen Sie ja nicht, Herr Panier.“

Er murrte:

„Mariechen, willſt du woll!“

Matthacker, der kutſchierte, drehte ſich um nach Claude und Ute.

„Da ſchaun Sie Ihren Freund, er iſt hin. Da iſt endlich das Mädel, das ihn umbringen wird.“

„Bella?“ fragte Ute raſch.

„Ja. Das Mädel fühlt ſich ſo weich an, wie? Und ich ſag' Ihnen, die iſt zäh. Daran beißt ſich der Alte die Zähne aus — endlich.“

„Können Sie das nicht erwarten?“ meinte Claude.

Matthacker verſetzte:

„Die Natur muß endlich ihr Recht kriegen. Mit Geld und Brutalität hat der Alte ſie bis jetzt vergewaltigt. Was nützt es, zuletzt iſt doch die Frau die Stärkere ... Was, Herr Panier, Sie verloben ſich da gerade?“

Panier fuhr auf, polterte etwas.

„Ich will nicht gestört haben," sagte Matthacker. . . „Ja, die Frau! In meiner Klinik hab' ich eine, die fünffache Witwe ist. Denken Sie 'mal an die ratlosen Menschenschicksale, die ihretwegen durcheinander gewirbelt sind, wie ein Schwarm Mücken über einer heißen Sommerpfütze. Scharenweise fallen sie hinein; ganze Familien gehen kaput vermittelst der Begierden überreizter Jünglinge und instinktschwacher Greise . . ."

„Man ruhig Blut, Doktor," sagte Panier. „Manchmal find't so 'n Weib auch einen, wo sie merkt, da ist nichts zu machen, und frißt ihm aus der Hand. Nöh, wir müßten ja woll was mit 'n Stock haben."

Matthacker knallte nur mit der Peitsche, daß es durch den Wald schallte.

„Die Frau in meiner Klinik ist nicht böse, ahnt auch gar nichts von der Funktion, die sie ausgeübt hat. Es ist eben eine Naturgewalt, die Frau. Das Alter, das sich lästig macht, totschlagen —"

„Wir wollen ihr woll helfen!" schrie Panier.

„Und was nie lebensfähig war, ausrotten — sie tut es, ohne darum zu wissen. Wir haben sie nicht zu beurteilen, nur hinzunehmen und zu verehren, weil's die Natur ist."

„Jawohl, zu verehren," wiederholte Claude leise.

„Die Frau," sagte Matthacker noch, und schnalzte fröhlich, „ist die Probe, der jeder von uns unterworfen ist, und bei der er zeigt, ob er Zukunft im Leibe hat. Einer ist ihr gewachsen, der andere geht drauf, ein dritter rettet sich Hals über Kopf, im letzten Augen-

blick. Ja, der knöchernste Philister hat manchmal in seiner Jugend einen Moment gehabt, wo aus der Frau ein Abgrund ihn anschauerte ... Herr Spießl, Sie sagen gar nichts?" fragte Matthacker, hilflos über seine Backen hinweg.

Nein, Spießl schwieg brütend.

„In diesem Sinne die Damen hurra, hurra, hurra!" rief Matthacker.

Ute und Bella sahen sich an und hoben die Schultern.

Da man in das Dorf Walchensee einfuhr, erhoben sich die beiden Diener hinten von ihrer Bank und nahmen zwei lange schmale Posaunen vor den Mund. Jeder wendete die seinige nach außen, der eine über den See hin, der andere den Bergen zu, und sie bliesen mit Kraft, daß es klang, als habe der stolze Wagen mit seinen Insassen einen Überschuß großen Lebensatems in alle Himmelsrichtungen zu schmettern.

Aus der Veranda des Gasthauses beugten sich die Leute, einige mit achtungsvollen Gesichtern, andere schwer gereizt durch so viel Überhebung, mehrere eben vorgeschritten genug, um zu lächeln. Spießl tat plötzlich die Lippen auf.

„Jawohl, meine Herrschaften, da kommt der Jubeljüngling!"

Zum Essen hatte noch niemand Lust, man fuhr weiter, um den Zipfel des Sees herum, auf die Straße nach Mittenwald. Die Tannen errichteten in gemessenem Abstande ihre feierlichen Mauern. Zuweilen öffneten sie sich, auf einer Wiese kreisten in der Sonne sechs sehr

große Kühe. Der Wagen hielt, man hörte das Geräusch des abgerissenen Grases und das behagliche Schnaufen der feuchten Nüstern. Ute betrachtete ein kleines Haus, das mit Baumrinde bedeckt, zwischen Tannen wie in einer Nische stand. Ein grünes Türchen hing schief in den Angeln, wilder Wein verhängte die zwei engen Fenster.

„Ich möchte da wohnen und arbeiten," sagte Ute. „Und die da" — und sie zeigte auf die Kühe — „sollten mein Publikum sein."

„Schmeichelhaft für uns," sagte Matthacker.

Sie sprach nur zu Claude.

„Je tiefer mein Publikum steht, desto besser, weißt du, spiele ich. Auf der Schmiere im Walde zum Beispiel. Ich bin dann allein, und ich verachte. In dem Häuschen dort würd' ich groß werden! Ach, ich würde am Ende anfangen zu schwärmen, Anfälle zu bekommen. Das Temperament — Archibald hat es doch immer mit dem Temperament — das kommt vielleicht in der Natur, bei den Kühen?"

„Das Temperament soll woll kommen," sagte Panier, und schmunzelte Bella zu. „Was, Mariechen?"

Ute wollte aussteigen, jeder ging seiner Wege. Claude, an Utes Seite, fühlte deutlich mit, wie ihre eben gesprochenen Worte in ihr nachzitterten. Ihre gehemmte Empfindung schlug aufseufzend gegen diese starren Mauern aus Tannen. Die Sehnsucht, die kein Mann ihr abrang, eine blau umflossene Wolke entlockte sie ihr, und der Sprung eines Kalbes. Claude sah all ihre Kälte schmelzen und Ute mit ausgebreiteten Armen

die warmen Umarmungen der Natur erdulden. Er, ohnmächtig im Schatten ungeheurer Tannen, hatte mit seiner feinen Zärtlichkeiten auch nur ihre Fingerspitzen erwärmt.

Matthacker trat zu ihnen.

„Was für 'n idyllisches Paar sind Sie doch! Wie lange sind Sie schon da? Acht Tage?"

Er betrachtete Ute, wiegte den Kopf.

„Acht Tage verheiratet und noch ganz unberührt ... Vertrauen wir auf die Natur."

Aber er horchte auf irgend etwas und schlug sich leise in den Wald.

Panier sagte hinter einer Tanne:

„Warum willst du denn nicht auch nach Düren, dumme Dehrn. Da geben sie doch feine Operetten. Hier singst du bloß bei Kirchenkonzerten, da hast du nichts von. Meinst du vielleicht, wir können dir kein Engagement verschaffen?"

„O, Sie sind ja so mächtig, Herr Panier."

„Na also. Dann wollen wir es dir woll verschaffen — grad so gut wie deiner Freundin Ute."

„Ja, aber — die Ute hat sich doch bei Ihnen bedankt, nicht, Herr Panier?"

Und Matthacker, der niemand sah, hörte Bella seufzen.

„Dank muß sein," bestätigte Panier.

Bella gab unterdrückte Bitten von sich.

„Aber ich wüßte wirklich gar nicht, wie — ich Ihnen danken sollte, Herr Panier."

„O, das wissen wir umso besser."

Da hauchte Bella einen Schrei voll Herzensangst.

Matthacker zeigte sich. Bella war schon wieder auf den Beinen, Panier, den Kopf violett überströmt, schwankte noch.

„Das wäre wohl fast schief gegangen?“ meinte Matthacker.

„Ich weiß gar nicht, was der Herr Panier auf einmal wollte,“ murmelte Bella und strich an ihrem Kleid herunter. „Wer konnte denn ahnen —“

„Herr Panier, Sie sind wohl schwindlig? Lassen Sie mal Ihren Puls fühlen.“

„Ich verbitt' mir Ihre Witze, Doktor.“

„Ich meine es ernst,“ erklärte Matthacker, und Panier schrak zusammen.

„Ihr Kollege Heumüller hat mir gesagt, ich kann hundert Jahre alt werden,“ sagte er, polternd und kläglich.

Und Matthacker, unerbittlich:

„Ich bin anderer Meinung.“

„Wie können Sie einem so was sagen! Sie konsultier' ich im ganzen Leben nicht.“

Empört schob Panier ab.

„Sie bringen ihn um,“ versetzte Matthacker, die Hand geheimnisvoll am Munde.

„Ich? O Gott!“

Und Bella fuhr auf, preßte die Hand auf die Brust. Matthacker lächelte und nickte.

„Es war nur Scherz. Ich meinte bloß, bald fragt er Sie, ob Sie seine liebe kleine Frau werden wollen.“

„Ach nein,“ machte Bella. „Wirklich?“

„Aber ein bißchen ſchlimmer muß er noch werden... Ja, wir kommen!“

Claude rief zur Rückfahrt.

Im Augenblick des Einſteigens entſchloß Spießl ſich; er faßte Claude von hinten am Ärmel.

„Du, eine Minute.“

Und als ſie abſeits einander gegenüberſtanden:

„Wenn du mir nicht hilfſt, ſchieß' ich mir eine Kugel vor den Kopf.“

„O, o,“ machte Claude bloß.

„Ich verbitte mir jeden Zweifel, ich bin zu allem entſchloſſen.“

„Wegen Nelly?“

„Mit der bin ich fertig ... Ja, ich wäre an ihr zugrunde gegangen, mit Wolluſt wäre ich — wenn ſie das Weib geweſen wäre, zu dem meine ausſchweifenden Träume ſie machten. Ach, wenn wir dem Weib unſere Träume ausziehen — na, kennen wir ja längſt ... Alſo die Nelly lieſt unſer Familienblatt.“

„Das geht ja ein?“

„Davon abgeſehen. Aber ich hatte es doch bloß aus Perverſität gegründet, um mit Hilfe der Familien die Koſten aufzubringen für ſolch — für ſolch ein Weib. Und dabei lieſt ſie es! Schwärmt ſogar dafür! . .“

Spießl ſtarrte düſter zu Boden. Dann, mit grauſamer Handbewegung:

„Seit ich das weiß, ſind wir ſeeliſch geſchieden.“

„Wodurch hängt ihr alſo noch zuſammen?“

„Durch unſere Schulden.“

„Ach so.“

„Und wenn ich sie nicht bezahlen kann, bin ich verloren! Ich hab' jetzt eine Stelle bei der Versicherung, die verlier' ich ja sonst; und ich heirate ein echtes Weib, ein ganz reines. Reinheit ist schließlich das raffinierteste.“

„Du Versicherungsbeamter und deine Frau ganz rein — wenn du das Ziel verfehlst, mußt du dich allerdings totschießen ... Wie heißt sie denn?“

„Ringsum heißt sie. Sie ist eine Tochter von deinem Kassier.“

„Ach was. Das freut mich aber,“ sagte Claude und gab Spießl die Hand. Laß nur, ich zahl' dir schon die Schulden ... Da, meine Damen und Herren,“ rief er und ließ Spießl einsteigen, „wir sind schon die ganze Zeit mit dem da zusammen und wissen gar nicht, daß das ein Bräutigam ist!“

„Und einer, der Zukunft im Leibe hat,“ sagte Matthacker.

Bella bekundete auf einmal große Teilnahme für Spießl.

„Herr Panier,“ sagte Matthacker, „ich als Arzt warne Sie vor der ansteckenden Krankheit, die dieser junge Mann in unsern Wagen einschleppt.“

Panier riß den Mund auf.

„Das Verloben, meine ich,“ erklärte Matthacker.

Panier schlug sich mit der Faust aufs Knie; darauf brach er in Schmerzgebrüll aus, weil sein Gichtknoten gedrückt worden war.

„Da soll doch gleich — Und überhaupt, 'n Doktor,

der einem ins Gesicht sagt, daß man den nächsten Augenblick 'n Schlag kriegen soll!"

„Hat er das gesagt?" fragte Ute angeregt. Bella tröstete den Greis.

„Dafür sagt Ihnen Doktor Heumüller, daß Sie hundert Jahre alt werden, Herr Panier."

„Das woll'n wir uns auch ausgebeten haben," bellte Panier.

„Ich kauf' Ihnen Ihren Leichnam ab," beschloß Matthacker. Er schnalzte, knallte und jagte mit verhängtem Zügel den Abhang hinunter. Fast wäre er in den grünen Wagen hineingefahren, der noch immer vor der Spitze des Sees hielt.

Panier, der sich erschrocken hatte, schrie wütend: „Wollt ihr machen, Volk, daß ihr aus 'm Wege kommt! Wir schicken euch die Polizei auf 'n Hals!"

Die beiden jungen Leute grinsten ihn an, dann zogen sie, mit schlaffen Bewegungen, den Karren beiseite. Die zwei Mädchen standen gleichgültig dabei, die Hände in den Taschen ihrer langen Mäntel. Claude fragte:

„Warum geben Sie keine Vorstellung im Dorf?"

Die Leute sahen sich an, auch ein dicker Alter mit hängendem Schnauzbart erschien in der Tür des Wagens.

„Der Bürgermeister hat es uns verboten," sagte einer der Söhne.

„So, so," meinte Claude. „Und weiterfahren —"

„In dem Regen —"

„Natürlich."

„Und heute, wo's schön ist, da muß Mama krank werden. Hol' der Teufel das Elend."

Claude antwortete nicht, Matthacker machte Hüh.

Ute betrachtete unverwandt die beiden Mädchen, die am selben Fleck standen und ihr nachsahen, indes sie kleiner wurden.

Vor dem Gasthaus sagte Claude:

„Herrgott, wir haben ja nicht ans Essen gedacht, Ute!"

Nein, auch Ute hatte nicht vorgesorgt, bei ihnen daheim gab es nichts für die Gäste. Panier, sehr übellaunig, feixte:

„Na ja, die Künstlerin — da haben wir die Künstlerin. Immer den Leuten was vormachen, aber nix Reelles."

Bella suchte zu schlichten.

„Aber, Herr Panier, ich bin ja auch Künstlerin."

„Du? Woher denn, Mariechen."

„Nein," sagte Ute und sah, die Brauen gefaltet, von ihm zu ihr: „Sie ist wohl keine."

„Wo ist denn Marehn?" fragte Matthacker. „Weg ... Also kommen Sie mal her, Herr Posthalter, lassen Sie die zwei Tische zusammenrücken. Wir wollen Seeforellen, was?"

Man überlegte die Speisenfolge. Es ward gedeckt. Als die Gesellschaft sich setzte, kam Claude die Straße herunter, an der Seite eines reich aussehenden Bauern. Sie erstiegen zusammen die Veranda, die ganz voll von Gästen war, grüßten sich, und jeder ging zu seinen Freunden.

„Nanu, Claude?“

Da wankte hinter zwei knochigen Gäulen der grüne Wagen um die Ecke. Er hielt seitwärts vom Hause an, die jungen Männer schoben über ein Brett eine große Drehorgel heraus. Der Vater schlug schon die Pfähle ein.

„Nu soll doch —“ murrte Panier, „lassen sie einen denn hier nicht ruhig zu Mittag essen?“

Ute sah Claude an, sie fragte mit den Augen. Er nickte. Sie murmelte:

„Nobel bist du, nobel.“

Die beiden Mädchen halfen dem Alten. Die Söhne, in schmutzig-rosa Trikots und darüber ihre entfärbte Proletarierjacke, suchten nach Hölzern. Sie öffneten den Bootsschuppen; ein zum Hause Gehöriger schlug ihn ihnen vor der Nase zu. Ein kleiner alter Bauer ging, mit mißtrauischen Seitenblicken auf die Seiltänzer, krummbeinig über die Straße und schloß seinen Kuhstall ab. Die beiden Artisten standen faul da, die Schirmmützen über den Augen, die Hände in den Taschen, und lugten schief in die Veranda, von wo die Bauern jede ihrer Bewegungen beobachteten. Sie schienen darauf vorbereitet, daß die beiden Landstreicher ihnen ins Gesicht sprängen. Die Gäste aus München hatten überlegene Mienen angenommen. Die Zirkusmädchen schlichen sich bis unter das Geländer der Veranda und schnupperten nach den Speisengerüchen.

Der Alte rief den jungen Leuten zu. Sie warfen die Jacken ab; im Nu waren aus den unlustigen, ver-

dächtigen Gestalten ein Paar lächelnder, gelenker Spaßmacher mit Barbierköpfen geworden, die sich verbeugten, ihre Armmuskeln spielen ließen, während der Alte heiser die erste Nummer des Programms ausrief. Eine magere alte Frau drehte mit Anstrengung die Leier. Sie beschritten das Seil, schwankten unter japanischen Papierschirmen, wanden sich umeinander herum, erreichten mit anmutigem Triumph das Ziel und grüßten. Der Pfarrer nickte nachsichtig seinen Nachbarn, dem Förster, dem Bürgermeister und dem Lehrer zu. An dem Tisch, den Claude von gestern abend kannte, als Ute jenseits des Sees deklamiert hatte, hieß es:

„Det is ja Mumpitz."

„Bagage, miserablige."

„Nee, mei Kudester, dabermit imponiern Se eim nich."

Dann hatte der ältere der Brüder zu turnen. Er tat es mit vermindertem guten Willen. Unter der schweren Sonne hing er, rosa eingehäutet, am Reck, sein Schweiß troff in den Staub, und er rief, den geschwollenen Kopf nach unten, erbittert seinen Angehörigen zu:

„Euch geht's ja soweit gut dahinten!"

Man lachte. Panier knurrte:

„Wartet 'mal, verekelt ihr uns noch lange die Forellen, denn kommen wir euch 'mal anders."

Inzwischen breitete der Alte einen Teppich auf die Straße. Er schrie etwas, die Orgel setzte brüllend ein, und die beiden jungen Mädchen, die Fingerspitzen an den Schultern, verneigten sich, ehe sie tanzten. Ihre

blonden Schöpfe sahen entfärbt aus über der bräunlichen Blässe ihrer Gesichter. Sie lächelten matt, mit fahlrosigen Lippen, ihr Lächeln, das sie von Dorf zu Dorf über die Landstraßen trugen. Von Sturm und Sonne auf den Landstraßen, von Liebe auf den Landstraßen, von Ermattungen auf den Landstraßen waren sie welk gemacht, bevor sie geblüht hatten. Ein wenig Flitter raschelte um ihre engen Hüften, sie wiegten sich darin beim Tanzen tief und ohne daß Fleischfalten entstanden. Ihre Arme warfen magere Verlockungen in die staubige Luft. Straffgezogen über der flachen Brust und den sehnigen Schenkeln, glänzten ihre gelben und blauen Trikots schwach, wie blinde Spiegel, bei den Künsten der Glieder, die sie bedeckten. Und diese mit wässerigem Blut gefüllten Glieder, die nur um einiger wohlgeübten Verrenkungen willen auf Erden waren, sie waren unter dem Rascheln von Flitter die Landstraße entlang und bis auf die schmutzigen Blumen dieses Teppichs getänzelt, ein Schauspiel für stämmige Bauern, die den Bierkrug an den Bart hoben, und durch Sitzen verunstaltete Bürger, grotesk in ihrer Gebirglervermummung, die verdauten.

Aber die Musik brach ab. Die alte Frau sah mit gelbem Fiebergesicht hinter der Orgel hervor; sie konnte nicht mehr drehn.

Die Mädchen wollten ihre Mäntel anziehen, aber einer der Brüder nahm sie ihnen weg und schob sie die Stufen der Veranda hinauf. Ohne Mäntel gelangen ihnen reichere Einnahmen.

Der Pfarrer sah sie mit Mißbilligung kommen;

er machte runde ſtrenge Augen hinter ſeiner Brille. Der Bürgermeiſter ſchnupfte verlegen und wies zu ſeiner Entſchuldigung nach Claude hinüber. Die Gäſte aus München witzelten, hielten ſich, wenn die Mädchen in ihren feuchten Trikots, noch außer Atem, herantraten, die Naſe zu, kehrten vornehm einen Nickel heraus. Die Bauern vollführten, zum Zeichen der Ablehnung, einen Ruck mit dem ganzen Oberkörper.

Als ſie ihren Teller dem Herrn Panier hinhielten, fuhr er halb vom Stuhl auf und warf ein Bierglas um.

„Nu ſoll euch — Wo iſt der Gendarm! Was iſt das für 'ne Beläſtigung!“

„Sie haben vielleicht Hunger,“ meinte Bella ſanft.

„Ach was,“ ſchrie Panier, „arbeiten ſoll'n ſie. Warum arbeit 'r nich, he? Wir haben auch arbeiten müſſen ... Nützlich ſollt ihr euch machen, verſtanden?“ grollte er bebenden Bartes der kleineren dicht ins Geſicht, und ſchlug von unten gegen den Teller, den ſie nicht losließ. Die Geldſtücke tanzten.

„Wenn ihr Geld braucht — Dokter, kaufen Sie ſich die doch zum Impfen.“

„Nicht mehr nötig,“ erwiderte Matthacker kurz. „Die haben ſchon genug im Blut ... Sie ſelber aber auch.“

Panier war auf einmal ſtill.

Claude legte Geld auf den Teller, fragte die Mädchen nach ihrer Herkunft. Als ſie weitergingen, ſagte Ute plötzlich:

„Glauben Sie ſelbſt, Herr Panier, vielleicht 'ne

wertvollere Existenz zu sein als diese beiden? Sie würden sich irren."

Panier war fassungslos.

„Wir ... wir?"

„Ich kenne nur eine einzige wertvolle Existenz," bemerkte Matthaker, aber man achtete auf Ute.

„Ich bin nämlich auch beim Theater," äußerte sie.

„Das wissen wir woll. Aber was die lausigen Seiltänzer Sie angehen, nöh, das ist uns schleierhaft."

„Lassen Sie das Brett, worauf ich stehe und Ihnen was vormache, 'mal immer schmaler werden, immer schmaler: zuletzt ist es nur noch so breit wie ein Seil. Darauf tanz' ich dann."

„Hahaha."

„Und ich finde, man geht einen vornehmeren Schritt dort oben, als hier zu ebener Erde, wo bieder und ungekünstelt mit dem ganzen Fuß aufgetreten wird."

Claude dachte an Kassier Ringsum.

„Nicht nur die Füße werden vornehmer," behauptete Ute. „Wir beherrschen alle unsere Glieder, weil wir sonst hinunterfallen würden, und ihr lachen würdet. Darum sind wir schöner als ihr. Wir wissen auch, was auf unserem Gesicht steht, und daß wir nichts Niedriges fühlen dürfen, damit es nicht, wie bei euch, darauf stehe. Uns sieht man ja zu. Wir selbst sehen uns zu. Darum sind wir besser als ihr."

„Wenn ihr man zufrieden seid," sagte Panier.

„Und vor allem leben wir. Ihr seid höchstens am Leben. Ihr spart Seele, wie ihr Geld spart. In euren siebzig Jahren sammelt ihr nicht die Erregungen,

die Rauschzustände der Persönlichkeit, die uns ein Abend bringt. Was seid denn ihr? Mit eurer einzigen Funktion; jeder die seine. Wenn der eine sein Bierglas ausgetrunken, der andere die ergaunerten tausend Mark in die Tasche gesteckt, und der dritte den Puls gefühlt hat, darf er wieder zu Bett gehen. Zu was anderm seid ihr nicht da. Wer von euch ist denn Mensch ... Himmel! Meint ihr vielleicht, daß die da —"

Und sie wies auf die Mädchen, die sich eben verdrossen einer Zudringlichkeit entzogen.

„Daß die mit euch tauschen würden?"

„Wetten?" schlug Panier vor. Matthacker bemerkte:

„Fräulein, Sie müssen sich schon lange geärgert haben. Schließlich sammeln die bei uns."

„Was beweist das. Ja, wir behängen uns mit Flitter und gehen sammeln bei euch. Sonst haben wir zu euch keine Beziehung. Was seht ihr denn von uns als den Flitter. Von unsern Nöten, unserm Sturm, den Höhen und Tiefen, wohin uns unsere Kunst trägt, und davon, daß alle unsere Glieder geübt sind zu Harfengriffen auf unserer Seele ... Da, schauen Sie sich das schmierige Mienenspiel an und die täppischen Griffe von all diesem Menschheitspöbel beim Näherkommen der beiden. Wie gemein werden alle neben ihnen. Niemand weiß es, aber das sind heimliche — heimliche —"

„Prinzessinnen," sagte Claude.

„Aber sehr heimliche," rief Panier. „O Gott, was für'n Witz. Sehr heimliche!"

Die Mädchen kamen zurück.

„Wie viel habt ihr denn gekriegt?" fragte Matthacker.

„Zwei achtzig, ohne das was wir gegeben haben ... Fräulein Ende, dafür würden Sie wohl nicht Seil tanzen?“

„Bedanken wird sie sich,“ und Panier brüllte vor Lachen. Ute sprang vom Stuhl, ihr Spitzenärmel flog auf:

„Ich schwöre — wenn ich auf dem Seil gehen könnte ... Tanzt ihr noch?“ fragte sie die Mädchen.

„Mutter kann ja nicht mehr drehn.“

„Kommt nur, ich will drehn.“

„Ute, das darfst du doch nicht,“ sagte Bella erschrocken.

Ute war schon die Stufen hinab, und Claude war hinter ihr. Sie ließ den Musikkasten umwenden, man konnte ihr zusehen, wie sie zum Tanz der Landstreicherinnen die Leier drehte. Claude, gleich daneben, die Hände in den Hosentaschen, blickte mit einem zweifelmütigen Lächeln von den ratlosen Fratzen, die aus der Veranda heraushingen, zu Ute und ihrem wehenden Ärmel und dem Gefunkel in ihrem Haar.

Sie war fertig, sie kam laufend zurück, riß einem der Mädchen den Teller aus der Hand und trat, den Kopf hoch, an den ersten Tisch. Claude, immer dicht hinter ihr, sah herausfordernd aus.

Der Pfarrer legte betreten und achtungsvoll einen Zwanziger auf den Teller. Der Lehrer stand, während er seinen Fünfer hergab, vom Stuhl auf und machte einen Kratzfuß. Die Bauern suchten mit Räuspern und Ächzen nach Pfennigen. Wie sie zu den ihnen bekannten Touristen kamen, starrte Claude jedem drohend in die Augen. Einer, das sah er, schluckte eine Bemerkung hinunter, nachdem er ihn angeschielt hatte.

„Allzuviel Mut haben sie nicht, diese lebenstüchtigen Männer. Sie können am Ende merken, wie ich gebaut bin, und daß ich bloß das bißchen selbst anerzogene Frechheit habe. Aber man sieht ihnen fest in die Augen und rasch schlucken sie alles hinunter ... Strengen Sie sich nicht an," sagte er herablassend zu einem breiten Menschen, der ein Fünfzigpfennigstück hervorkehrte und dabei demütig von unten in Utes kaltes Gesicht lugte.

Endlich gelangten sie zu ihrer eigenen Gesellschaft. Der Herr Panier schmunzelte und ließ eine Mark hinklappern, Matthacker drei.

„Wer selbst Künstler ist," fragte Bella, „zahlt der auch?"

„Künstler, nein. Aber du, zahl' du nur."

„Bitte, ich bin Künstler," versicherte Spießl.

„Gehns zu," und Ute raffelte mit dem Gelde.

Claude wollte etwas geben.

„Nein, du nicht. Du gehörst dazu."

Er verfiel in Nachdenken über diesen Ausspruch.

Ute schüttete das Geld einem der Mädchen in die Hände. Man brach auf, nach Claudes Hause. Matthacker ordnete einen Mittagsschlaf im Freien an. Inzwischen erfand er selbst ein Spiel mit leeren Bierflaschen, die er den Rasen hinunterwarf, eine immer weiter als die andere. Abends setzten sich alle auf den hohen Reisewagen und fuhren nach Kochel. Claude bat sie, wiederzukommen. Bella und Panier versprachen es für nächsten Sonntag.

„Dann können wir unser Mündigwerden feiern,"

bemerkte Claude. „Kommende Woche werden wir nämlich beide mündig, Ute und ich.“

„Fühlen Sie ſich auch ſo?“ fragte Matthacker. „Geben Sie Ihren Puls.“

Dann waren ſie wieder allein.

Die Tage wurden ſehr heiß. Ute mochte nicht mehr auf die Berge.

„Rudern?“ fragte Claude.

„Auf dem Waſſer iſt es ſchlimmer als hier oben. Es geht kein Wind mehr. In meiner Zelle im Seehaus iſt eine Bruthitze, ich konnte nicht mehr arbeiten. Hier geht es noch.“

Sie wanderte, ein Heft in der Hand, unter den Eſchen auf und ab, neben der Wieſe. Claude lag auf dem Bauch und hörte ihr zu. Schließlich ließ auch ſie ſich ins Gras fallen.

„Uff.“

Sie ſchwiegen beide. Sie blinzelten mit Augen, worin ein Gefühl von Trockenheit war, über die Wieſe hin; darüber flimmerte die Luft. Die Blumen ordneten ſich, wie der Blick müde durch ſie hinſchlich, zu farbigen Streifen, gelb und roten, lila-weißen, die unſicher glühend, als Bäche aus lauter heißen Träumen dahinzogen, wer weiß wie weit. Ute murmelte:

„Der Himmel iſt wie aus Veilchen — weiß Gott, er iſt wie eine Veilchenſchaukel, und wenn man lange hineinſchaut, iſt's, als hinge man an dem Trapez aus Veilchen und durchſchnitte in einem großen Zuge die Luft ... Man muß die Augen ſchließen.“

Claude erblickte durch den Spalt in ſeinen Lidern

nur sie, die weiß, mit den Armen unter dem Kopf, das Gesicht nach oben, und die Augen geschlossen, im Schatten lag. Sie sprach, und gähnte zwischen den Worten:

„Die dummen Träume in den heißen Nächten! Vorige Nacht war ein unaufhörliches Wetterleuchten. Ich glaubte draußen zu sein, auf der Waldlichtung, weißt du, wo wir neulich mit den andern anhielten, und wo das Häuschen stand. Ich kam aus dem Häuschen, im Hemd und mit bloßen Füßen. Ich war ein kleines Mädel und trug das Haar aufgelöst. Der Mond lag weiß auf dem Rasen, die Kühe lagen hingebaut wie aus Stein. Ich war ganz allein. Aber ich wußte, es war eben ein Spielmann vorbeigegangen, oder ein Tänzer — so was Ähnliches."

„Eine Erinnerung an die Artisten vom Sonntag," meinte Claude.

„Kann sein . . . Dahinten, bei der Biegung der Straße, wo zwischen den Tannen das letzte Mondlicht hing, zappelten noch seine Tanzbeine, über dem Boden, schien mir's, wie bei einem Erhängten . . . Ich mußte hinterher, in Hemd und bloßen Füßen, sehr lange. Schließlich, als wenn ein neues Bild in den Guckkasten gesetzt wird, fuhr unser Reisewagen vor mir her, und wir alle saßen drauf, ich auch, ganz wie ich immer bin. Aber Panier und Matthacker nickten so verwunderlich, und überhaupt, es waren alles nur Masken, ich auch, und du auch. Unter deiner war der Spielmann, das wußte ich ganz genau. Zu dumm, was?"

Claude atmete kaum.

„Und du?“ fragte er zögernd. „Was tatst du?“

„Ich, ich legte mich hinten in den Kofferbehälter, zwischen den Dienern, die ja auch wie behext dasaßen, und ich spähte manchmal über den Rand nach dir, nach dem Spielmann heißt das.“

„Und dann?“

Sie dachte nach.

„Tolle Sachen ... tolle Sachen, aber ich weiß sie nicht mehr. Mir scheint, aus deiner Maske kam wirklich der Spielmann heraus, und Abenteuer haben wir dann zusammen erlebt, Abenteuer — Vor Angst oder vor Glück haben wir immerfort geschrieen — aber stimmlos, wie's halt ist im Traum.“

„Und dann?“

„Du willst zu viel wissen. Zuletzt tanzten wieder Beine in der Luft. Ich sah bloß die Beine, wie bei einem Erhängten.“

„Da haben wir gewiß ein übles Ende genommen.“

„Wir?“ fragte Ute. Gleich darauf platzte sie aus.

„Wie du das sagst, förmlich schauerlich ... O, o, die Hitze.“

Sie gähnte. Beide schwiegen wieder.

Man meinte die Luft singen zu hören. Wie ein geheimnisvoller Flötenton kam es hinter den ersten Bäumen des Waldes hervor. Müde und bekränzt streckte sich der Sommer ins Gras.

Claude stützte den Nacken in die Hand, er hielt Umschau. Die Wiese war weit und leer. Ein silbernes Sichelklingen kündigte einen noch unsichtbaren Mäher an, hinter jenem Grashügel. Ute lag weiß und hin-

gegeben. Alles, was man zum Glücke brauchte ... Der Himmel war blau. Ein wenig Rauch ſtieg aus Claudes Haus. Eine Magd pflückte Kirſchen von einem Baum. Der Brunnen rann, ein helles Band. Alles, was man zum Glücke brauchte. Ute lag weiß und hingegeben — ſie wußte ſelbſt nicht, wie ſehr. Sie verſtand ihren eigenen Traum nicht.

Vor ihm, in der Luft, ließ ſich eine Libelle umſpielen von einer andern. Sie ſtand ſtill, erlitt die bläulichen Umſchlingungen der andern; aber plötzlich brach ſie aus dem Kreiſe, den jene enger beſchrieb, und entgaukelte.

Claude bedachte: „Wenn ich ſie wecke, iſt es aus.“

„Und die andere Ute,“ fragte er, „die auf dem Wagen ſaß, was iſt aus der geworden?“

„Die? Hier iſt ſie ja.“

Sie richtete ſich auf.

„Und arbeiten wird ſie jetzt gefälligſt.“

Als er ſie abends nach Hauſe geleitete, war die Wieſe ſo voller Leuchtkäfer, daß eine Lichtwolke vom Graſe auf und bis über ihre Hände ſchwebte, die darin erbleichten. Die Sterne funkelten durch einen blauen Schleier. In den Eſchen wogte es verhalten und ſilbern. Der Wald ſtand blau. Eine ſilberne Spur verweilte drunten auf dem See. Tief und rund hing darüber der Mond.

Claude dachte an den Frühling des vorigen Jahres, mit ſeinem ſtill wie bei Bruder und Schweſter dahingerauſchten Glück. Auf einem Gange in Nymphenburg waren die unterirdiſchen Zärtlichkeiten plötzlich alle

verſchüttet ... Nun ſeufzte ein Sommer, dehnte ſich, Schweißperlen auf der Stirn und mit ausgebreiteten Armen. Aus Ute — ſie wußte es nicht — aber aus Ute war für einen Augenblick ein kleines, warmes Mädchen getreten, als träte es aus dem Häuschen auf der Waldlichtung. Mit Claude, der auch verwandelt war, hatte es die großen Leiden erfahren und die ſtarken Wonnen. Sie hatten hoch gelebt, um ſchlimm zu enden. Ja, durch Verbrechen, Ausgeſtoßenheit, Armut, Schande waren ſie immer wieder einander in die Arme geſtürzt.

„Wäre ich in dieſer Nacht bei ihr geweſen! Vielleicht hätte ſie unter meiner Maske den Spielmann entdeckt? Vielleicht wär' ich's geworden? ... Hätte ich wenigſtens mit ihr träumen dürfen?"

Claude bangte danach, ſeine Arme aufzureißen. Er blieb einen Schritt hinter Ute, er ſah ſie hineinziehn in überwältigende Weiten aus Nachtblau und Silber. Sie würde verſchwinden, auch diesmal, wie damals im Frühling. Kein Wort hielt ſie zurück, kein Aufſchrei, keine Geſte. Die Arme, die er halb erhoben hatte, Claude ließ ſie wieder fallen.

Am Sonntag kamen Panier und Bella. Claude hatte ihnen nach Kochel einen Einſpänner geſchickt. Der Greis ſtieg heraus, mit einem violetten Kopf. Bella, ſehr erhitzt, ging neben Ute ins Haus.

„In der Bahn war es wohl heiß?" fragte Ute. Bella fing an zu weinen.

„Es iſt nicht mehr zu machen. Er wird zudringlich, ſobald wir allein ſind."

„Ja, dann würde ich das vermeiden ... Wie ist er dabei widerlich, nicht?“

„Widerlich?“

Bella sah aus ihren Tränen verwundert auf.

„Nein ... Und wenn ich es nun aufgebe, dann hab' ich mich blamiert, dann waren es zu viele vergebliche Anstrengungen. Ich bin ja jetzt schon so weit, daß er mir alles mögliche verspricht, er will für mich sorgen und so weiter.“

„Dann fehlt also nur ein Schritt bis zum Ziel,“ sagte Ute mit Verachtung. Bella murmelte im Taschentuch, worin sie sich schneuzte:

„Matthacker sagt, er muß noch etwas schlimmer werden. Was meint er damit?“

„Sein Kopf ist schon —“ begann Ute. Aber da traten Panier und Claude ins Zimmer. Panier knurrte:

„Wo man nu woll weniger erstickt bei euch, drinnen oder draußen.“

Die Luft war still und schwül. Ein paar kleine Wolken lagen dahinten bleiweiß vor Anker.

Man entschied sich für die Veranda. Claude warf, um die Stimmung zu heben, die Teller im Bogen über den Rasen, wie Matthacker neulich die Bierflaschen. Aber er war nicht so geschickt, es zerbrachen mehrere.

„Schmeiß' du man dein Hab' und Gut kaputt,“ sagte Panier giftig. Wenn du nix mehr hast, dann kannst du die Bella heiraten. Ich lass' sie dir. Denn habt ihr beide nix.“

Und ausbrechend, die Faust auf dem Tisch:

„Woll'n wir woll kriegen!“

„Was wollen Sie kriegen, Herr Panier?“ fragte Claude ſanft. „Vergeſſen Sie nicht, ich bin jetzt mündig.“

„'ne ſchöne Mündigkeit,“ ſo höhnte der Greis. „Nöh, wer nicht einſteckt, der wird eingeſteckt.“

Und er goß ein Glas Rheinwein mit Gieshübler hinunter, das Bella, die Schulter demütig hochgezogen, ihm darbot. Ihre Hand voller Grübchen ſtreifte dabei den Gichtknoten auf ſeiner. Etwas erleichtert ſagte er:

„Na proſt, auf eure Mündigkeit.“

Ute ertrug ihn nicht mehr.

„Wir gehen hinunter.“

„Spazieren?“ fragte Panier, und betrachtete den Himmel. „Ihr ſeid wohl nicht bei Troſt.“

Die kleinen weißen Wolken breiteten ſich aus, wie Baumkronen, plaſtiſch beſchattet.

„In einer Viertelſtunde iſt das Gewitter da.“

Er ging trotzdem mit an den See.

„Wir rudern alſo,“ ſagte Ute, und ſie flüſterte Claude zu:

„Anders werden wir ihn nicht los.“

Panier war mit Bella auf einer Bank geblieben.

„Kommen Sie Kahn fahren?“

Bella ſchrak auf:

„Ach, ob wir Kahn fahren wollen.“

„Nöh, Mariechen, da wird nichts aus. Unſer Leben iſt denn doch zu koſtbar. Aber geht ihr man hin und ertrinkt.“

„Ich auch?“ fragte Bella.

„Entweder oder," ſagte Ute. Claude war ſchon da mit dem Boot. Ute ſtieg ein, Bella ſchüttelte den Kopf.

„Unvernünftig iſt es," ſagte Claude nur leichthin. Aber in ſeinem Innern ſtanden bleich beleuchtet die Marterln der Alois Zirl, Benedikt Huber und der übrigen.

„Ach was, da draußen ſind noch mehr Boote," meinte Ute, und ſie ſtießen ab.

Aber Bella erſchien aufſchreiend am Ufer.

„Ich will doch mit!"

Sie holten ſie. Paniers geſchwollenes Geſicht ſah mit verzerrtem Munde, der heftig zitterte, hinter dem Buſch hervor. Die Hand mit dem Gichtknoten drohte —, aber plötzlich, wie im Schrecken, griff ſie in die Zweige hinein . . . Bella ſeufzte, als das Waſſer unter dem Kahn plätſcherte.

„Ich hab' Angſt."

„Wovor?" fragte Ute.

„Vor dem Gewitter auch."

„Aber vor Panier noch mehr?"

„Wenn es noch lange dauert — ich kann mir nicht mehr helfen."

„O, wir helfen uns immer noch, wenn wir wollen."

Dabei ſah Ute ſehr hochmütig aus.

„Dann haſt du wohl nicht gewollt?" fragte Bella leiſe, von unten. Ute hielt kalt den Blick aus, ſie atmete den Wind ein, der den Sturm verhieß. Sie war ſtolz darauf, daß trotz allem nie in ihr eine der niedrigen

Reizungen entstanden war, von denen das süße Fleisch da vor ihr ganz durchzittert ward.

Claude sah die beiden sich befeinden, aber es ging draußen vor sich, außerhalb der Krise kopfloser Angst, in die die kreisende Luft ihn einengte und die Wellchen, die knisternd einander entgegenstrichen. Der Himmel war schwergrau. Bella bat, man möchte umkehren.

„Es hat noch Zeit," erklärte Claude. „Wir können ganz gut um die Ecke beim Klösterl fahren.

„Laß den Sturm doch kommen," sagte Ute. „Ertrinken geht nicht so rasch. Dahinten sind noch Fischer. Und überhaupt, vor Schlaffheit arbeitet man nicht mehr, ich brauche eine Aufregung."

„Ich nicht, weiß Gott nicht," jammerte Bella.

Vom spitzen Ziegeldach des kleinen Klosters troff ein blutiger Widerschein in das finstere Wasser. Wie das Boot darüber wegschwankte, unterlagen Claudes Arme einem nervösen Zucken: ihre Ruderschläge führten über die Grenze des Todes, meinte er.

Dahinter blies der Wind eintönig und stark und trieb sie vor sich her. Claude gebrauchte die Ruder nur noch, um das Boot im Gleichgewicht zu erhalten; die Wellen wuchsen in kurzen Augenblicken zu rollenden Bergen. Er warf einen trostlosen Blick in die Runde. Wo waren nun die Fischer. Bella stellte gerade schmerzlich fest:

„Wir sind ganz allein hier draußen."

Ihn schauerte es bis in die Knochen. Sein Magen zog sich zusammen, in seinem Nacken entstand ein leises,

krampfhaftes Beben. Da faßte eine Welle den Kahn von der Seite und legte ihn um. Claude stürzte sich ans andere Ende der Bank. Es war noch gut gegangen. Die Ruder waren aus dem Wasser geschleudert, das Fahrzeug tanzte. Bellas Aufkreischen ging unter im Lärmen des ersten Gewitterschlages.

Die beiden Mädchen, Claude gegenüber, betrachteten ihn mit bleichen Blicken. In diesem Augenblick gewahrte er zwischen Kloster Allerheiligen und Dorf Walchensee gerade in der Mitte die Botenfrau. Auch sie war in den Sturm geraten, auch ihr Nachen senkte sich tief nach rechts. Sie sah, nach jedem Ruderschlag steif aufgerichtet, streng vor sich hin, das fahle Licht streifte kreidig ihr Hemd über dem schwarzen Mieder, und jeder Zug ihrer braunen Arme war fest und ernst. Mit jedem erarbeitete sie ihr Leben — das Leben, das sie wagte um einiger zu befördernder Briefe willen, oder wegen eines Sackes mit Brot.

„Ich denke, wir kehren um," sagte Claude vollkommen ruhig und wendete. In einem Nu war er verwandelt und wunderte sich kaum. Keine geheime Kopflosigkeit mehr, kein Hinhorchen steuerloser Nerven nach Stürmen, die nur sie selbst anfechten. Jetzt war die Gefahr da, die wirkliche Gefahr, außerhalb seines Blutes, in Wasser und Luft. Mit dem stillen harten Gesicht einer Bäuerin zog sie über den tobenden See.

Und sie war ein Glück, ein unverhofftes, strenges Glück, diese Gefahr, die über das einsame Ich hereinbrach, seine eingeschlossenen Ängste schweigen hieß und sich mit ihm messen wollte. Claude war auf einmal

ganz gestählt von der Aufgabe, die sie ihm stellte; denn er rettete Ute.

Er wählte das Ziel: den kiesigen Strand beim Kloster. Er war auch darauf vorbereitet, es zu verfehlen. Wenn sie umschlugen, nahm er Ute in den Arm, schleppte sie, soweit sein Atem reichte ... Aber das würde nicht geschehen; die leidvolle Sehnsucht, mit ihr zu sterben, sie entstieg seiner Brust, eine Sekunde, dann hatte er sie hinuntergeschluckt. Dort lag das Ziel...

„Hilfe, Hilfe," flehte Bella in das leere Wetter hinaus. Es blitzte.

„Hast du nun genug Aufregung?"

Ute antwortete nicht. Die Lider gesenkt, die Brauen gefaltet, sah sie an der Bootswand entlang, die aus jeder Welle schräge aufstieg. Ihr rotes Haar war voll schwärzlicher Schlacken unter dem Sturmhimmel.

Dort lag das Ziel. Claude ruderte stumm, ohne Hast, mit Armen, die an kein Erlahmen glaubten. Es war nicht möglich, daß dieser See, ein Loch voll Wasser, stärker sein sollte als diese Arme, die für Ute kämpften, wie hundert Ruderſklaven für ihre Königin, für ihre aus der Tiefe der Galeere heraus geliebte Königin. Dort lag das Ziel ..."

„Himmel!" schrie Bella.

Das Boot hatte sich nochmals umgelegt. Ute, an die Bank geklammert, warf sich in den Schultern zurück, öffnete den Mund. Sie entsandte stumm einen wütenden Blick über all dies sinnlose Wasser, das ihr drohte.

Bella bat, mit irrer Stimme:

„Claude, retten Sie uns!“

Er unterbrach seinen nach den Ruderzügen geregelten Atem.

„Beruhigen Sie sich, es ist keine Gefahr.“

„Wirklich nicht? Ganz gewiß nicht?“

Die Worte hatten ihn Anstrengung gekostet, er bezwang sein Keuchen. Dort lag das Ziel.

Bella verlegte sich auf Schmeicheln.

„Er rettet uns, Ute. Wie er tapfer ist. Was er für Kräfte hat. O, wir können ihm ja nie genug dankbar sein.“

Sie kreischte wieder.

„Du, Ute, hast allein die Schuld.“

Claude wußte: Hier sah man bei ruhigem See den Bergabhang im Wasser. Sie waren gerettet. Aber er konnte nicht mehr sprechen. Zwei Minuten später warf er das Boot auf den Strand.

„O Gott, ich hab' mir weh getan,“ schrie Bella nach dem Anprall.

Claude blieb erschöpft sitzen. Bella sah sich über die Schulter nach dem See um, weinerlich und haßerfüllt. Schließlich nickte sie ihm zu, voll Genugtuung:

„Jetzt kann er uns nichts mehr tun.“

„Das sind ja ungeheure Wellen,“ sagte plötzlich Ute. „Für so schlimm hab' ich's gar nicht gehalten. Es ist ja geradezu wunderbar, daß wir nicht — Ah, das hätte gefehlt, daß ich, daß ich —“

Sie machte eine Bewegung, bleich vor Wut. Plötz-

lich ging sie davon, ganz rasch. Bella rief betreten hinterher, Ute hörte nicht auf sie.

Der Regen brach los; Claude flüchtete sich mit Bella in den Wald. Er wußte, warum Ute zornig davongelaufen war. Weil sie fast mit ihm gestorben wäre — sie, die dem Ruhm, der Arbeit, dem starken, berauschten Leben Bestimmte, mit ihm, einem Ungeliebten und einem Schwachen. Die Kluft, die seine Zärtlichkeiten zuweilen mit Blütenzweigen verdeckten, die Kluft zwischen ihnen war wieder einmal aufgerissen.

Bella schielte noch immer zwischen den Stämmen nach dem gebäumten Wasser.

„Sagen Sie bitte, Claude, war die Gefahr sehr groß?"

„Nicht besonders."

„Aber wir hätten doch ertrinken können?"

Er zuckte die Achseln, besah seine Hand.

„O Gott, die ist ja ganz offen! Claude, geben Sie her!"

„Was wollen Sie dabei tun," murmelte er.

Sie betrachtete die blutigen Stellen, betupfte sie mit ihrem Taschentuch.

„Sie haben uns gerettet, lieber Herr Claude, das kann ich Ihnen ja niemals danken. Ich niemals," wiederholte sie, die sanften braunen Augen voller Tränen. Er hielt ihre schmelzende Hand in seiner.

Die war dankbar, die konnte fühlen.

Bella weinte um die erfolglosen Aufregungen mit dem Alten, nach dem sie jagte. Claude und Bella, beide betrauerten sie ihre Enttäuschungen.

Bevor er's selber wußte, fing er mit dem Munde

die Tränen auf, die über ihre Wangen liefen. Sie dehnte ſich, die Augen geſchloſſen, in ſeinen Armen. Es blitzte wieder. Das Gewitter, die tödliche Not, die hinter ihnen lag, und ihre Herzen voll Troſtbedürfnis, alles entlud ſich aus ihren Nerven.

„Sie haben uns gerettet. Sie ſind tapfer ...“

Bellas Stimme verſagte. Er hielt ihre Röcke in der Fauſt, er fiel mit ihr auf die braune Böſchung. Sie ließ es geſchehen, haſtig atmend. Da ſtieß ſie einen Schmerzensſchrei aus.

Als ſie zu ſich kamen, betrachteten ſie einander, ohne aufzuſtehen, mit einer Verwunderung, die immer zunahm. Auf Bellas Geſicht hatte es geregnet, Tränen und Regentropfen vermiſchten ſich darin. Claude trocknete es.

„Komm, ſteh auf.“

Sie ſtrich ihr Kleid hinunter.

„Du haſt mich blutig gemacht.“ Und erſchrocken über das, was ſie geſagt hatte: „Mit den Händen meine ich, o Gott, mit den Händen.“

Er ſah ſie unzufrieden an. Voll klebriger Erde war ſie hinten, beſpickt mit Fichtennadeln. Wie der Regen ſchon heftig hereindrang. Claude ſäuberte ſie oberflächlich.

„Was haben wir nun gemacht,“ bemerkte Bella, ganz kleinlaut.

Sie gingen weiter, jeder den Kopf halb weggewendet, und gerieten allmählich ins Laufen, vor Eile, einander loszuwerden. Plötzlich blieben ſie ſtehen, jeder hatte ſich gefragt: Wohin? „Wenn Panier mich jetzt ſieht,“ dachte Bella, „iſt's aus.“ Claude dachte: „Wenn

ich Ute jetzt begegne, ich muß doch aufschreien vor Scham. Nach diesen Wochen mit ihr, nach dem Kampf eben, der ihr galt!"

„Ich will Ihnen nur die Hand verbinden, Claude," murmelte Bella.

Sie wickelte ihr Tuch herum, dann gingen sie weiter, ganz ohne Eile. Der Weg war weit, sie tauschten nur ein paar Bemerkungen über den Regen. Als sie die Wiese unter Claudes Haus betraten, verriet Bella ihre Furcht.

„Ob wohl der Herr Panier zu Hause ist? ... Wo soll er sonst sein," setzte sie selbst hinzu.

Claude hatte an Panier noch gar nicht gedacht. Er öffnete den Mund vor Staunen. Wenn der nun die Bella heiratete? Ah! Ah! Dann war er, Claude, dem Gatten zuvorgekommen. Einem Gatten wie Panier, diesem Ungeheuer von Wohlgeratenheit, das ihm, Claude, noch jede weggenommen, erhitzt und beschmutzt hatte — jede, und Ute ... Nun hatte er sich also gerächt. Falls Bellas Reinheit Utes aufwog, und Paniers Gier Claudes Sehnsucht ... Claude beugte ein wenig den Rücken unterm Regen, sah vor sich hin, die Hände in den Taschen, verschlossen, müde. Nicht einmal die Glorie des Geopferten blieb ihm.

Drunten der Saal war leer. Sie schlichen hintereinander die Wendeltreppe hinauf, öffneten jeder stumm die Tür eines Schlafzimmers. Ute rief durch den Gang.

„Kommt ihr endlich? Nur rasch!"

Sie hörten nicht, zogen die Türen hinter sich zu. Ute riß sofort beide wieder auf.

„Was habt ihr denn. Ihr wißt ja gar nicht, was geſchehn iſt. Panier hat den Schlag gekriegt."

„Was — was denn?"

Die Beiden fuhren aus den Zimmern.

„Ja — nun iſt es ſo weit," erklärte Ute. „Gott ſei Dank."

„Warum Gott ſei Dank."

Und Bella fing an zu weinen.

„Ja ſo," machte Ute mit leichter Reue. Claude fragte:

„Wie iſt es gekommen?"

„Als ich nach Haus kam, lag er da und konnte kein Glied regen. Drunten auf der Wieſe ſollen ſie ihn aufgeſammelt haben ... O, jetzt iſt es ſchon beſſer. Übrigens hab' ich gleich nach Matthacker geſchickt ... Wenn er den Zug noch erwiſcht, iſt er ja abends da ... Aber ſagt 'mal, was habt ihr eigentlich, was ſteht ihr ſo da?"

Sie betrachtete ſie abwechſelnd.

„Ihr hättet ſchon längſt zurück ſein können, wißt ihr ... Und wie ihr ausſchaut."

„Es iſt vom Regen," murmelte Bella. „Wir ſind ausgeglitten."

Claude ſah, wie Ute zögerte zu verſtehen. Er bejahte mit dem Blick. Sie wandte ſich, ſchloß ein Fenſter. „Ach ſo." Dann bewegte ſie haſtig den erhobenen Kopf, ſah über die beiden weg ... Was ging das ſie an.

„Wollt ihr euch den Alten anſchaun?"

„Wozu," meinte Claude.

„Wozu? Na, ich gestehe — im ersten Moment, als ich mich über ihn beugte, und er konnte Kopf und Augen nicht mehr bewegen, die hingen immer nach rechts: da dachte ich an eine Eisenbahnfahrt, die ich 'mal mit ihm gemacht habe. Claude, dir hab' ich davon erzählt."

Sie nickte, atmete auf.

„Und mir hat's heute wohlgetan!"

Er bewegte die Schultern, hoffnungslos. Ute sah ihm in die Augen. Plötzlich, als erführe sie nun die Bitterkeit dessen, was er erlebte, hielt sie ihm ihre Hand hin. Er stürzte sich mit den Lippen darauf, wie nach einem Zug frischer Luft.

„Nicht tun," sagte sie.

Er sammelte sich. Sie riefen nach Bella; sie hatte sich ins Zimmer gedrückt und reinigte sich. Sie jammerte über ihren nassen Rock und die seidene Bluse, die hin sei.

„Ich leih' dir eine," sagte Ute.

Zwischen den Zähnen, das Gesicht beim Bürsten unter dem Arm versteckt, sagte Bella:

„Aus ist's für den mit 'm Heiraten."

Ute lachte auf.

„Ach ja. Das hab' ich noch vergessen. Jetzt will er mich heiraten ... Ja, schaut nur. Das war das erste, als er wieder lallen konnte."

Bella sprang auf.

„Du hast —?"

„Ob ihm sein Unglücksfall sonst noch geschadet habe, hab' ich gefragt."

Und Bella, blaß und eifrig:

„Ich will zu ihm ... Wann kommt denn der Arzt, mein Gott, wann. Und Matthacker, den will er doch nicht!“

„Jawohl, den will er. Frag' ihn ſelbſt.“

Sie öffnete ihr die Tür. Claude und Ute blieben davor, ſie hörten drinnen:

„Ach Gott, Herr Panier, Sie ſind hingefallen? Da muß wohl Doktor Heumüller kommen?“

„Nich in die Hand,“ ſagte murmelnd eine unkenntliche Stimme.

„Doktor Heumüller iſt doch ſo gut, er ſagt, Sie können hundert Jahre alt werden.

„Zehn Schritt vom Leibe. Matthacker ſoll kommen.“

„Ach Gott, Matthacker behauptet ja, daß Sie immer ſchlimmer werden. Der freut ſich bloß, das geht doch nicht.“

„Matth— ſoll ...“

„In Ihrem ganzen Leben haben Sie ihn nicht konſultieren wollen.“

„Ma—“

Der Greis ächzte nur noch vor ohnmächtiger Gereiztheit. Bella beruhigte ihn, ſanft ſummend, wie an einer Wiege.

Claude ſchloß die Tür; er entſchied ſich.

„Wenn Panier die Bella nicht mehr heiratet, muß ich es tun.“

„Du mußt — Und das ſagſt du ſo ruhig?“

„Nach dem, was geſchehen iſt, kann ich nicht einfach meiner Wege gehn. Ich nicht.“

„Da haſt du was Nettes angeſtellt!“

Ute ging, die Arme gekreuzt, an das Fenſter des Korridors. Ohne ſich umzuwenden, fragte ſie:

„Wie iſt denn das gekommen, zum Teufel.“

„Weiß ich's,“ ſagte er hinter ihr. „Bei dem gefährlichen Spiel mit dem Alten hat die Bella ſich, wie ſoll ich ſagen, zu ſehr ins Zeug gelegt. Es mußte einmal mit ihr umwerfen. Bei ihm nicht, da ſah ſie ſich vor. Aber bei mir — weniger.“

„Und du mußt immer zugreifen, auf jeden Fall.“

Wie ſie das verächtlich ſagte. Claude antwortete leiſe, mit einem Vorwurf in der Stimme, den er kaum gewollt hatte:

„Wir waren beide etwas — traurig.“

Ute hob die Schultern. Aber plötzlich, ſich umwendend:

„Ich weiß ja, Claude — o, es iſt immer dasſelbe, weil ich undankbar bin. Ich bin wieder einmal undankbar geweſen, du haſt mir ja das Leben gerettet. Denke nicht, ich täuſchte mich darüber. Ich bin ſchuld, daß du dir all die andern nehmen mußt. Seit wir vorigen Herbſt — du erinnerſt dich.“

Er nickte.

„Alſo wir haben damals ſolch ein Leid zuſammen durchgemacht, ſeitdem ſollten wir uns wohl verſtehn. Seitdem biſt du mir lieb — o nicht ſo, wie du möchteſt. Aber hoch ſtehſt du mir, jedenfalls zu hoch, als daß du mit einer Beliebigen hereinfallen darfſt.“

„Die Bella iſt keine Beliebige mehr.“

„Ich verſichere dich, ich als ihre Freundin kenne

ſie doch. Du könnteſt grad' ſo gut die Theodora heiraten, oder die Pfarrerstochter."

„Die war nicht neu, als ich ſie kriegte."

„Wenn die Bella noch — neu war, wie du ſagſt: du verſtehſt doch, daß das nur eine höhere Spekulation iſt, nichts weiter."

„Ich habe das nicht zu beurteilen. Was ich getan habe, verpflichtet mich."

„Zu gar nichts!"

„Doch."

„Unſinn! Nein!"

Er ſah ihr in die Augen.

„Sag' einmal, wenn du in meiner Lage wärſt, — du kannſt dich zwar nicht hineinverſetzen —"

„Sehr gut kann ich. Und nie im Leben würd' ich, was auch vorgefallen wäre, eine Bella heiraten. Das darfſt du glauben."

Er glaubte es, er ſah es ihr an.

„Und die Mannesehre? Das ungeſchriebene Geſetz in ſolchem Fall?"

„In welchem Fall. Weil etwas geſchehn iſt, was vielleicht am Wetter liegt? Kann uns nicht verpflichten, unſere Freiheit und unſere Zukunft abzudanken. Hat mit unſerer wahren, inneren Schönheit —"

Und Ute berührte ihre Bruſt.

„— gar nichts zu tun."

„Wie du ſtark biſt," murmelte Claude.

„Pah — es iſt ſo leicht, ſtark zu ſein."

„Ihr Vater!" dachte Claude. Dem ward auch alles ſo leicht.

„Und darum empört mich das, was du vorhaſt — empört mich! Jemand, den ich als ſo nobel kennen gelernt hab', ſich verheiraten mit einer gewöhnlichen Mannsjägerin, und einer, die dich betrügen wird! Paß auf!"

„Woher weißt du das?"

„Woher ich das — Du haſt recht, ich ſage zu viel. Vielleicht bin ich eiferſüchtig."

„Ute!"

„Sicher bin ich eiferſüchtig; aber — wieder nicht ſo, wie du meinſt. Wir haben uns vielerlei anvertraut, wir haben nahe beiſammen gelebt — dieſe Wochen wieder. Ich kann bald meine Exiſtenz ohne deine nicht mehr denken . . ."

Claude hielt den Atem an.

„Wir ſind — Bruder und Schweſter, wenn du willſt. Du biſt ſo ziemlich der einzige Menſch, den ich achte. Meinſt du, das ſei nichts? Ich brauche dich, ich will nicht, daß du dich verheirateſt, nicht einmal mit einer Beſſern als dieſe iſt. Ich brauche dich."

Er ſtreckte die Arme aus, das Herz ſchlug ihm bis in den Hals.

„Ute!"

Sie wehrte kurz ab.

„Aber du bekommſt von mir nichts dafür. Ja, ſo iſt unſer Pakt. Du liebſt mich, ſorgſt dich um mich, machſt mir das Leben angenehm, ſoweit ein Menſch das dem andern kann, ermutigſt mich, wenn ich's nötig habe, hörſt mir zu, wenn ich frohlocke, ſiehſt mich leiden und leideſt mit. Das alles nehm' ich von dir und gebe dir nichts. Siehſt du, ſo bin ich."

22*

Sie ſtanden ſich gegenüber, am geöffneten Fenſter, in der erfriſchten Luft. Die großen Bäume draußen filterten ein grünliches Licht auf ihre Geſichter. Bleich und erregt betrachtete einer den andern.

„Jemand," ſagte Ute, „der neben mir lebt, auf meiner Höhe, der iſt mir zu ſchade für — ach für jede andere. Es ginge gegen meinen Stolz. Ich brauche keinen Mann, niemals; ich muß frei ſein. Dich aber — o, warte, willſt du noch die Bella heiraten?"

Er biß ſich die Lippe, antwortete nicht.

„Dann heirate lieber ich dich. Jawohl! Falls der Panier ſie nicht nimmt oder draufgeht, und du dich verpflichtet fühlſt — Nein, lieber heirate ich dich ſelbſt ... Oder ziehſt du die Bella vor?"

Er lehnte ſich, faſſungslos, gegen die Fenſterbrüſtung. Plötzlich, die gefalteten Hände bis zur Bruſt erhoben:

„Das iſt ja —"

„Das ändert gar nichts, mußt du wiſſen. Es bleibt zwiſchen uns wie's war. Ich brauche keinen Mann. Nur eine Förmlichkeit — aber wir ſind dann doch fürs Leben beieinander, und vor ſolchen Dummheiten, wie du eben eine vorhatteſt, biſt du künftig bewahrt ... Sage, willſt du?"

Er ſtotterte. Sie meinte:

„Du willſt gewiß ſagen: Ihr Antrag ehrt mich, aber —"

„Wenn Panier geſund würde! Wenn er ſie nähme!" flüſterte Claude. „Die Hälfte meines Lebens gäbe ich dafür."

Und lauter, in Angſt:

„Nein! Nicht die Hälfte meines Lebens, dann bliebe ſicher nichts übrig. Aber — aber, nimmt er ſie?“

„Wenn er ſie nimmt,“ erklärte Ute, „iſt unſere Vernunftheirat nicht mehr nötig.“

„Nicht mehr —?“

„Nein, nur wenn er ſie nicht nimmt. Damit du über die Verſuchung hinwegkommſt.“

„Das geht nicht. Ich werde es nicht können.“

„Claude, du machſt mich böſe.“

Er ſchüttelte langſam den Kopf, in die Befehle ergeben, die er in ſich trug.

„Ich bin nicht wie du, bin nicht das, was ich liebe und was ich ſein möchte. Du machſt dir ſelbſt Geſetze, du biſt dazu ſtark genug. Ich unterſtehe den ererbten, landläufigen, von mir ſelbſt widerlegten und verachteten. Ein Vorfall wie der heutige, zwiſchen Bella und mir, hängt vom Wetter ab und von vielem, was nicht unſer Wille iſt. Was einer heute getan hat, kann den Menſchen, der er morgen ſein wird, zu keiner Handlung verpflichten. Die Ehrbegriffe, die ſolchen Handlungen zugrunde liegen, ſind plump. Die Ehre eines Mädchens iſt etwas Ungreifbares, von einem phyſiologiſchen Vorgang nicht Abhängiges; und Bellas Ehre iſt durch die Jagd auf den Alten mehr in Frage geſtellt als durch unſer Erlebnis von heute. Handlungen ändern nichts am Sinn der Dinge, verſchieben kein inneres Geſchick. Jede Handlung iſt verächtlich; ich glaube allmählich, nicht einmal die, die darin beſteht, über alles die Achſeln zu zucken, iſt vollkommen anſtändig.“

„Und mit den Grundsätzen —“ sagte Ute.

„— Geh' ich hin und heirate die Bella, weil ich sie verführt habe.“

„Aber das ist ja —“

Ute durchsuchte mit ihren klaren Augen rücksichtslos seine trüberen. Dann, mit der Gewißheit, es sei nichts zu machen:

„Ja, du bist schwach ... Aber den Mut zu deiner Schwäche hast du auch.“

Er lächelte bitter.

„Nähme er sie nur, dann hätte ich's nicht nötig.“

„O, dann ist alles unnötig, wie gesagt, — auch unsere Vernunftheirat,“ wiederholte Ute, schon halb abgewendet.

Das Wort blieb ihm im Ohr, wie er allein stand. Eine Vernunftheirat, mit ihr, um die es in seinem Blut nach Liebe jagte. „So viel Sehnsucht, so viel. Nun soll sie mit einer Förmlichkeit abgefunden werden.“

„Ja, aber ich bleibe bei ihr, reise mit ihr, wohne vielleicht unter einem Dach mit ihr. Ich werde hinter der Kulisse stehn und ihr, wenn sie von draußen kommt, den Mantel umlegen. Ich werde ihr die Kränze bringen, die man ihr widmet. Zuweilen höre ich hinten im Saal ihr zu; und sie weiß dann, daß unter tausend Masken der eine Mensch ist, dem ihr Spiel ernster ist als sein Leben! Wie sollte sie daran nicht denken, wenn sie auf der Bühne steht. Sie braucht mich; sie hat mir's gesagt ... Werden wir nicht immer näher beisammen sein, je lauter ihr Ruhm

bläſt? Wird ſie nicht im Fröſteln der Welt, die ihr Ruhm ihr immer weiter und leerer aufſchließt, ſich immer öfter zu dem flüchten, der vom Gedanken an ſie warm iſt? Sie wird mich — o, wenn ſie in dieſer Ehe, die jetzt nur eine Förmlichkeit ſein ſoll, mich endlich zu lieben vermöchte! Zum ſtarken Gefühl erwachſen, alle beide!“

Es brach ihm heiß aus der Haut. Er rang die Hände, hielt das Geſicht aus dem Fenſter, dem Regen hin.

„Ich tu's, ich werfe alles über den Haufen! Was geht mich die andere an. Jeder hat ſein Schickſal, nicht wahr, und ich hab' ihres nicht geſchaffen, was heute auch geſchehen iſt — ich nicht.“

Er ſchrie ſich zu:

„Ich will nicht!“

Er ſtürzte in ſein Zimmer, zog den Regenmantel an, lief die Treppe hinab und ins Freie.

„Herrgott, dieſe Schwäche muß doch zu beſiegen ſein. Ein lächerliches Bedenken kann doch nicht recht behalten gegen das Glück, das ruft! Das Glück fürs Leben! Denke an die Tage, die hinter dir liegen, als es warm war, auf der Wieſe, und Ute erzählte ihren Traum. Es werden viele, endlos viele ſolcher Tage kommen, ich brauche es nur zu wollen. Jeder Sonnentag ſoll ausgekoſtet werden, ſorgſam, bis zur Neige, wie ein Glas hellen Weins ... Es kommen auch Sturmtage, wir werden wieder zuſammen weinen. Welch Glück, unter ihren Augen zu leiden! Alles gehört uns gemeinſam, Triumph und Geſchlagenſein; die Dämmerung, die der Staub einer Großſtadt verdüſtert, und

der Tag, dessen letzter Schritt braungolden die welken Blätter in einer Fontäne streift."

Er blieb stehen, mitten im Lauf.

„Ich kann es nicht. Die Bedenken behalten recht. Sie sind zu alt, so viel älter als ich. Und durch seelische Verfeinerung, durch unzulängliche Nerven heißt das, werden sie nicht gerade erstickt . . . Wer das gedacht hätte in Spießls Bude, noch vor anderthalb Jahren. Wir waren über alles hinaus, perfekte Nihilisten. Und jetzt erschießt er sich, wenn er nicht Versicherungsbeamter werden und das Fräulein Ringsum heiraten darf. Und ich mache eine Verführung wieder gut, mittelst Ehe. Das sieht sympathischer aus, ist aber dieselbe Unzulänglichkeit."

„Ich werde Ute sagen müssen, daß es nicht geht."

Er horchte noch einmal verzweifelt in sich hinein.

„Nein. Es geht nicht. Ich kann die andere weder sitzen lassen, noch ihr einen Mann kaufen, dem sie dann, wegen ihres sogenannten Fleckens, auf Gnade und Ungnade unterworfen wäre. Ich kann nicht. Ich werde Ute, auf die zu hoffen mich mein Leben gekostet hat, sagen müssen, daß es nicht geht. Welch Witz!"

Er schüttelte sich vor Lachen, ganz allein, hinten auf der Wiese. Es war dunkel geworden.

Wie er zurückkehrte, kam die andere Seite der Wiese ein Wagen herauf. Matthacker stieg vorm Hause aus.

„Nun? Es scheint, man stirbt hier?"

„Ich hoffe nicht. Ich wünschte, er heiratete erst noch."

„Das wäre nur gerecht."

Im Saal eilte Bella ihnen entgegen.

„Nun?“ fragte Matthacker wieder, „haben Sie ihn umgebracht?“

„Aber Herr Doktor!“

Und Bella troff auf einmal von Tränen.

„Mein liebes Fräulein, Sie können ſich kaum darüber täuſchen, daß der Verkehr mit Ihnen dem alten Herrn geſchadet hat. Und darum fordere ich Sie auf: nur nicht auslaſſen.“

Er ſtand groß und ſchwer da und betrachtete, hilflos über ſeine Wangen weg das hübſche, feuchte Geſchöpf.

„Ich ſag's Ihnen ganz gewiß, Herr Doktor, daß ich mit ihm gar nichts angefangen habe. Aber er, er wollte immer — Er bekam immer einen roten Kopf, das iſt ja wahr, ward auch ſo ſchrecklich wütend. Und Schwindel hat er auch ſchon gehabt, heut früh in der Bahn. Aber er hat mir ja verboten, daß ich's ſagen ſollte.“

„Sehen Sie, er hat ſelbſt eingeſehn, daß er erſt noch ſchlimmer werden mußte.“

„Wozu, Herr Doktor?“

„Hat er Sie noch nicht um Ihre Hand gebeten?“

„Aber — wie ſollte er dazu kommen?“

„Dann müſſen wir was dabei tun. Immer die Natur unterſtützen.“

„O Gott, Herr Doktor! Sie wollen ihn doch nicht noch ſchlimmer machen? Das dürfen Sie ja nicht!“

„Was meinen Sie eigentlich?“ fragte Matthacker, in ſeiner Ehre gekränkt.

„Die Eisblaſe auf die falſche Seite des Kopfes legen, wo keine Blutung geweſen iſt — ſo daß ſie nichts nützt; oder einen nicht mehr gebotenen Aderlaß

vornehmen: wem könnte das nicht passieren ... Schau'n wir uns den Patienten an. Der alte Mensch —"

Matthacker erstieg die Treppe.

„— hat lange genug gegen die Natur gelebt. Die Natur unterstützen! Die Natur — ich hab' Ihnen das schon auseinandergesetzt — ist die Frau, sind in diesem Falle Sie, mein Fräulein."

Claude holte ihn oben ein.

„Herr Doktor —" er flüsterte hastig. „— ja, sorgen Sie dafür, daß er sie heiratet. Auch mir liegt daran."

Matthacker sah ihn sich an.

„Na, wenn Ihnen daran liegt —"

Panier saß im Bett, den Kopf steif vorgeschoben, die Hände gekrampft in der Höhe des Magens. Es roch schlecht im Zimmer.

„Erbrochen haben wir uns?" fragte Matthacker. „Ist recht; nur alles heraus. Der Kopf ist schon abgeschwollen. Der Puls noch etwas gespannt und zu langsam. Die Temperatur — hm, hm. Wir müssen halt hoffen."

Panier blies beim Ausatmen die Backen auf, er fragte angstvoll:

„Ist es schlimm, Doktor?"

„Es wird nur 'ne kleine Mahnung gewesen sein."

„Nöh, so leicht lassen wir uns nicht unterkriegen. Da ist unser Leben viel zu wertvoll für."

„Hm. Ich kenne nur ein wahrhaft wertvolles Leben," bemerkte Matthacker.

Claude trat ein, er schloß vor Bella die Tür.

„Welches eigentlich, Doktor?“

„Sie kennen ihn nicht, er heißt Toni und iſt aus Partenkirchen ... Aber um zu unſerem Patienten zurückzukehren — Ihre Jugend, Herr Panier, haben Sie nun bald ausgetobt. Im Intereſſe einer geregelten — Verdauung rat' ich Ihnen, heiraten Sie.“

„Daran haben wir auch ſchon gedacht, Doktor.“

„Na alſo. Soll ſie gleich reinkommen?“

„Will ſie denn?“

„Die Bella?“

„Sie liebt Sie ſehr, Herr Panier,“ erklärte Claude.

„Die Bella, die is uns ganz ſchnuppe,“ ſagte der Greis. „Die können wir nicht brauchen. Nöh, könnt uns paſſen, wir brauchen eine, die wir ſchon probiert haben.“

„Welche denn? fragte Matthacker begierig. Claude fiel ein.

„Herr Panier, ich hab' Ihnen was zu ſagen. Sie ſind der ältere Bewerber, und die Bella liebt Sie. Ich laß Ihnen die Vorhand. Sonſt aber nehm' ich ſie.“

„Du, Jung'? Du?“

„Ja, ſie gefällt mir. Und ich brauche ja auch Hygiene. Und dann bekomm' ich den Schwiegervater dazu, der ſo ſehr viel von Geſchäften verſteht. Dem könnte ich, nun da ich mündig bin, die meinigen anvertrauen.“

„Und mir ſie wegnehmen?“

„Ich denke, er wird meinen Vorteil ganz gut wahren.“

„Er ſoll dich woll reinlegen, da verlaß dich man auf.“

Aber die Beſorgnis des Alten war nicht zu verkennen. Claude zog ſich zurück, ſolange die Wirkung ſeiner Drohung noch dauerte, und ſchickte Bella hinein.

Eine Viertelſtunde lang wartete er im dunkeln Korridor, am offenen Fenſter, beim Geräuſch des Regens, fieberhaft und bitter.

Dann ging die Tür raſch auf, Matthacker ſtand im Licht.

„Was? Sie ſind noch da? Kommen Sie, wünſchen Sie Glück.“

Das Brautpaar lehnte aneinander, er im Bett, ſie auf dem Stuhl daneben. Seine Hand mit dem Gichtknoten taſtete auf ihrem runden Arm umher. Es roch im Zimmer noch übler als vorher.

Claude ging gleich wieder hinaus. Er ſtieg hinab. Im Saal ſaß Ute unter der Lampe und las. Claude kam leiſe herbei, ſetzte ſich, ohne zu ſprechen, rücklings auf den bäuriſchen Holzſtuhl, in deſſen Lehne ein Herz ausgeſchnitten war. Er ſaß jeden Abend ſo darauf. Es war wieder Abend. Wieder ging ein Tag zu Ende, der weiſe auszukoſten war, weil er ſie enthielt, Ute; weil er voll war von ihren Worten und ihren Gebärden, von ihrem Lachen, ihrem gerollten R, ihren an das Haar erhobenen Händen, ihrem Schritt — voll von dem Leiden, das ſie zufügte.

„Alſo?“ fragte Ute und ſah auf.

„Es iſt in Ordnung, ſie ſind verlobt.“

„Da kannſt von Glück ſagen.“

„Ja, zu heiraten brauche ich ſie nicht mehr.“

„Und unſere Vernunftheirat iſt nun auch überflüſſig.“

„Sag mal —“

Er beherrſchte ſeine Atmung nicht mehr.

„— wenn wir trotzdem —“

„Hör' auf, bitte. Da es jetzt gar keinen Zweck mehr hätte ... Zum Spaß geht man doch nicht aufs Standesamt.“

„Haſt recht. Ich war nur noch bei dem, was wir heut wieder zuſammen durchgemacht haben. Es ſcheint wirklich, wir ſollen alles zuſammen durchmachen, alle Pein, alle Ängſte, wovon zwei Liebende geſchüttelt werden können. Und dabei ſind wir doch keine zwei Liebenden.“

„Aber — einer iſt dabei.“

„Du irrſt. Ich liebe dich nicht.“

„Das iſt das Neuſte.“

„Das iſt alt. Du biſt meine Sehnſucht. Ich ſehne mich danach, ſtarke Liebe zu empfinden, die Liebe eines Starken. O, wenn ich ſie hätte: glaube mir, du widerſtändeſt ihr nicht!“

Ute neigte nachdenklich den Kopf.

„Das gibt es ja gar nicht,“ meinte ſie. Er hob die Schultern.

„Für mich nicht. Dafür tu' ich immer ſo. Da ſchau her.“

„Was heißt das?“

„Die Reiſe um dein Herz.“

Und er beſtrich mit dem Finger den Umriß des leeren Herzens in der Stuhllehne.

Sie lachte. Dann, ernſthaft:

„Aber, daß von unſern gemeinſamen Erlebniſſen

nichts übrig bleibt, kannſt du nicht behaupten. Ich hab' dir ſchon geſagt, was du mir geworden biſt. Soll's bei unſerm Pakt bleiben? Ich nehme viel von dir, weißt du, und gebe nichts. Aber ich bin ſo."

„Du gibſt ſchon auch, Ute. Wenn ich an den vorigen Frühling denke. Und dann der Sommer jetzt. Ich weiß nicht, was ſchöner war."

„Es kommen auch noch Herbſt und Winter," ſagte ſie und lächelte. „Es bleibt alſo zwiſchen uns wie's iſt?"

„Du willſt ſagen, ob ich dir gehöre?"

Er ſah ſie an, die Schläfe in der Hand.

„O! ..."

Er dachte dabei: „An dem Tage, wo du mich brauchſt, und an dem, wo du mich wegſchickſt. In den Jahreszeiten, die von dir golden ſind oder grau. Durch alle Jahre gehör' ich dir, bis an das Ziel des Lebens und, wenn es möglich wäre, darüber hinaus."

IX

Das iſt ſie!

„Einen Strauß!“ ſagte Ute. „Einen Strauß Blumen von unſerer Wieſe ſollten wir mitnehmen.“

Claude dankte ihr dafür, daß ſie dieſe Wieſe liebte, auf der ihr Sommer geträumt hatte. Aber wo waren die Blumen, jetzt, da der Sommer fort war, die Blumen, deren farbige Bäche über die Hügel geronnen waren. Claude und Ute bückten ſich nach dem Duft der wilden Orchydeen. Sie hatten ihn noch im Sinn, obwohl er verweht war. Sie ſahen die blauen Hellebarden der wilden Iris noch in der Sonne glänzen, während der Sturm ſie ſchon zerſplittert hatte. Die vielen Augen, mit denen ehemals das Vergißmeinnicht durch das Gitter der Gräſer lugte, ſie waren alle geſchloſſen. Schierling, fein und trocken, zerſtäubte ihnen zwiſchen den Fingern. Die fetten Stiele der Herbſtzeitloſen warf Ute weg. Und am Ende blutete und zerfiel ein wenig wilder Mohn in ihren Händen.

Der See ſtürmte, als ſie unter dem Verdeck ihres Einſpänners an ihm entlang fuhren. „Welche Wut,“ dachte Claude, „weil er uns nicht gekriegt hat. Es war ſo dicht davor.“

Er ſah Ute an; ſie dachte offenbar an anderes.

Sie mußte gleich ins Engagement zurück.

„Diesmal darfſt du mich ſpielen ſehen. Komme, wenn die Saiſon richtig im Gange iſt.“

Er kam im November, am Abend, während es nebelte, und der Maſſenſchritt von Arbeitern, die man nicht ſah, das Pflaſter ſtampfte. Im Hotel ſchüttelte Claude den Kopf. „Sonderbar, wozu iſt dieſe Stadt in der Welt. Wenn nicht zufällig Ute, und zwar gerade jetzt, in dieſer Minute auf einer Bühne ſtände ...

„In dieſer Minute! ...

„Ja, ich bin überzeugt, wenn man durch den Nebel hindurchſehen könnte — es liegt gar nichts dahinter. Die Welt hat ſich hier in den Hintergrund eines Theaterſaales zurückgezogen, auf die Bretter, die Ute tragen ... Aber iſt nicht überall Düren — überall gleichgültige, leere Strecke, außer wo Ute ſteht?“

Er eilte ins Theater, es war ſchon halb zehn, und wartete in ſeiner Loge auf ihr Auftreten, höchſt erſtaunt, weil ſie nicht immerfort auf der Szene war.

Aber das Stück mußte ja gleich zu Ende ſein, und ſie kam nicht. Was ſpielten denn die eigentlich?... Sie ſtand nicht auf dem Theaterzettel! Claude, faſſungslos, ſtürzte hinaus.

„Iſt Fräulein Ende krank?“

„Nein, tritt heute nicht auf.“

Das gab es auch? Stücke, worin ſie nicht ſpielte?

Er fuhr bis vor ihr Haus; es war geſchloſſen. Als er früh um zehn wiederkam, ſchlief ſie.

„Ach," jammerte die Frau, „das Fräulein geht ja nie vor fünf ins Bett. Was die schreit, da ist das Ende von weg. Ich hab' schon aus meinem Schlafzimmer 'raus müssen, weil ich da meine Ruhe nicht hatte."

„Wenn Sie dem Fräulein kündigen wollen —" meinte Claude gekränkt.

„Das auch wieder nicht. Denn sie ist wenigstens solide. Nee, da kann man nichts über sagen. Und was sonst die Damen vom Theater — na, wer an Schauspielerinnen vermietet, der weiß Bescheid . . . Nee, solide ist die . . . Sie, mein Herr, sind gewiß — sind gewiß —"

Ja, was war Claude, mit Beziehung auf Ute. Er suchte vergebens.

„Ich komme also wieder."

Aber da war sie bei der Probe. Er ging hin, ward aber nicht auf die Bühne gelassen. Er bat, sie zu rufen, man weigerte sich. In dreiviertel Stunden sei's aus. Er schritt ein paar Straßen ab, bog wieder um die Ecke. Nun war sie fort.

„Hätten Sie dem Fräulein nicht sagen können, ich holte sie ab!"

Diese überflüssige Stadt hatte nur dadurch Sinn bekommen, daß sie Ute umschloß. Und nun durchlief Claude sie seit gestern abend, sprach mit allen möglichen Leuten, dachte nur an Ute, und sie blieb unsichtbar. So war es immer. Das war ein Bild seines Lebens. Es war drei Uhr, und schon fiel wieder der Nebel. Das Restaurant, wo sie sein sollte, war nicht zu finden. Kein Wagen zeigte sich.

Wie er endlich anlangte:

„Fräulein Ute Ende?“

„Die Dame ist soeben weggegangen. Dort sitzen noch die andern Herrschaften.“

Einige Herren mit blauen Lippen und ein paar unordentliche Mädchen wandten sich nach Claude um. Der Kellner geleitete ihn unter Bücklingen zur Tür.

„Wenn der Herr nur wiederkommen will. Fräulein Ende speist alle Tage hier.“

„Ein Wagen?“ verlangte Claude, in das Geschick ergeben.

Er erreichte abermals ihre Wohnung. Sie stand vom Sofa auf.

„Claude! Ich dachte bestimmt, ich würde dich nach dem Essen hier finden. Ich hab's nur hineingeschlungen und bin fort.“

Sie winkte der Wirtin ab, die von der Schwelle her zuhörte.

„Lassen Sie nur, das ist ja mein — Milchbruder.“

„So was Anständiges,“ erklärte sie, als sie allein waren, „nennt man, glaub' ich, immer Milchbruder.“

„Ich war schon im Theater, während du probtest.“

„Ach ja, für Rosmersholm, morgen.“

Sie saß wieder, sah vor sich hin. Er öffnete den Mund, um zu sagen, er habe schon gestern abend in einer Loge gesessen und vergeblich ihr Auftreten erwartet. Aber er verschwieg es. Wie Ute matt ausschaute.

„Ein bissel magerer, scheint mir, bist du — im Gesicht.“

„O, die Figur auch, siehst du's nicht?"

Er sah es wohl.

„Der neblige Herbst, meine ewigen Halsgeschichten, die greifen ja furchtbar an."

„Du arbeitest zu viel. Ute, ich bitte dich, schone dich mehr."

Sie hob die Schultern. Dann rasch:

„Übrigens werde ich momentan nicht überanstrengt. Heut ist schon der zweite Abend, wo ich nichts zu tun habe. Es trifft sich, daß du gerade kommst."

Sie sah ihn fest an. Nein, er schien sich gar nicht zu wundern.

„'s ist recht. Du hast wohl wieder ein Attest? Da muß der Direktor natürlich —"

„N—ein. Es ist was anderes ... Na —" und sie sprang auf, „du wirst's ja selbst sehn. Gehn wir?"

„Gehn, wohin?"

„Ins Freie, du mußt doch die Stadt anschauen. Zwar gibt's nichts zu sehn."

„Also bleiben wir da."

Aber es stellte sich heraus, daß es ungemütlich war auf dem Kameltaschensofa.

„Ich will nur Toilette machen."

Dann taten sie einen Gang. Wenn sie unter den Lampen vorbeikamen, kehrten die Leute sich um nach ihnen. Sie speisten in Claudes Gasthaus.

„Die uns so anstarren, sind Herren aus der Stadt," erklärte Ute.

„Ach so, weil du sonst für ‚solide' giltst? Deine Wirtin hat mir deinen Ruhm gemeldet."

„Das heißt, ſie meinen ja, ich gehöre dem Panier. Aber da der noch in München iſt —“

„Er heiratet in dieſen Tagen.“

„Weißt du, daß die Söhne hier wütend ſind? Man ſagt, er muß aus dem Geſchäft treten. Sie zahlen ihm nur noch 'ne Rente, oder ſo.“

„O! An mir wird er ſich dann ſchadlos halten.“

Jeder Eintretende drückte ſich an ihrem Tiſch vorbei, grüßte Ute und überflog neugierig Claude.

„Aber weißt du, ich finde die Leute hier gräßlich indiskret.“

„Dann mußt du nicht mit einer Schauſpielerin ausgehn. Übrigens kann ich's brauchen, daß man 'mal wieder über mich klatſcht. Du ſollteſt es machen wie Panier.“

„Wieſo?“

„Und abends mit Gepränge bis in meine Straße ziehn. Dann, zwei Schritt von meinem Hauſe, ſchlängelſt du dich um die Ecke.“

„Danke. Wozu denn?“

„Wie geſagt, ich hab's nötig. Voriges Jahr —“

Sie ſah ihn wieder an, ihr Blick hielt wieder ſein Erſtaunen nieder.

„— da hab ich viel mehr Erfolg gehabt, mußt du wiſſen. Allerdings iſt jetzt eine da, die hält mit ihren Liebesgeſchichten die ganze Stadt in Atem . . . Die Polizei ſogar.“

„So? Wer iſt das?“

„Die muntere Liebhaberin, die erſte neben mir. Das heißt, ich bin die Sentimentale. Nun, du kriegſt

ſie ſchon zu ſehn. Schau dir 'mal den Dicken an, am vierten Tiſch."

„Ja?"

„Der hält ſie aus. Das heißt, er tut das meiſte dazu. Seine Frau hat einen Leutnant."

„Eine feine Familie."

Sie gerieten beide ins Lachen.

„Was willſt du. Reiche Leute, die ſich langweilen. So was gibt's hier viel."

„Keine Kultur."

„An München muß man nicht denken."

Sie unterhielten ſich, das Eſſen war nicht ſchlecht, mit dem Haut Sauterne hatte Claude es gut getroffen. Utes Bläſſe wirkte wundervoll vampyrhaft zwiſchen ihren ſchwarzen Spitzen und dem Gefunkel ihres Haares. Unter der Lampe vertieften ſich ihre Augen ganz ſchwarz ... Trotzdem war es nicht wie früher daheim, wenn ſie bei Tiſch, gut angezogen, einander gegenüber ſaßen, niemand anſahen und es genoſſen, ſich chic zu fühlen. Ute ſchien unruhig, fortwährend beſorgt um ihren Eindruck auf all dieſe Bürger, die ſie reizten, und von denen ſie Wegwerfendes erzählte. Sie lächelte im Profil und von vorn, wand den Arm um die Stuhllehne, verteilte alle Roſen, die das Blumenmädchen zu verkaufen hatte, über den Tiſch... Claude fühlte ſich unbehaglich, als ſei unvermutet der Vorhang aufgegangen, und er habe auf der Bühne die Zeit verpaßt.

„Und wohin geht man jetzt?"

„Wohin — Aber ins Theater natürlich."

„Da du nicht zu spielen hast —“

„Das ist einerlei. Ich gehöre ins Theater . . . Und dann kannst du dich gleich davon überzeugen, was an der anderen dran ist — abgesehen von ihren Abenteuern.“

„Was wird denn dran sein,“ meinte Claude, mit Abneigung.

Sie betraten die Prozeniumsloge und fühlten sofort zwanzig Gläser auf sich gerichtet. Der Saal war hell. Auf der Bühne, in einem Kreis von Männern, sprach eine kleine, blasse Person ganz allein, unaufhörlich, rasch, mit einer harten, hohen Stimme, deren Erregung immerfort zunahm. Schließlich rief sie dem jungen Manne ihr gegenüber zu:

„Wenn ich bedenke, daß es zwischen mir und diesen Geschöpfen etwas Gemeinsames gibt, und daß dies Gemeinsame du bist —!“

Dann ließ sie sich eine Zigarette geben.

„Ist das nicht Francillon?“ fragte Claude.

„Ja, so ein Schmarrn,“ erwiderte Ute. „Hast du ihre Tirade eben gehört? Das sind die Stücke, in denen alles auf rohe Pointe zugeschnitten ist. Eine ganz geringe Sache ist zu so viel aufgeregten und dabei — das ist das Dumme — geistreichen Phrasen angeschwollen, daß sie den Stumpfesten am Ende überwältigt und er Bravo schreien muß . . . Was anderes wäre ja für so eine unkünstlerische Darstellerin auch gar nicht möglich . . .“

Francine war abgegangen. Das Publikum vereinigte seine Aufmerksamkeit ganz auf Ute und ihren

Begleiter. Ute sprach, von ihrer Loge aus, unhörbar, und doch für den ganzen Saal. Aber Francine trat wieder auf, und alles sah hin, von Ute weg. Ute flüsterte noch:

„Die Rebecca, die ich morgen spiele, an die hat sie sich auch schon gewagt. Na, die hat der Alte ihr rasch wieder abgenommen."

Francine sprach von dem Nähren ihrer, noch dazu künftigen Kinder mit einer Verführung in ihrer häßlichen Stimme —: Claude wünschte sie zu verachten. Gleich darauf streckte sie den Arm aus und entschleuderte:

„Und das Blut, das ihr so stolz seid, für das Vaterland zu vergießen, ist nichts anderes als die Milch, die wir euch geben!"

Ute stieß Claude an. Jawohl, er wußte, wie sehr da wieder die Wirkung im Sturm genommen war; aber ein Schauer davon rieselte noch immer in ihm ... In der Blässe dieses kleinen Geschöpfes, das sich dort unten abarbeitete, schmal und zuckend, öffneten sich weit zwei schwarze Augen. Darüber weg strichen dünne Brauen. Das ganz dunkelblonde Haar glitt blank und gewellt um das mattglänzende Oval des Gesichtes. Ihre Nasenflügel blieben immer in Bewegung, das Kirschrot ihrer Lippen, eng, dick und vorgeschoben, schrie schon, bevor noch Worte kamen. Die blassen Kinderhände waren unter grünen und roten Blitzen zart und wild.

„Hast du gesehn," fragte Ute, nun der Akt aus war, „als sie den Unsinn steigen gelassen hat mit

der Milch, wie sie da den Kopf zurückwarf, und was sie für schwarze Nasenlöcher kriegte?"

„Sie ist unsympathisch," bemerkte Claude. „Wie heißt sie denn?"

„Ach, das weißt du noch nicht. Gilda Franchini nennt sie sich. Zu dumm, nicht? Erstens sind italienische Namen nicht mehr modern, einen nordischen muß man haben. Und dann ist sie aus Frankfurt an der Oder."

„Wie die Sarah Bernhardt?"

„Ja. Herz soll sie heißen ... Nun bitt' ich dich, wenn man so eine platte Tirade zu sagen hat, die überdies unappetitlich ist, das bringt man doch kaum über die Lippen, man läßt es unter den Tisch fallen, nicht wahr?"

„Zweifellos. Geschmackvoll hat sie's nicht gemacht."

Ute warf sich in den Schultern herum.

„Es ist nicht auszuhalten — mit ansehen zu müssen, daß die Leute klatschen, und man kann nichts dabei tun. Dieselben Leute, auf deren Beifall auch unsereiner angewiesen ist! Verstehst du? Das ist das Beleidigende. Die Person, dumm wie sie ist, bildet sich natürlich ein, ich sei neidisch. Lieber Gott, worauf denn? Ihre Skandalerfolge, die könnte ich ja auch haben, ich müßt' es halt so einrichten, daß zu dem, was ich am Leibe trag', aus jeder bessern Familie der Vater oder der Sohn was beigetragen hat. Wie dann die Frauen und die Schwestern sich für mich interessieren würden!"

„Allerdings," meinte Claude.

„Ach — als Künſtlerin neben einer ſolchen Rivalin zu ſtehen. Wenigſtens ſehen alle ſie neben mir, mag ich ſelbſt mir auch vorhalten, daß ſie künſtleriſch gar nicht vorhanden iſt ... Ich ſag's dir wie's iſt, davon bin ich abgemagert."

„Ute, du, die ſo hoch ſteht, ſo hoch ..."

Er nahm unter der Logenbrüſtung ihre Hand, er war erſchüttert, von raſchem Haß auf jene andere und von Angſt — er wußte nicht, wovor. „Warum hat ſie auch mir vorhin einen Schauer eingejagt — wodurch? Mir, der ich neben Ute ſitze!"

„Eben grüßt der Sohn herauf," ſagte Ute. „Der Sohn von den Hammekens. Wir ſitzen nämlich in der Loge der Frau. Sie iſt nicht da, weil ſie einem Herrendiner präſidieren muß, das ihr Mann gibt."

„Die Frau, die den Leutnant hat?"

„Ja."

„Und deren Mann die Franchini hat!"

„Und die Franchini hat wieder den Leutnant: ſo ſchließt ſich der Reigen."

„Ganz derſelbe Leutnant?"

„Na ja, zu der Hammeken geht er aus Pflichtgefühl, und wegen der Diners."

„Das muß aber zwiſchen all den Leuten ein hübſcher Familienfriede ſein?"

„Hammekens, Mann und Frau, laſſen ſich in Ruh', ſagt man; die ſind nicht eiferſüchtig. Aber die Franchini und die Hammeken — o!"

„Wegen dem Leutnant?"

„Neulich, in einem blöden Luſtſpiel, wo die

Franchini mit Sofakiſſen herumzuwerfen hatte, hat ſie ein Kiſſen hier herauf und der Hammeken ins Geſicht geworfen. Na und — du ſollteſt die Hammeken kennen."

„Biſt du bekannt?"

„Sehr gut. Du kannſt dir denken, ich, wegen meiner Anſtändigkeit, werde von allen Ehefrauen, die durch die Franchini gekränkt ſind, zu Tees gebeten. Die Franchini aber auch."

„Es ſcheint, Langeweile macht die Sitten freier."

„O — der Franchini geht ſogar der Oberſt auf der Straße mit ausgeſtreckten Händen entgegen. Und dabei weiß er, ſeine Offiziere brauchen ihr nur einen Korb Sekt oder einen ſeidenen Unterrock zu ſtiften und — haben ſie alle."

„So, ſie nimmt die Werbungen in Form von Naturalien entgegen."

Der zweite Akt war im Gange. Francine, ganz durchſchüttelt, beichtete ihre widerwärtigen Erlebniſſe auf dem Opernball, auf der Fährte ihres treuloſen Gatten, unter halbnackten Weibern und Bezechten. Sie hatte ſich gerächt, hatte ſich einen Mann genommen, gleich ihm, der ſeine Dirne hatte.

„Er war mir dasſelbe, was unter andern Verhältniſſen eine Flaſche Gift oder ein Kohlenbecken hätte ſein können. Übrigens iſt niemand dabei ums Leben gekommen. Es gibt nur einen Untreuen mehr und eine anſtändige Frau weniger."

Wie der verzweifelte Abſcheu ihre Stimme brach, ihre Geſten mit Grauen füllte!

„Und bedenke," flüsterte Ute, „daß sie lügt. Sie will ihren Mann nur strafen, sie hat sich dem Unbekannten gar nicht hingegeben. Was kann sie also fühlen bei der ganzen Sache? Es ist wirklich nur frivole Komödie."

Claude mußte auf Francine hören, er versuchte umsonst, von ihr wegzudenken.

„Wenn die Leere, in der ich mich jetzt und für alle Zeiten fühle, mir Schauder einflößen und mich dazu treiben sollte, mir das Leben zu nehmen, ich wüßte wahrhaftig nicht, welche Stelle an meinem Körper ich mir aussuchen könnte, um noch etwas Lebendiges in mir zu ermorden."

„Ein berechneter Wortschwall," erklärte Ute. „Natürlich. Denn sie lügt ja, sie lügt. Ihr Körper ist ja gar nicht berührt worden. Glaubst du ihr etwa ein Wort?"

Claude glaubte. Das zerbrechliche Geschöpf dort unten ward ja gesprengt von Leidenschaft. Sie mochte in der vergangenen Nacht getan haben, was sie wollte. Man glaubte ihr, daß sie sich hingegeben habe, und man hätte ihr einen Mord geglaubt. Sie log nie.

Beim Abgehen stolperte sie.

„Nicht einmal gehen hat sie gelernt," murmelte Ute. Und da Claude schwieg:

„Hältst nun auch du mich für neidisch?"

Er entgegnete ehrlich:

„Nein. Ich verstehe, was dich entrüstet. Die Franchini arbeitet nicht."

Ute nickte heftig.

„Ich bin pedantiſch, wenn du willſt, aber nach meiner Überzeugung kommt in der Kunſt zuerſt die Arbeit. Ich leugne gar nicht, daß die Franchini von Hauſe aus etwas hat, — ich weiß nicht, was es iſt, aber es wirkt, beſonders auf Männer ... nur auf Männer, glaub ich ...“

Claude ſchwieg, unruhig.

„Und dabei — heute haben wir's ja gut getroffen mit ihr; aber immer kann man ſich auf ſolche rein ſinnliche Begabung nicht verlaſſen. Wer von der Kunſt was verſteht, merkt ohnehin gleich, daß hier nicht gearbeitet worden iſt. Na, und zum Arbeiten hat ſie doch überhaupt keine Zeit, da ſie jede Stunde mit Liebesgeſchichten beſetzt hat.“

„In dem Akt kommt ſie wohl nicht mehr?“

„Nein. Und im dritten iſt nur die alberne Aufklärung, dabei iſt ihre Rolle ziemlich unbedeutend, und ſie fällt ab.“

Sie lachte.

„Siehſt du, wenn ich neidiſch wäre, würde ich nun gerade dableiben.“

„Alſo gehen wir,“ meinte Claude.

Und draußen fühlte er ſich entronnen.

Am Abend darauf ſaß er allein in „Rosmersholm“, und Ute ging vor ängſtlichen Zuſchauern durch das ſtille und unheimliche Stück, worin alles ſchon fertig war, als der Vorhang zum erſten Mal aufging. Bis in die letzten Szenen ward vom Vergangenen geredet, und von Anfang an blieb eigentlich nichts übrig, als in den Mühlbach zu gehn. Früher — o, früher,

da war Rebekka, da war Ute ſtark geweſen, unabhängig inmitten dieſer Welt von Schulmeiſtern. Da hatte ſie jeden behext, den ſie behexen wollte, ihn in eine verzweifelte Verliebtheit geſtürzt. Da hatte ſie „begehrt“ und „gehandelt“. Da hatte ſie einen mutigen, freigeborenen Willen gehabt. Nun hatte Rosmersholm ſie gebrochen. Sie hatte den Mut verloren, die Frucht ihres Verbrechens zu genießen. Ihre lange Arbeit war umſonſt und dieſe Frau ein Bild der Erfolgloſigkeit.

In Claude wand ſich eine tiefe Angſt. Er bildete ſich in Eile die nächſte Verwandtſchaft ein zwiſchen ſich ſelbſt und dem elenden Paſtor mit der Leiche auf dem Rücken. Das Zuſammenleben mit ihm, in Zurückgezogenheit, in Einſamkeit, das rückhaltloſe Geben der Gedanken, die Stimmungen, zart und weich — das alles hatte Rebekka unterwühlt, hatte Ute unterwühlt ... Ach, welch Unſinn. Rebekka war ſchwach geworden, ſeit ſie liebte. Und Ute — o, dafür war keine Gefahr. Ute blieb ſtark, Ute war nicht erfolglos.

Aber mit dem Publikum war Claude äußerſt unzufrieden. Es klatſchte bei jedem Aktſchluß, gewiß, und es atmete dabei auf von der Anſtrengung, mit der es all den rückwärts gewandten, feinzügigen Auseinanderſetzungen gefolgt war. Es klatſchte gewiſſermaßen zur Belohnung der eigenen Anſtrengung, und auch, weil es fühlte, daß hier etwas ſehr Schwieriges geleiſtet worden war. Aber an einer beſonders ſcharfſinnigen Stelle, wo Ute es vor geiſtiger Genugtuung hätte ſeufzen machen müſſen, da ruhte dieſes Publikum ſichtlich gerade ſeinen Kopf aus.

Zum Schluß gerieten sie in Bewegung, die Leute, als es sich allen Ernstes darum handelte, in den Mühlbach zu gehn. Und das war doch das wenigste ... Ja, aber es war das einzige, was geschah! Gestern, in dem Stück von Dumas, hatte man sich stürmisch gestritten, einander belogen, betrogen, zu Leidenschaft hingerissen. Und zuletzt hatte die Frau ihren Mann zurückerobert. Die war nicht erfolglos.

Claude ging beklommen hinaus, nach einem letzten Blick über alle Logen hin. Die Franchini war überhaupt nicht erschienen. Er war in der Pause auf der Bühne gewesen und hatte Ute Blumen gebracht. Die Franchini kam nur, wenn sie mußte. Das beruhigte Claude, denn es schnitt ihm angesichts der Möglichkeit, sie plötzlich zu entdecken, noch immer durch die Eingeweide vor Wut und vor Schrecken.

Er erwartete Ute auf der Straße. Als das Publikum sich verlaufen hatte, blieben ein paar junge Leute mit Schülermützen übrig und vier Backfische, einer in den Arm des andern gehängt. Ute erschien, das Taschentuch vor dem Munde. Sie spähten ihr stumm und eifrig unter den Hut. Einer der Gymnasiasten faßte sich das Herz, den Wagen zu öffnen, mit einer Verbeugung vor Claude. Vor ihr wagte er sich nicht zu neigen. Ute nickte den jungen Mädchen zu.

Unterwegs sagte sie:

„Das, siehst du, hat die Franchini nicht! Die ganz jungen Mädchen, ich hab' es von ihnen selbst, verachten sie, sogar wenn sie nicht wissen warum. Na, und die jungen Leute, ihr Taschengeld reicht nicht aus,

ſonſt könnten ſie ſie ja haben ... Aber die da wollen gar nicht."

„Wer begeiſtert iſt — für dich, Ute."

„Wer empfindet denn mit uns, mit unſerer beſten Kunſt. Die kaum Zwanzigjährigen, faſt nur ſie. Nur ihnen kann das, was eine andere Seele, ein Künſtler, fortgibt, zum Erlebnis werden. Denn nur ihre Seele iſt noch neu, hat noch einen fragenden Blick, iſt noch kein gleichgültiges, verbrauchtes, allen zugängliches Frauenzimmer. Wenn ſie älter werden —"

„Entweder iſt der Mann dann ſelbſt einer und hat nichts übrig für andere, oder die Routine des Lebens hat ihn ſtumpf gemacht. Ich verſtehe das, was die Männer betrifft. Aber die Frauen ..."

„O, die ſind nicht beſſer," behauptete Ute. „Es iſt immer nur ein Teilchen von ihnen, das mit uns empfindet, und das empfindet wieder nur ein Teilchen von uns — und alles nur vorübergehend. Ich bitte dich, was kann uns an der Hingeriſſenheit einer Frau liegen, die ſofort zu ſich kommen würde, wenn ihr jemand ins Ohr flüſterte, ihr Mann habe hunderttauſend Mark an der Börſe verloren. Entweder ich, der Künſtler, bin der Erſte in einer Seele, oder es iſt zwecklos, darin zu ſein ... O! Nur die kaum Zwanzigjährigen hat unſereiner."

„Und mich," murmelte Claude, geängſtigt, weil ſie ſich beſchränkte, ſie, die immer nach dem Rauſch vom Beifall ganzer Volksmaſſen verlangt hatte. „Mich haſt du nicht?"

Sie drückte ſeine Hand.

„O, dich ... Es ist ja wahr, du bist schon um anderthalb Jahre hinaus über zwanzig."

„In Wirklichkeit um noch mehr, glaub' ich."

„Und du warst zufrieden heut abend?"

Er antwortete nicht gleich. Plötzlich fühlte sie im Dunkeln einen heißen Tropfen ihre Hand treffen. Claude stammelte:

„Ich hab' dich nie — nie so geliebt, nie so ..."

Und er empfand — mit Angst, austrocknender Begierde, Schwäche und Jubel empfand er, daß das wahr sei. Sie in seine Arme reißen! Ihr zujauchzen und zuweinen, daß sie ihm gehöre! ... Er sagte erstickt:

„Sie haben alle geklatscht, du hast viel Erfolg gehabt. Aber ich weiß es doch, keiner verstand dich wie ich, keiner war so nahe bei deinen Worten."

Sie kamen an. Claude brauchte sehr lange, um die Haustür zu öffnen. Er bückte sich, im Ernst zweifelnd, ob er sich nicht im nächsten Augenblick umwenden, Ute ergreifen, rauben und bis hinauf in ihr Schlafzimmer tragen werde. Er begehrte sie zu dieser Stunde, als sei sie ihm ganz neu und er plötzlich vom Blitzschlag der Liebe getroffen — in der hastenden Furcht, sie auf immer zu versäumen. Und zu der Sucht, von ihr begnadet zu werden, floß sengend in sein Blut ein neuer Drang: sie zu trösten. Ja, auf einem engen Lager und einem gemeinsamen Kopfkissen, mit seinem Atem, den Drücken seiner Lippen und den Ergüssen seiner Kraft sie zu trösten — er wußte nicht, worüber; vielleicht, weil sie so hoch, so schön, so fern

war, und weil niemand sie verstanden hatte. Wie eine ganz allein gelassene Königin saß sie steil auf einem steinernen Thron und hatte vor ihrem Schoß ein Schloß. Er wollte es sprengen!

Die Tür war offen. Ute sah ihn noch dastehn. Sie genoß auf seiner tiefen Bläße den vollen Triumph ihrer Kunst. Langsam schritt sie an ihm vorüber.

Er ging mit Kopfschmerzen zu Bett. Mittags beim Essen, im Restaurant der Schauspieler:

„Und die Franchini läßt sich hier niemals blicken?"

„Was meinst du, die bewohnt ja eine Villa vorm Tor ... Du kannst sie besuchen."

„Damit nachher alle glauben, ich habe dich betrogen."

„Wie mir das egal wäre."

Ute war auf einmal übellaunig.

„Wie der dort wieder gafft! Ja, da sitzt die Ende, da sitzt sie. Staubig und müde ist man von der Probe und muß hier Parade sitzen. Ich will dir sagen, das paßt mir nicht länger, ich werde auf meinem Zimmer essen."

Seitdem sah Claude sie tagsüber noch seltener, abends fand er sie wieder, in irgend einer Operette als wunderschönes Bauernmädchen. Der Franchini stand die Tracht nicht, sie verschwand neben Ute. Dann kam Lohengrin, und der Herzog Gottfried war Ute. Natürlich: mit den Beinen der Franchini war sicher nicht Staat zu machen.

Ute spielte Iphigenie und Maria Stuart. Als sie die Königin des Don Carlos war, verschmolz

Claude, dahinten in seiner Loge, mit dem Prinzen und seiner Sehnsucht. Und die Begehrlichkeit der Eboli verursachte ihm ein Brennen, als sei die Franchini ganz aus Gift.

Im „Johannisfeuer" war die Franchini die stimmungsvolle Lettin mit den Sklaveninstinkten, um derentwillen der junge Mann die germanische Braut verläßt. Die Braut gab Ute; aber Claude blieb an dem Abend aus dem Theater weg.

In der Pause betrat er zuweilen die Loge der Frau Hammeken. Ute hatte ihn bekannt gemacht.

„Fragen sie dich über unsere Beziehungen aus, mußt du lügen. Sie verstehn es sonst nicht."

Er sagte also:

„Mein Gott, gnädige Frau, wie das so geht im Leben. Ich habe Fräulein Ende vor kurzem in der Bahn kennen gelernt, erfuhr von ihr, sie sei Schauspielerin und faßte natürlich sofort die — Vorsätze, die man in solchem Fall gewöhnlich faßt. Ich gestehe meinen Fehler. Jetzt, seit ich die Dame hier in ihrem Wirkungskreis beobachten konnte, weiß ich genau, was ich zu tun habe. Wir gedenken uns einfach zu heiraten."

„Und daran tun Sie außerordentlich recht, denn Fräulein Ende ist wirklich eine Ausnahme. O, man sollte wohl bei Schauspielerinnen nicht immer an solche — Wesen denken, wie die Franchini."

„Das ist 'n gutes Mädchen," bemerkte einer der Offiziere hinter ihnen. „Sie kann nicht Nein sagen." Die jungen Mädchen mit denen sie sprachen, erklärten die Franchini für chic.

„Das Fichu soll Papa mir auch schenken, so gut wie er's ihr geschenkt hat."

„Aber gnädiges Fräulein befinden sich im Irrtum. Das ist ja das von Ihrem Herrn Bruder."

„Ach, darum hat er sich gestern von mir hundert Mark gepumpt ... Und Leutnant von Zitzeltitz kauft ihr gar nichts? Der ist aber sehr glücklich."

„Der ist die längste Zeit glücklich gewesen. Er ist Knall und Fall versetzt."

„Wegen der Franchini — o!"

Und während des Aktes, der nun kam, verschwendete Ute all ihre Kunst. Denn der Saal sah nur die bebende kleine Liebhaberin dort auf der Bühne, haschte nach ihren Blicken für den jungen Offizier drunten im Parkett, schnüffelte schon den lauen Duft von heut nacht in ihrem Schlafzimmer. Claude war erbittert, und dabei fühlte er sich mitschuldig, er mochte dagegen einwenden, so viel er wollte.

„Es herrscht hier ein sehr geringes Kunstinteresse," sagte er nachher zu Frau Hammeken. Sie waren allein. Die Frau sagte mühsam und mit feuchter Stimme:

„So? Wir sind doch begeisterte Theaterfreunde."

„Ja, wenn gerade ein Leutnant versetzt wird."

Die Frau stöhnte. Ach so. Sie war ja die Rivalin der Franchini.

„Wie dieses kleine Wesen unsympathisch ist," äußerte Claude sofort. „Wie man unter der leiden muß — ich meine, wenn die Umstände sie einem auf den Weg werfen."

24*

Und er litt selbst, für Ute.

„Ja, Sie reden wahrer als Sie meinen," entgegnete Frau Hammeken, mit heftigem Zittern. „Die versteht es, solche Schlange. Und halten Sie es wohl für möglich, daß ein anständiger Mensch, ein Mensch von Stand und Erziehung, ernste Gefühle faßt für so eine, die der ganzen Stadt zur Verfügung steht."

„Gegen Entrichtung von einem Korb Sekt oder einem seidenen Unterrock."

„Sie sind unterrichtet. Ja. Und doch — doch — geschieht so etwas. Das Leben, haben Sie das nicht auch gefunden, ist manchmal, um die Wände hinaufzukriechen."

Und jetzt weinte sie offenkundig. Sie mußte dem Saal den Rücken wenden, damit man es nicht bemerkte. Ihr rotes Gesicht quoll auf, sie faßte Claudes Hand, führte sie bis vor ihre große Brust.

„Sie lieben eine, die ist Ihrer würdig," sagte sie, und unter ihren Tränen erstickte Zärtlichkeit. Claude war sicher, sich nicht zu täuschen. „Ich habe Übung genug in so was, mit der Methodistenpastorin, mit Frau Blum und all den andern. . . Die hier will sofort getröstet werden."

„Siehst du wohl," setzte er hinzu; denn am Schluß der Vorstellung weigerte Frau Hammeken sich, auf ihren verspäteten Wagen zu warten, und verlangte Claudes Begleitung.

„Das ist die Villa der Franchini," schluchzte sie einmal auf, unter einem roten Fenster. Und vor ihrer eigenen Wohnung, mit einem Druck auf seinen Arm:

„Morgen nach dem Lunch bin ich zu Hause und wahrscheinlich allein.“

Claude stürmte ins Hotel zurück. Ute saß noch im Speisesaal, fast der einzige Gast.

„Weißt du, was mir eben passiert ist? Man hat mich verführen wollen. Jawohl. Die alte Hammeken.“

Er lachte, er empfand gar kein Mitleid mehr mit der Verlassenen.

„Übrigens,“ sagte Ute, „soll sie die Versetzung des Leutnants ja selbst bewirkt haben, aus Haß auf die Franchini.“

„Die wird auch eine Wut haben.“

„Heute nacht —“ warf Ute hin, und der Gedanke an das rote Fenster durchströmte auf einmal wild Claudes Blut. Jetzt hatten die ihre letzte Nacht.

„Es ist doch lächerlich,“ rief er, „mich verführen zu wollen, nachdem ich eben erzählt habe, wir seien verlobt.“

„Was hätte es mir gemacht.“

„So? Ah, du bist nicht lieb.“

Sie sah ihn fest an.

„Ich bitte dich, das ist für uns doch ganz gleich.“

Ja natürlich war es gleich. Er murmelte:

„Ich meine nur — daß wegen einer, die die Geliebte der ganzen Stadt ist, hier Dramen geschehn, und ich soll womöglich mitspielen. Während ich bei dir bin, Ute, bei dir — und so froh bin, weil in all dem Unsinn wir zwei zusammengehören.“

Aber er ärgerte sich plötzlich über die schlechte Beleuchtung des leeren Saales und bat Ute, hinauf in

seinen Salon zu kommen. Der Kellner brachte das Essen mit einer Miene, die breiter geworden war.

„Endlich fängt man an, unsere Unschuld zu bezweifeln," so stellte Claude fest. Ute sagte:

„Ich hätte vielleicht nicht so lange auf dich gewartet, weißt du. Aber es gibt was Wichtiges. Die Franchini will mir nämlich die Traute wegnehmen in ‚Rosenmontag'."

„Das ist aber —"

„Ja, es ist unerhört. Denn die Sentimentale bin doch ich und die schwere Salondame auch. Sie ist eigentlich bloß die muntere Liebhaberin, und wenn sie sich auch Heroinenrollen anmaßt, das ist doch kein Grund, daß sie die Traute kriegt. Sie behauptet, sagt der Direktor, die Traute sei Heroine, weil zum Schluß geschossen wird."

„Blödsinn," entschied Claude.

„Der größte Blödsinn sind die veralteten Fächer, in die wir eingeteilt sind. Man sollte das modernisieren und einer eine Rolle geben, nicht weil sie von Amts wegen Heroine ist, sondern weil sie sie spielen kann. Eine Heroine kann vornehm, bürgerlich, hysterisch oder einfach eine Schreidame sein. Es ist möglich, daß mir das sehr Aufgeregte nicht liegt. Aber der Franchini liegt bloß das Aufgeregte."

„Sie ist äußerst einseitig."

„Eine, die nicht arbeitet . . ."

„Und der Direktor?"

„Den kennst du ja. Solch kleiner Ochsenfrosch, geschwollen und boshaft. Ich kann den Menschen nicht

mehr ſehn. Dabei geh' ich immerfort in die Kanzlei, tu' ſchön und preiſ' meine Talente an."

„Aber die Franchini tut es vielleicht noch — nachhaltiger."

„Ich weiß nicht, wir weichen uns aus. Aber übermorgen iſt die erſte Probe, dann gibt es Krach."

„Wir müſſen vorbeugen, den Direktor bearbeiten."

„Ich habe alles getan."

Claude knallte mit zwei Fingern.

„Aber das Sektſouper fehlt noch!"

Ute nahm den Kopf aus den Händen, legte die Zigarette weg.

„Ich will nur ehrlich ſein: ich hab' auch daran gedacht. Wer mir das voriges Jahr geſagt hätte!"

„Aber das iſt doch ein kindliches Mittel. Die Franchini muß wenig Erfahrung haben —"

„O!"

„Oder geizig ſein. Sonſt wäre ſie uns zuvorgekommen. Sekt muß bei ſo einem alten Menſchen ja mehr wirken als — Liebe."

„Es iſt ſchon faſt dasſelbe," murmelte Ute und ſchloß die Augen. „Beides zum Übelwerden. . . Aber machen wir's; die Kunſt will es. . . Da haſt du einen netten Salon."

„Und er ſteht dir: dies Gelb iſt warm, wenn auch fleckig."

„Was wir vorhaben, iſt auch nicht ſauber. . . Nun, dann verführ' ich den Alten hoffentlich, wenn mir die Tapete ſteht. . . Aber die Franchini darf die Farbe nicht wiſſen."

„Die Franchini?“

„Die soll nämlich auch kommen ... Du glaubst, ich werd' hinter ihrem Rücken —? O nein, so weit geht's nicht.“

„Aber das ist doch Unsinn, was soll sie dabei. Übrigens hast du immer für den Erfolg deiner Kunst intrigieren, kämpfen, den andern schaden gewollt.“

„Nicht dieser. Je niedriger ihre Wege zum Erfolg sind, desto höher müssen meine gehn. Gegen sie erschleich' ich nichts. Wenn sie dabei ist, das ändert die Sache. Dann kann sie sich wehren.“

„Aber —“ und Claude lachte erregt — „wir kommen vielleicht nicht auf unsere Kosten.“

„Wieso.“

„Wenn sie beim Souper unsern Zweck vereitelt —“

„Du willst sagen, wenn sie dem Alten besser gefällt?“

„Mein Gott, wie könnte sie denn!“

„Nun also.“

„Aber das ist doch Unsinn,“ wiederholte er bestürzt. „Die darf ja nicht dabei sein.“

„Warum nicht, was hast du denn.“

Ute hob die Schultern.

„Also morgen abend,“ schloß Claude, gesenkten Kopfes.

Er ging nicht ins Theater, sondern überwachte das Herrichten der Tafel, probierte die Weine, ließ sich genaue Rechenschaft geben über die Speisen, begab sich sogar in die Küche. Kurz nach zehn erschienen seine Gäste, alle drei auf einmal. Der Direktor, mit herausquellenden Augen, fett, gekrümmt und über den

Augen einen weißen Schopf, machte einen schmutzigen Mund und flüsterte an Claudes Ohr:

„Da haben Sie das kleine Schwein.“

Claude lächelte höflich.

Als man sich zu Tisch setzte, sagte der Alte:

„Ihre Freundin ist aber göttlich.“

Und er verbeugte sich, Speichel im Mundwinkel, vor Ute und vor der duftenden Platte, die ihm der Kellner hinhielt. Der Franchini machte er kein Kompliment, und sie verhielt sich ganz still. Sie tat Claude auf einmal leid, er sagte ihr etwas Freundliches. Wie sie kindlich aussah! Dieses Gesicht hatte er von der, die sich auf der Bühne abgearbeitet hatte, nie erwartet. Sie war in blaßlila Seide, mit einem Amethyst auf dem gewellten, dunkelblonden Scheitel, und weiße Spitzen über den Schultern. Hatte sie die Farbe des Zimmers vorhergewußt? Wenn Claude sie ansah, lila vor der sattgelben Wand und der weißen Tafel, dachte er an einen Fliederbusch auf einer Wiese aus Kamillen und Margeriten. Sie war ja — diese Geliebte einer ganzen Stadt — sie war ein wahrer Frühlingstag, so jung, blaß und gelinde.

Aber Ute, in silberweißem Satin, schlank wogend und Spitzeneinsätze umglänzend, o, Ute war das reiche, starke Leben in all seiner, Claudes Herz schwellenden Fülle. Ihre geschliffenen Nägel blitzten an den Kristallen, tiefer als der Wein blutete ihr Haar.

Der Direktor sprach von Berlin. Jedesmal wenn er mittelst sklavenhändlerischer Kontrakte und wilder Geldbußen an einem Provinztheater ein hinlängliches

Kapital zusammengerafft hatte, pachtete er in Berlin ein großes Vergnügungslokal, mit entkleideten Mädchen auf der Bühne, in den Soupierzellen und überall ... Die riesige Stadt, die er erobern wollte, hatte ihn noch immer zurückgeschlagen. Um einen Bankerott älter, wandte er sich der Provinz und klassischen Schülervorstellungen wieder zu. Nun war er weiß; aber er ließ nicht ab.

Er war schon stark angetrunken. Er ließ die Hand schlaff von der Rückenlehne hängen, schob sich nur manchmal ein Stück Dessert in den Mund, zupfte das graue, feuchte Hemd, das ihn bedrängte, noch weiter aus der Weste heraus. Seine Augen, kugelförmig, wollten aufs Tischtuch fallen ... Da begann Ute von „Rosenmontag".

Claude, plötzlich sehr laut, schleppte einen Sektkübel zu dem Tischchen beim Fenster, forderte die Franchini auf:

„Fräulein, da sitzen Sie aber weit besser. Und wenn Sie wüßten, wie das große gelbe Satinpolster Ihnen steht."

Sie folgte, trank gehorsam ihre Schale leer, und als er wieder eingeschenkt hatte, noch einmal. Ute rief flüchtig nach ihr; aber der Kampf um die Rolle entschied sich ohne sie. Ihre dunkeln Blicke klafften umrändert, stumm, abwesend. Claude ward gleich wieder still, leerte sein Glas, betrachtete sie. Plötzlich fragte er, auflachend:

„Warum heißen Sie Gilda? Haben Sie das aus dem ‚Rigoletto'?"

Sie ſchrak auf.

„Wie? ... Nein, ich heiße wirklich ſo.“

„Aber — aber Franchini doch wohl nicht?“

„N—ein, nicht ganz.“

„Wieſo, nicht ganz?“

„Nur mein Vater hieß ſo.“

Es entſtand eine Pauſe. Dann, plötzlich:

„Fräulein, halten Sie mich nicht für Ihren Feind.“

Sie lächelte leiſe:

„Warum denn?“

„Weil meine Freundin die Rolle haben will. Sie wiſſen wohl, es iſt nur gerecht.“

„Die Traute? Ja, der Direktor will ſie mir geben. Bis zur erſten Probe gibt er eine Rolle abwechſelnd der einen und der andern, aus reiner Bosheit. Behauptet er, ich möchte ſie? Nein, die iſt mir zu langweilig, zu weinerlich. Ich brauche jetzt was, worin ich mich austoben kann.“

„Aber eine ſchöne Rolle iſt es doch, bitte.“

„Schöne Rollen ſind mir ganz gleich.“

„Sie intrigieren nicht, um Rollen zu bekommen?“

„Nur ſoviel wie ich muß, zur Selbſterhaltung.“

„Am Ruhm läge Ihnen nichts? Und am Geld?“

„Ruhm, wozu? Geld muß da ſein. Wenn's da iſt, denk ich nicht dran.“

„Und die Kunſt? Sie arbeiten nicht gern?“

„Was heißt das? Wenn ich mich austobe, iſt das eine Arbeit?“

„Macht es nicht müde?“

„Nein, nur immer wütender macht es!“

Und ganz unvermutet beugte ſie den Kopf über die Kniee, drückte ihre Händchen vors Geſicht und ſchluchzte auf.

Claude ſah betreten auf ihr ſchlängelndes Haar und den Amethyſt herab. War das wegen des Leutnants? Aber, ein Leutnant mehr oder weniger —? Zwar hatte ihre letzte Nacht erſt heute geendet . . . Er ſpürte eine Blutwelle, trank nochmals. Die Franchini richtete ſich auf.

„Verzeihen Sie . . . Sie machen ihrer Freundin wohl nie Kummer?"

„W—arum?"

„Weil ſie nie tobt und immer ſtudiert . . . O, Sie ſind gut. Man ſagt, daß Sie faſt wie — wie Bruder und Schweſter leben. Sie werden ſie heiraten, ſie nie verlaſſen, nicht wahr? Wegen einer Rolle geben Sie ein Souper. Sind Sie etwa reich?"

„Nein nein."

Claude log, ehe er's bedacht hatte. Er fühlte, er wußte nicht woher, das Bedürfnis, vor dieſem ſeltſamen Geſchöpf als der vollkommene Liebhaber dazuſtehen, als einer, der ſich immerfort ſelbſt darbringen muß, weil er kein Geld hat, ſeiner Liebe irgend ein Opfer abzukaufen.

Aber er beſann ſich auf etwas in ſeiner Taſche. Er entſchuldigte ſich, ging auf den Direktor los.

„Herr Direktor, eine von dieſen Zigaretten? Da ſchau'n Sie, das ſilberne Etui iſt doch hübſch. Zufällig ſteht ihr Monogramm darauf, A K. Sie heißen doch Adolf?"

„Adolf Kulehwer, und ich danke verbindlichſt.“

Er ſteckte die Taſche ein. Ute blinzelte Claude zu. Sie war erregt, roſig gefärbt vom Sekt und von ihrem Erfolge. Die Traute gehörte ihr, ſie ſtürzte zu andern Eroberungen, Rollen der Franchini, die ſie verlockten.

Claude wandte ſich um, machte zwei Schritte von Ute fort, und jeder führte tiefer in eine neue Luft. Ganz darin, in Wellen von Jasmindurft und in Stößen eines lauen Sturmes, ſaß die Franchini. Sie empfing ihn mit Augen, die heiß ſannen.

„Sie können lieben,“ ſagte ſie. „Und fürchten Sie gar nicht — Ihre Freundin treibt ziemlichen Luxus mit Toiletten — fürchten Sie nicht, arm zu werden?“

„Was macht es. Inzwiſchen wird ſie berühmt und reich ſein.“

„So viel Vertrauen haben Sie! . . . Und auch die Reue, ſpäter, die Reue alles hingegeben zu haben, Ihre Jugend und Ihr Geld — fürchten Sie nicht?“

„Reue, weil ich glücklich war? . . . Denn alles — Leiden, Aufopferung, Verzicht — alles was ſie auferlegt, iſt ja Glück!“

Sein Herz ging ſtark, er machte eine Geſte. Er vermochte vor den Augen dieſer Frau höher und heißer Ute zu preiſen, als vor Ute ſelbſt.

„Ach ja, wie ſollten Sie Reue fürchten. Eine Liebe, deren Ende man für möglich hielte, wäre das noch eine Liebe?“

„Nein.“

„Eine Liebe, die von Ehrgeiz, Furcht oder Dis-

ziplin überwogen wird, zählt die? ... Wenn man liebt, nimmt man nicht lieber den Abschied, als daß man sich versetzen läßt? ... Ich, ich würde zehnmal kontraktbrüchig werden. Einer, der das nicht fertig bringt — o —"

Und sie vertrieb mit beiden Händen alle Gedanken.

„— es ist unnötig, um den noch zu bangen!"

Wie auf ihrer schmalen Bläße die Lippen eng und fleischig sich spalteten, eine Wunde, die Leidenschaft aufriß!

Nach einer Weile des Schweigens fragte Claude leise:

„Ihr Vater ist also Italiener?"

„Ja."

„Ihre Mutter Deutsche?"

„Aus Deutschland, ja."

„Sie waren nie in Italien?"

„Doch. Bis zu meinem siebenten Jahre. Und vor — zwei Jahren wieder."

„Aber dann sind Sie ja fast Italienerin. Sie müssen auch die Sprache reden?"

„Es ging noch, das letztemal."

„Wissen Sie, wohin man hier Ihre Heimat verlegt? Nach Frankfurt an der Oder. Warum tun Sie nichts dagegen?"

Sie hob die Schultern.

„Es hat mich niemand gefragt."

„Wirklich, ich bin der Erste?"

Er fühlte sich auf einmal ganz allein mit ihr.

„Nicht wahr, darum kennen Sie heftigere Emp-

findungen als — wir. Weil Sie eine heißere Heimat haben. Ich war nie dort. Ich habe Vorstellungen von Leuten mit Kalabreserhüten, Leuten, die, während alles blau flimmert, auf eine Postkutsche schießen. Sind Sie einmal überfallen?"

„Ja. Aber nur von einem Dorf, das eifersüchtig war."

„Ein ganzes Dorf? Und Sie liebten den Räuber?"

„Welchen Räuber. Manlio war ein junger Gutsbesitzer, er war noch nicht achtzehn, ich — erst fünfzehn. O, das ist so lange her."

„Zwei Jahre, sagten Sie! Sie sind siebzehn?"

„Ja."

„Siebzehn, erst siebzehn! Und das war Ihre erste Liebe?"

„Ja. Mama wollte noch einmal von Papa etwas erreichen. Wir waren acht Jahre lang fortgewesen, er war nun verheiratet. Er schickte uns zu einfachen Verwandten aufs Land, dort sollten wir umsonst wohnen. Auf einem Ball kam Manlio zu mir, ohne eine andere anzusehen. Ich stand auf, mit einem Schauer, schwankte, und mußte mich an seinen Arm klammern.

„Wir liebten uns schüchtern und bis zum Schwinden der Sinne. Einmal, als wir abends unter den Sternen, zwischen den Feldern umhergeirrt waren — wir wollten über einen engen Steig ins Dorf zurück, da strich ein Mensch im Mantel von hinten an uns vorbei und noch einer und noch einer, wohl zwanzig: das ganze Dorf, und jeder murmelte etwas, man habe uns nun umarmt gesehn. Ich schrie, das sei erlogen. Manlio stampfte auf vor Wut, zog seinen Revolver, drohte

ihnen. Er ſtand, während ſie verſchwanden, das Bein vorgeſtellt wie aus Eiſen. Aus dem Mantel, der um ſeine Schulter eine große Falte ſchlug, reckte er den Arm, und an ſeinem Ende blitzte es metalliſch. . . O, da habe ich geliebt!"

Claude bebte, fühlte ſich entrückt. Die Lichter im Zimmer verſchwammen, ein Windſtoß hüllte ſie beide in den Duft der Büſche, die ſich an Feldrainen neigten, unter einer Nacht, irr durchſprenkelt von Blüten und Sternen. Von ihrer eigenen Leidenſchaft ſprachen ſie, von ſeiner und ihrer. Die Geſtalten der Geliebten, die die wenigen Jahre dieſer Liebenden bevölkerten, ſie ſtanden nur wie die Geſten von Claudes Leidenſchaft ihren kurzen Weg entlang. Seine und ihre Sinne ſtürzten einander entgegen. Er wußte, das war ſie: jenes kleine heiße Mädchen, das einmal, nur in einem Traum, aus Ute hervorgeſprungen war, als träte es aus der Hütte am Sommerwalde; das Claude in Hingeriſſenheit geliebt, von dem er zu hohem Leben und zu ſchlimmem Ende geküßt worden war. . . Er liebte Ute, während ſein Blick und der der Franchini ſich umarmten — nur Ute.

„Da haben Sie geliebt."

„Ja, gelitten. Die Spionage der Neidiſchen machte mich krank. Welche angſtvollen Umarmungen. Man konnte uns täglich trennen, alſo töten. Ich ſah uns tot, während ich ihm die Arme öffnete. Mein Kopf war ein lärmerfüllter Abgrund . . ."

Claude nickte atemlos. Wie er das kannte, aus ſeinen Ängſten um Ute!

„Die Familien, die ihn für ihre Töchter wollten, ließen endlich nach mit ihren Anfeindungen. Man fing an, uns zu bewundern. Ach, es war zu spät, die Seinigen hatten ihn verstoßen, wir dachten ans Sterben ... Als wir daran dachten, war es ein brauner, heißer Regentag. Ich erstickte an unserm Gedanken, meine Augen waren voll Fieber, ein fahler Kreis lag unter ihnen. Auch die Gleichgültigsten betrachteten mich mit Schrecken. Aber ich wollte, daß er mich erschoß. Wir durften uns nur lieben, wenn wir starben ... Ach, sein Schuß ging fehl. Er floh, die Hände erhoben vor Verzweiflung. Und weil uns der Knall verraten hatte, war alles aus."

Claude war es selbst, als habe er die Hände erhoben und die ganze Welt breche zusammen.

Die Franchini stand auf. Er besann sich, half ihr in den Mantel. Ute, wo war sie? Hatte sie ihn nicht mehrmals gerufen?

Der Direktor hatte sie fortbegleitet, Claude ging mit der Franchini. Er dachte unterwegs:

„Auch das Sterben für sie, die eine: alles werd' ich erfahren."

Sie wanderten vor das Tor, an gelöschten Lampen vorbei, nur im matten Schein von Schnee, und dicht beisammen. Ihre Arme, die sie vor der Gartentür auseinanderlösten, sie fühlten sie beide wund und müde, solche Wucht von Begierden hatte sich darauf gestützt. Claude bückte sich über das Schloß in der Pforte und wußte dabei, hinter ihm stand die neu gefundene Ute und wartete. Sie wartete darauf, daß

er ſich umwende, ſie ergreife, raube, in ihr Schlafzimmer trage.

Als Claude mittags nach der Probe ins Theater kam, war Ute ſchon fort. Er traf ſie weder im Reſtaurant noch zu Hauſe. Später kam er wieder, da hieß es, ſie ſchlafe. Er irrte umher, ungeduldig ſie wiederzuſehen, feſtzuſtellen, daß ein dunkler Schatten unter ihren Augen, eine ſüße Mattigkeit auf ihren Lippen ſei. Sie mußte die Stürme dieſer Nacht verſpürt haben in ihrem Fleiſch: Claude glaubte daran. Sein Blut war noch ganz ſchwül und ſchwer von den Küſſen, womit ſie es überladen hatte. Er kam zurück von hundert Reiſen an rotblühende Geſtade, mit ihr; und darüber hinaus, auf Meere, die glühten — mit ihr.

Abends nach der Vorſtellung wartete er, bis alle Schauſpieler fort waren. Endlich erfuhr er, Ute ſei längſt nach Hauſe, ſobald ſie in dem Stück nichts mehr zu tun gehabt hatte. Er ging geſenkten Kopfes in ſein Gaſthaus. Er wagte nicht mehr, der Franchini zu folgen, die ihn beſtellt hatte.

Tags darauf erging es ihm gerade ſo. Er ſchickte Ute ein Billet und bekam keine Antwort. Die Franchini trat auf der Straße auf ihn zu, er wich aus. Nach ihrem Auftreten paßte er Ute ab.

„Wie kommt das? Seit zwei Tagen ſchon verfehl' ich dich."

„Ich weiß nicht."

„Und ich hatte dich nötiger, Ute, als je."

„Ich dich nicht, glücklicherweiſe."

Er erſchrak, lange ſprachen ſie nichts. Endlich, vor ihrem Hauſe:

„Die Franchini, mein Lieber, hat Nachbarn. Die haben dich weggehn geſehen, geſtern früh wußte es die ganze Stadt. . . Und du biſt mein Freund?“

„Ute, du irrſt dich, du irrſt dich.“

Er ſtammelte.

„Leugne nicht erſt,“ ſagte ſie.

„Ich habe nichts zu leugnen. . . Aber trotzdem warſt du es, dich liebte ich!“

Sie ſtieg die Treppe hinauf, er blieb hinter ihr, angſtvoll immer wiederholend:

„Hörſt du? Dich!“

Sie betraten das Zimmer. Ute ließ den Mantel fallen. Plötzlich, die Hände vors Geſicht geworfen:

„Ich bin ganz allein.“

Er ſtürzte ihr vor die Füße, berührte bittend ihr Kleid.

„Ute!“

Sie ſtampfte.

„Steh auf! Du haſt kein Recht, mit mir zu weinen. Diesmal nicht.“

Und als er vor ihr ſtand, Aug' in Auge:

„O, ich ertrage das Alleinſein! Keine Sorge! Das ganze dumme Volk hat mich verlaſſen, zugunſten der Franchini, warum nicht auch du. Auf meine Kunſt verzichten ſie, wenn ſie das ſinnliche Gewälz der andern haben. Warum nicht auch du. Was ſchiert's mich.“

„Ute, ich beſchwöre dich! Sie iſt nichts, nichts

25*

für mich. Dich, nur dich lieb' ich. Was haſt du dir aus den andern gemacht, die ich ſonſt gehabt habe, zuletzt aus der Bella? Du wußteſt immer, ich hab' Sehnſucht nach dir, und alle andern lieb' ich nur mit geſchloſſenen Augen."

„Dieſe nicht! Sie iſt meine Rivalin, man hält ſie dafür. Du haſt gewußt, daß mir hier nichts mehr gehört als du allein, und daß du mich verrieteſt!"

Die Stimme ſtockte ihr unter den Tränen. Er umſchlang ſie, zart und eng.

„Nun biſt du eiferſüchtig. Ute, wer das gedacht hätte."

Sie ließ ſich in einen Seſſel gleiten. Sie leugnete: „Nein, nein."

„Du haſt mir früher verſichert, es ſei dir gleich, wenn ich zur Franchini ginge. Daß es dir Kummer machen würde, du haſt's nicht voraus gewußt."

„Aber du hätteſt es voraus wiſſen ſollen. Du liebteſt mich."

„Ich liebe dich noch!"

„Wer glaubt es. Und es nützt nichts mehr."

Er bewegte die Hand, troſtlos. Ach, nur ihr Ehrgeiz tränkte ihr Eiferſucht ein ... Aber ſei's auch nicht um ihn, ſie litt dennoch. Er kniete hin, umſchlang ihre Knie, ſprach langſame und ſchwere Worte, beladen mit ſeinem Herzen:

„Ja, Ute, ich war in der vorletzten Nacht weit fort, in einem heißeren, heftigeren Lande. Aber mit dir, nur mit dir. Ich war ſo ungeduldig, dich wiederzuſehn, weil ich wußte, auch du warſt noch matt und

ſchwül. Nicht wahr, du haſt es verſpürt, was wir erlebten."

„Ich verſteh' dich nicht. Aber du haſt mich verraten."

„Wenn ich dir doch nie treuer war!"

„Wem willſt du's klarmachen von allen, die um die Sache wiſſen. Übrigens, was du jetzt auch meinen magſt, damals warſt du nicht bei mir ... Auch dich hat die andere beſtochen: wodurch? Himmel, wenn ich das wüßte! Kann man ihr das nicht nachmachen? Erzähl', wie ſie iſt. Du kennſt ſie ja nun! Hat ſie das?"

Ute ſprang auf. Claude, zurückweichend, ſah den Linienfluß aus Haar und Hals, Schultern und Armen, aus Büſte, Hüften und Schenkeln das knappe Kleid durchbrechen: dieſen übermächtigen Fluß von Linien, der all ſein Leben auf immer umrankte und in Feſſeln hielt ... Er faltete die Hände.

„Du biſt ja die immer Begehrte, nie Beſeſſene — und vielleicht könnte ich dich nie beſitzen, ſelbſt wenn du mir die Arme öffneteſt, weil meine Sehnſucht viel mehr will als ein Leben gewähren könnte ... Ute!"

„Oder," ſagte ſie, ohne zu hören, „iſt es ihr Temperament? Ja? Hat dich das mit fortgeriſſen? Und ich bin kalt? Ich habe keins, nicht wahr, darum bin ich erfolglos ... Aber wer ſagt dir, daß ich's nicht hätte, wenn ich mich entſchlöſſe."

Er hatte nie ihre Augen ſo in Flammen, ihr Geſicht ſo ſchön geſehn.

„Du sollst dich überzeugen."

Sie wendete ihm, ohne die Arme zu heben, die geöffneten Hände zu, und senkte sich nach hinten.

„Da, nimm mich!"

Er griff in die Luft, wild, schreckensvoll. Dann brachen ihm die Arme herab, Blei lag auf seinen Schultern, er fiel auf einen Stuhl am Tisch; darauf legte er das Gesicht und schluchzte trocken.

Wie er aufsah, lehnte sie am Sofa und betrachtete ihn.

„Ich wußte, du würdest es nicht tun," sagte sie.

Er nickte; sie hatte Komödie gespielt. Er hatte sie aufgerüttelt; sie brauchte das, um gut zu spielen.

„Hab' ich Temperament?" fragte sie, stolz auf ihre Wirkung.

„Gute Nacht, Ute."

„Adieu. Willst du mir einen Gefallen tun? Dann reise gleich ab. Man muß sehen, daß du bereust . . Glaubst du nicht, ich werde gut spielen morgen?"

„O! . . ."

Unter der Tür:

„Und wenn alles, was ich leide, dazu dienen könnte, daß du eine starke Applausfalve hörst — Ute —"

Er war draußen.

Wie er sein Zimmer betrat, merkte er sofort, die Franchini sei dagewesen. Es lag kein Parfüm in der Luft, nur mit der Süßigkeit der Küsse war sie durchtränkt, die die Franchini ihm herbeigetragen hatte.

Wie gestammelte Fetzen eines Liebesbriefes hing es an den Gegenständen, die sie angesehen hatte. Etwas von ihren wollüstigen Gebärden, alle ihm versprochen, wogten noch dahinten im erhitzten Schatten. „Sie war da. Sie ist es, die alles bringt, worauf ich mein Lebenlang warte. Das ist sie."

Aber er reiste noch nachts.

X

Der Kupferstecher

Im überheizten Eisenbahnwagen schrak Claudes Gehirn wie aus einem Krampf auf, so oft es schläfrig ward. Sein Blut schien dabei jedesmal ins Zittern zu geraten. Sein Mund war ausgetrocknet, der Magen schmerzte ihn, und ihm war übel. „Alle die andern Weiber haben mich mit vereinten Kräften nicht so zurichten können, wie eine einzige Nacht mit der Franchini ... Das waren nicht unsere Körper, die einander zu zerstören trachteten, nein, unsere Seelen. Wie verläuft Leidenschaft? Der heftiger Empfindende geht zu Grunde ... Da war nun die Leidenschaft, die ich mir immer gewünscht habe — ohne ihr gewachsen zu sein. Es ist wohl meine Rettung, daß Ute mich weggeschickt hat."

„Aber sie ist erzürnt. Sie will nicht dulden, daß ich die Hingerissenheit fühle, die mir doch nur von ihr kommt. Keine Franchini könnte mich in ihr heißes Land entführen, wenn ich mich nicht nach Ute sehnte. Aber sie verbietet es mir, weil sie ganz kalt bleiben und Glut nicht einmal von ferne spüren will ... Wie

ich ihre Kunſt haſſe. Die wird nun bald ihre Seele ganz geregelt, ihren Schoß auf immer verſchloſſen, aus Ute etwas Unmenſchliches gemacht haben. Und ich, der ich ſchmachte nach Leben, werde mit ein wenig Schein abgeſpeiſt."

„Glücklich werde ich niemals werden. Vergnügen wir uns!"

Er ſuchte in München Frau Blum auf, die er ſeit Anfang des Sommers nicht geſehen hatte. Er war, ohne Ausſprache mit ihr, darüber im klaren, daß er ſie verloren habe, kraft Kreuths Grafentitel. Er verſuchte, wie ſie ihm entgegenkam, durch ein inniges Wort ſich in Erinnerung zu bringen: „Fanny, du biſt reizend". Aber er gab es gleich wieder auf. Außerdem war ſie in ihrem Salon new style, an den ſie ſich noch nicht gewöhnt hatte. In Schlinggewächſen von Linien, die von Wänden und Möbeln bis auf ihr Kleid übergriffen, fühlte die dicke Dame ſich verſtrickt; ſie ſah manchmal hilflos an ſich nieder.

Sie ging übrigens mit Kreuth ein Zimmer weiter. Claude empfing einen ſchmerzhaften Händedruck und eine ſchnodderige Bemerkung von Grethe von Boos. Die Baroneß Thekla Görgen machte ſich über Titel luſtig. Das einzige ſei doch Geld. „Was iſt denn ein Gen—?" Sie ſtarrte die Tochter des Generals von Boos an. „Was iſt denn ein — na, mein Papa iſt Staatsrat, was iſt denn das? Wenn man Geld hat . . ." Claude merkte, wie das Mädchen auf ſeine Weiſe nach ſeinem Gelde zielte. „Fanny will mich adlig verheiraten, jetzt, da ſie ſelbſt einen

Grafen hat. Sie ist gar zu ehrgeizig." Er war verstimmt.

Da kam zum Glück Herr Blum, mit einer Unbekannten: Frau Mary Lebell aus Frankfurt.

„Ach Gott, süße Mary, du kommst gewiß, dir meinen Salon anzuschau'n."

„Tatsächlich. Nur auf einen Tag. Mein Mann ist verreist."

Frau Blum war schon wieder bei Kreuth. Blum lief umher und rief: „Baronin! Baronin!" bald in diesem, bald in jenem Winkel, als wollte er ihn einweihen. Claude fand sich mit Frau Lebell allein. Sie mußte morgen zurück und die Ramasaba sehen, die indische Tänzerin.

„Kann man das nicht auch telephonisch haben?"

„Die Tänzerin? Nanu?" Sie merkte, es kam eine Schmeichelei; und es gefiel ihm, daß sie es merkte.

„Da man die seltensten Frankfurter Schönheiten, ohne sich zu rühren, in einem Münchener Salon — genießen darf."

„Aber sehr ohne sich zu rühren," sagte sie.

Sie war klein, puppenhaft, hatte einen schwarzen, fein gemalten Blick von unten und ein jungfräuliches Lächeln. Es verstand sich für Claude von selbst, daß er sie haben würde — weil er reich war. Das allerdings verlangte der Anstand. Sie hätte sich erst dann gegen ihren Mann vergangen, wenn sie einen armen Liebhaber genommen hätte. Sie empfand darin wie Frau Blum und die andern.

„Ich lade Sie also in meine Loge ein, wenn Sie

die Ramasada sehen möchten," sagte sie zum Abschied, ganz laut.

Er holte sie am Morgen vom Hotel ab. Bei der Ankunft in Frankfurt nannte er sie Mary und hatte sie an mehreren Stellen geküßt; aber nur im Stehen und auf dem Wandelgange, weil im Kompartiment Leute saßen. Sie dinierten bei ihr und fuhren ins Theater. Frau Lebell war in Weiß, das Corsage mit Pfauenaugen bemalt. Claude hielt die Lippen meistens auf ihrem Nacken. Der Saal war verdunkelt, Ramasada erging sich in Farbenspielen. Frau Lebell erklärte, es blende, und Claude schloß den Vorhang der Loge. Wie er sich umwandte, stellte er vollends fest, daß die Blendung nur ein Vorwand gewesen war.

Sie bemerkten nicht einmal, daß der Türgriff sich bewegte. Es klopfte; sie rafften sich auf.

„Himmel, mein Mann," flüsterte Frau Lebell. Claude entschloß sich, zu öffnen. Lebell stand draußen, tief bestürzt. Hinter ihm der kommentmäßige Herr mit drohend hinaufgebundenem Schnurrbart schien etwas von Lebell zu erwarten, der das fühlte. Er stotterte: „Abgeschlossen ... Und der Herr ist mir nicht einmal vorgestellt."

„Das kann man ja nachholen," sagte Frau Lebell. „Herr Claude Marehn. Mein Mann."

Sie nannte auch den kommentmäßigen Herrn „Herr Doktor Leibmeier."

Lebell trat tatkräftig auf Claude zu und äußerte: „Sie werden von mir was zu hören kriegen."

„Sehr angenehm," sagte Claude, und ließ sich

nieder, hinter Frau Lebell. Der Gatte hatte, im Gefühl erfüllter Pflicht, nichts besonderes dagegen; er streifte einfach die Gardine zurück, die er für überflüssig hielt; und erst Leibmeier, der ihm etwas zuflüsterte, machte ihn widerspenstig. „Hör' 'mal, Mary, mit dem Herrn da will ich aber nichts zu tun haben. Gar nichts, bitte."

„Erlaube, Alfred, ich hab' ihn doch eingeladen," sagte sie, unangenehm berührt. Darauf setzte Lebell sich neben Claude und drehte ihm den Rücken. Claude versuchte ein Gespräch einzuleiten, aber Lebell versteifte sich darauf, ihn nicht zu beachten. Claude sagte daher zu Leibmeier, die Fahrt von München habe die Vorstellung doch nicht gelohnt. Höchstens daß im hiesigen Theater ein Vorhang da sei, hinter dem man sich von der Blendung erholen könne.

„Und das habt ihr uns nicht bis zu Ende genießen lassen," meinte Frau Lebell vorwurfsvoll.

Mit Rücksicht auf Lebell, dem das Thema unwillkommen schien, ging man dann zur Börse über. Claude redete viel und mit aller Unbefangenheit, die ihm sein Mangel an Sachkenntnis gab. Lebell rührte sich nicht. Erst als Claude sich darauf einließ, Schuckert-Aktien zu belächeln, sah er den jungen Mann voll und gewinnend an und behauptete: „Sie nehmen sich baldigst wieder auf."

Claude atmete leichter. Er hatte sich gefragt, was Lebell denn wolle. Mit seinem runden Kopf, dessen Scheitel in den Hemdkragen tauchte, mit seinem gebrechlichen Rücken und seinen weichen Händchen sah

Lebell genau aus wie Blum und wie zehn andere, die an der Freundschaft ihrer Frauen für Claude nichts auszusetzen hatten. Wollte Lebell sich individualisieren? Claude hatte schon im Begriff gestanden, ihm zu zürnen. Jetzt war er beruhigt; man trennte sich mit Wohlwollen, nachdem man noch kalten Schinken gegessen hatte.

Umsomehr erstaunte er, als früh um zehn Frau Lebell in seinem Hotelzimmer erschien. „Claude, mein Mann hat was mit dir vor. Er hat selber scheußliche Angst, aber mit Leibmeier ist nicht zu reden."

„Wirklich nicht?" fragte Claude, kalt vor Schreck. Er sah sich hingestreckt, mit Blut an der Schläfe. „Die Ängste vom Walchensee! Bei meinem ersten Duell mit dem Studenten aus Breslau kannte ich das noch nicht. Damals ward die Furcht überschrien von der Wut. Welche schlimmen Fortschritte haben meine Nerven gemacht ... Und der Mut, nein zu sagen zu einer verachteten Handlung? Auch der fehlt ..." Dann sammelte er sich. „Sterbe ich nun einen dunkeln, wirren Tod von einer geringgeschätzten Hand, wird auch das für sie geschehen!"

„Claude", flüsterte Frau Lebell sehr angeregt, „mir ist, als sähe ich Blut. O, liebe mich!"

Da vernahmen sie den Kellner vor der Tür. Doktor Leibmeier war da. Claude schloß Frau Lebell ins Schlafzimmer ein; dann empfing er den Kartellträger ihres Mannes.

Leibmeier erklärte, daß jedes Ableugnen des Tatbestandes lächerlich wäre. Claude bewegte matt die

Hand. Darauf stellte Leibmeier seine Bedingungen auf. Er selbst und Claudes Zeuge sollten eine Partie Piquet spielen, und der Auftraggeber des Verlierenden hatte Europa zu verlassen. Claude stutzte; dann faßte er Wohlgefallen an diesem Witz auf das Schicksal. Es war 'mal der Mühe wert, aus Europa ausgestoßen zu werden, wenn eine, die man begehrte, einen aus ihrer Welt verwies. Er fragte nur, warum er denn nicht selbst mit Lebell spielen solle.

„Herr Lebell will durchaus gar nichts mit Ihnen zu tun haben," erwiderte Leibmeier streng.

So versicherte denn Claude, sein Zeuge werde bis morgen früh zur Stelle sein. Er würde telephonieren nach Kreuth, mit dem er gerade soviel Ehre einlegen könnte wie Lebell mit seinem Kommentmäßigen. Claude und Leibmeier trennten sich achtungsvoll.

Nur Frau Lebell, die gehorcht hatte, war mit nichts einverstanden. „Auf so 'nen Unfug gehst du ein? Seid ihr feige! Ihr mögt euch nicht schießen, und darum muß ich auswandern! Was hab' ich denn getan, daß ich mich in Amerika mopsen soll, in einem Käfig mit sechsundzwanzig Stockwerken. Und in den Restaurants soll es bloß noch chemische Pastillen geben von furchtbarem Nährwert."

„Liebes Kind, das kann doch ebensogut mir blühen," meinte Claude; aber er mußte einsehen, daß sich ihre Interessen getrennt hatten.

„Bin ich etwa nicht gut genug dazu, daß man sich um mich schießt?" fragte sie zum Abschied erbittert.

„Das schon, aber dein Mann will ja nichts mit mir zu tun haben."

Vierundzwanzig Stunden später fuhren die vier Herren in ein Restaurant, dessen Name Claude in der Aufregung entging. In einem Separatzimmer tranken sie ein Glas Kognak zu fünf Mark, indes Kreuth Karten bestellte. Lebell behielt die Flasche da, aber er zitterte und warf sie um, gleich zu Beginn der Partie. Leibmeier sagte gereizt, die Herren störten ihn, sie müßten hinaus. Claude, der bleich und reglos hinter seinem Sekundanten stand, ward genötigt, Lebell zu folgen. Draußen gingen sie um das Haus herum, jeder für sich, und sahen weg, so oft sie einander begegneten. Lebell versuchte dabei jedesmal zu pfeifen.

Endlich erschien in der Tür der Oberkellner und rief Claude, der näher war, laut zu:

„Der Herr haben gewonnen, lassen die Herren sagen. Sie trinken nur noch einen Kognak."

Lebell ging verstört hinein, um sich sein Elend bestätigen zu lassen. Claude fuhr ins Hotel und gab Auftrag, seinen Koffer zu packen. Zehn Minuten vergingen, dann erschien Kreuth, beglückwünschte Claude, sah zögernd auf den Diener. Claude schickte ihn hinaus, darauf erklärte Kreuth mit einer Stimme wie aus altem Gemäuer hervor: „Die Karten waren nämlich gestochen."

„So?" machte Claude. „Na, meinetwegen ... Fünftausend."

„Aber ich muß sie gleich haben," sagte Kreuth.

„Meinetwegen." Er überlegte: „Und wenn sie auch nicht gestochen waren, er hat es verdient."

Kreuth war kaum fort, da meldete man Leibmeier. Claude ward blaß. „Er weiß es.“ Leibmeier trat ein, drohend vor Korrektheit. „Die Karten waren gestochen,“ sagte er. Und nach einer Pause, in der Claude nicht atmete: „Ich habe keinen Lärm schlagen wollen, in Anbetracht der Verhältnisse . . .“

„Welcher Verhältnisse?“ dachte Claude. „Ach so, weil ich noch mehr Geld habe als Lebell.“ Er schrieb einen Check über zehntausend und berechnete, daß er immer noch viel von der Summe spare, die ihm eine Reise um die Welt gekostet haben würde. Er wollte eben zur Bahn, da fiel ihm Frau Lebell ein. „Daß ich die vergessen konnte.“

In ihrem Hause war alles in Aufruhr, Claude gelangte, ohne daß sich jemand um ihn bekümmerte, bis in ihr Schlafzimmer, wo sie vor großen Koffern und zwischen Haufen von Unterröcken ihre Arme preßte. Ohne sich wegen der Anwesenheit des Mädchens Gedanken zu machen, rief sie: „Du bist 'n netter Liebling, du willst dich wohl an unserem Pech noch weiden!“

Und sie stürzte vor, mit erhobener Hand. Claude fing sie ab. „Das nicht,“ so erläuterte er. „Sondern weil ich finde, daß ihr nicht nötig habt, schon mit dem nächsten Zug zu fahren. Bei der Forderung hieß es, der Besiegte solle Europa verlassen. Aber wann, das wurde nicht gesagt. Und daß er nicht wiederkommen darf, davon weiß ich auch kein Wort. Ich meine so: im Sommer würdet ihr wohl nach Ostende gehn; statt dessen besucht ihr ein amerikanisches Seebad, die

ſollen ohnehin viel chiker ſein. Damit iſt es dann erledigt."

„So. Und Leibmeier? Haſt du 'ne Ahnung, was Kommentiſt und was die Männer für Angſt voreinander haben!"

„Weiß ich. Aber ich weiß auch, Leibmeier hört auf Zureden. Und ſchließlich, wem zuliebe wollt ihr denn in die Verbannung ziehen? Meinetwegen doch, wie? Weil ich geſiegt habe im Duell."

„Prahl' noch!"

„Und wenn ich euch die Strafe nachſeh', wer hat da hineinzureden? Duelliert haben wir uns, wie? Und das iſt doch die Hauptſache."

„Schließlich . . ."

„Na alſo. Und ich, um deſſen willen du das bittere Brot der Verbannung eſſen wollteſt, ich bitte dich, Mary, bleib' da."

„Wie du bitten kannſt."

Frau Lebell ſeufzte. In dieſem Augenblick huſchte die Zofe hinaus.

„Darf ich die Tür abſchließen?" bat Claude.

„Dumme Frage," ſagte zärtlich Frau Lebell.

Aber nach zwei Tagen hatten ſie das Vergnügen ſatt, und Claude verabſchiedete ſich.

Der erſte Bekannte, dem er in München begegnete, war Killich.

„Das trifft ſich," ſagte Killich. „Ich geb' Ihnen jetzt Ihr Geld zurück."

„Wieſo."

„Nun, was Sie mir nach und nach geliehen haben, für die Setzmaſchine."

„Ich denke, das haben Sie ausgegeben.“

„Hab' ich auch. Aber der Rauber ersetzt es mir, und 'ne Prämie zahlt er obendrein. Sie wissen doch, die große Maschinenfabrik.“

„Ja, wie ist denn das?“

„Trinken wir da drüben ein Glas Wein? ... Mit dem Stahl-Argonstreifen war nichts zu machen; das wußte ich früher als der Rauber, der den Gedanken auch gehabt hatte. Drum habe ich, solange er noch dran glaubte, ihn wissen lassen, ich machte gerade dieselbe Erfindung; hab' auch zu arbeiten begonnen, mittelst Ihres Geldes. Er wollte mir die Sache abkaufen, ich hab' mich geweigert. Ich hab' meine Erfindung einfach fallen lassen, das war mein einziges Zugeständnis. Dafür hat er viel Geld zahlen müssen. Hier ist das Ihrige zurück.“

„Warum haben Sie mich denn immer angelogen und getan, als sei es Ihnen Ernst mit der Maschine?“

„Wie's gemeint war, konnte ich Ihnen nicht sagen. Sie hätten das doch nicht verstanden, mein Lieber. Womöglich hätten Sie kein Geld mehr hergegeben.“

Claude entfernte sich in kalter Wut. Weil er Geld hergab, ward er als dummer Kerl behandelt. Behandelte ihn nicht so im Grunde auch Ute?

Er ging zu Matthacker, ließ ihn herausrufen. Matthacker war gerade für eine Operation gerüstet, in Schürze, hinaufgeschobenen Hemdsärmeln, und mit einem unheimlichen Instrument in der Hand.

„Nun?“

„Sagen Sie, wie steht es eigentlich mit den Brillenschlangen, der Verbrecherkolonie und den Frettchen?“

Matthacker fuhr ihn an:

„Und dazu holen Sie mich von einer Operation weg?“

„Es fiel mir gerade ein.“

„Haben Sie sonst noch Einfälle?“

„Bitte, die Sache hat schon mehrere tausend Mark gekostet.“

„Und Sie haben wirklich nicht gemerkt, daß das ein Witz war?“

Matthacker drehte ihm den Rücken. Unter der Tür, eilig und geringschätzig:

„Ihr Geld können Sie sich abholen.“

„Danke. Kaufen Sie sich dafür Manieren.“

Darauf empfand Claude das Bedürfnis, sich sein Glück bei Frauen bestätigen zu lassen.

Im Künstlerhaus, auf dem Cesare Borgia-Fest, stellte Kreuth ihn der Frau von Traxi vor. Ihr Mann war Sportsmann und in zerrütteten Verhältnissen. Sie hatte sich bis zu ihrem fünfunddreißigsten Jahre zwei Liebhaber gehalten, den Hofschauspieler Huber-Stolzeneck und den Prinzen Stephan. Jetzt wußte man keinen. Durch ihr kaltes hübsches Gesicht brach, an der Grenze der Jugend, eine kleinliche Seele hindurch. Das Profil weggewendet, so daß eine üppige Falte in ihrem Hals entstand, mit der eisigen Verführung ihres Seitenblicks fragte sie Claude, wen er vorstelle.

„Niccolo Macchiavelli.“

„Ah! Dann sollten Sie mich malen.“

„Ich werde umlernen ... Werden gnädige Frau morgen drei Uhr für mich zu Hause sein?“

Das war ſchon in Ordnung. Claude hatte keinen Grund, ſich länger dabei aufzuhalten. Er wühlte ſich geduldig durch den Kreis von Bewunderern um die Frau des Kommerzienrats Bürger. In Damaſt, weiß und gold, und rötliche Locken um das Geſicht mit geſchminktem Perlmutterglanz, ſaß ſie unter den Gobelins mit der Legende vom Einhorn. Die ſpäte Pracht des Barockſaales ſchwang ſich, ſchwer von erblindetem Gold, um die mürben, letzten Verderbtheiten der Frau mit dem fiebrig blinkenden Lächeln im Auge, mit dem langen, ſchmalen Mund, ohne jede Biegung, von hellem, unheimlichem Rot, wie blutloſe Laſter ... Claude konnte ſie endlich hinausführen, in das Treppenhaus.

„Eine päpſtliche Courtiſane — gnädige Frau erwecken Tote. Klopfen Sie nur an die Sarkophage der Greiſe, die Sie damals aufweckten, als ſie auch ſchon halbtot waren.“

„Fallt mir net ein. Da wär' mir ſchon lieber ein ...“

„Nun?“

Sie waren drunten im Bibliothekszimmer und für den Augenblick allein.

„Nicht wahr, da wär' ich Ihnen lieber,“ bemerkte Claude und umhalſte Frau Bürger. Sie ſtieß ihn rauh zurück und erklärte:

„Sehen Sie wohl, ſo weit wollte ich Sie kommen laſſen. Sie hatten 'mal eine Lektion nötig, mein Lieber. Weil Sie bei Ihrer Jugend ſchon Erfahrungen mit pflichtvergeſſenen Frauen gemacht haben, glauben Sie gar, das geht bei allen ſo. Na ja, Sie müſſen ſchließlich

ganz falsche Vorstellungen bekommen von der Welt," sagte Frau Bürger eindringlich, gehoben von der Sendung, die sie erfüllte; und ihre sittliche Entrüstung entströmte feierlich der Maske einer verflossenen Unkeuschen.

„Ein Mann, der nicht an Frauentugend glaubt, beschimpft Mutter und Schwester. Denken Sie nur immer daran, daß Sie heute einer anständigen Frau begegnet sind, und lassen Sie sich das zur Lehre dienen."

„Bedaure," erwiderte Claude. „Denn das zeigt mir nur, daß es Ihnen, gnädige Frau, mehr Vergnügen macht, mich zu blamieren als mich zu lieben."

Er verbeugte sich und entkam, bevor Frau Bürger mit seiner neuen Frechheit fertig geworden war.

Aber er fühlte sich im Unglück seit seinem Zwist mit Ute. Alles mißlang, man hielt ihn zum Narren. „Ich habe vielleicht wirklich falsche Vorstellungen vom Leben? Wie komm' ich zu der Einbildung, ich würde morgen um drei die Trazi kriegen, sobald ich ins Zimmer trete — sie einfach kriegen. Das ist blöd oder größenwahnsinnig. Die hat ja nur einen Hofschauspieler und einen königlichen Prinzen gehabt. Was bin denn ich."

Am nächsten Abend im Klub bot Kreuth ihm einen Tarock an; er mußte gerade seine Quartalsrenten in der Tasche haben. Claude meinte, wenn alles übrige schief gehe, werde er im Spiel wohl gewinnen. Er sagte alle Einser an, sah den Talon an und entnahm ihm vierzehn. Die Figuren im Talon zählten zehn.

Kreuth entschloß sich.

„Ich kontriere die Einser.“

„Rekontra und elf Tarock mit Pagat Ultimo.“

„Sub.“

Pömmerl, mit Kreuth verbündet, blühte rosig auf. Mit Claude spielte Köhmbold, und sein Gesicht war von Angst und Mißtrauen ganz zerknittert. Kreuth zog jeden Augenblick sein Taschentuch, warf einen Blick hinein, drückte die Lippen darauf.

Im letzten Stich wurde das Pagat mit Tarock zwei aufgehalten, Claude hatte verloren. Er überließ die Rechnung Köhmbold und zahlte was verlangt ward: 1080 Mark achtzig Pfennig.

„Noch einmal mit zehn Pfennig.“

Claude und Köhmbold verloren wieder. Zum Schluß der dritten Partie schnellte Köhmbold vom Stuhl und tat einen wilden Griff in das Taschentuch, das Kreuth eben wieder an den Mund führte. Er zog ein Bildchen heraus, nur so groß wie der Nagel eines Daumens und in einem ovalen Rähmchen.

„So so,“ äußerte er, und roch vorsichtig daran.

„Da schau,“ sagte Pömmerl.

Claude, darüber gebeugt, vermutete plötzlich:

„Hat Ihnen das am End' Glück gebracht?“

Kreuth bejahte schamhaft, mit einem Zittern des wasserhellen Barttröpfchens an seiner hängenden Unterlippe. Andere Spieler traten an den Tisch. Claude hob das Miniaturbildnis eines Prälaten aus dem siebzehnten Jahrhundert hoch in die Luft und rief:

„Also darum schont sich der Graf Kreuth so. Er gibt es für Hygiene aus, aber es ist Heiligkeit.“

Matthacker verlangte:

„Er muß uns taufen, aber in Sekt.“

Jemand ließ einen Pack Karten zu einem runden Fächer auseinandergleiten und hielt ihn Kreuth hinter den hohen bleichen Schädel.

„Da hat er seinen Schein.“

„Meine Herren, das dient ja nur zum Gewinnen,“ erklärte Kreuth immer wieder; aber Claude bestand auf seinem Einfall:

„Wir müssen ihn wirklich heilig kriegen. Nein, im Ernst: das muß doch gehn.“

Ein Gefälliger bemerkte:

„Mit Geld geht überhaupt alles.“

„Es ist 'ne Spekulation,“ sagte Claude. „Ich möchte wieder 'mal was Gescheites unternehmen. Meinen Sie, daß ein Heiliger nichts einträgt? Es kommen doch die Wallfahrer zum Kreuth, da geht das Geld, das er mich gekostet hat, reichlich wieder herein.“

Und er lachte Kreuth ins Gesicht. Wofür der ihn Geld gekostet hatte! Für Gisela und manche andere . . . Pömmerl lenkte ab.

„Da handelt's sich doch gar nicht um den Kreuth, sondern um seinen Uronkel. Gelt, Kreuth, das muß ein Uronkel sein von Ihnen?“

Allerdings. Aber mit einer Stimme, die über den Schutt eines Ahnenschlosses und durch verfallene Korridore herbeirollte, verbat Kreuth sich den Spott über sein Geschlecht. Sein Skelett wankte.

„Im Gegenteil,“ so belehrte ihn Claude. „Ich habe die allerehrlichsten Absichten. Ein Heiliger würde

ſich in Ihrer Familie ja ſehr gut ausnehmen. Haben Sie ſchon einen? Nein? Na alſo."

Von Traxi äußerte:

„So eine Heiligſprechung iſt zu machen. Aber koſten tut's ſchon ein ſchweiniſches Geld. Mein Onkel iſt ja Biſchof, da kann ich's wiſſen."

Der Gefällige von vorhin ließ ſich hören.

„Sonſt wär' auch für den Herrn Marehn gar kein Vergnügen dabei, wenn's nicht Geld koſten würd'."

Kreuth ward überredet.

„Was? Sie haben nicht den Glauben?" fragte Claude gekränkt.

„Doch. Zeitweilig."

„Alſo heute grad? . . . Na heute hat er ihn ſicher — da ihm der Uronkel im Tarock beigeſtanden iſt . . . Und, ſagen Sie, wo hat denn der Herr Uronkel bei ſeinen Lebzeiten ſein frommes Geſchäft gehabt? . . . Ah, Abt von Neuſiedel iſt er geweſen, bei Brixen?"

Von Traxi griff ein.

„Ich ſetze Sie mit einem Erzprieſter in Verbindung, Marehn, der bringt dann die Sache an den Nuntius."

„Proſt, dem Heiligen und ſeinem ganzen Hauſe."

Über Matthackers hohe Wangen rollten Freudentränen. Er ſchüttelte Kreuth und Claude die Hände.

„Ich kauf' Ihnen Ihre beiden Leichname ab."

Claude ging fort; im Vorzimmer holte Kreuth ihn ein.

„Da laſſen Sie ſich wahrhaftig auf eine über-

flüſſige Ausgabe ein, Marehn. Anſtatt für meinen Uronkel viele viele Tauſende, geben Sie mir nur ganz paar Hunderter, ich verzinſe ſie Ihnen. Mein Uronkel, wiſſen Sie, zahlt keine Zinſen ... Übrigens ſchulden Sie mir Dank für die Nachricht, die ich Ihnen bring'. Ja, von der Frau von Traxi ſoll ich Ihnen ſagen, daß ſie heut um drei gewartet hat."

„Ach Gott, das Billett für den Bazar."

„Sonſt nichts?" fragte Kreuth, und drohte mit einem ſteilen, bleichen Zeigefinger.

„Wann haben Sie die Dame denn geſehn?"

„Grad komm' ich von ihr, eben vor unſerer Partie. Ganz allein hab' ich ſie gelaſſen, mit einem Mops."

Claude begab ſich hin. Er mußte lange draußen im Märzſturm ſtehen, bis das Mädchen herunterkam und ihm öffnete. Droben ſaß Frau von Traxi auf dem weißen Fell der Ottomane und legte eine Modenzeitung weg.

„Alſo Sie? Und Sie haben die Kühnheit, zu ſolcher Stunde —?"

Das Lampenlicht erwärmte ihre Züge. Die Tapete hinter ihr, grün mit goldnen Kränzen, ſchmückte ſie. Claude ſagte mit einer Wallung:

„Um drei Uhr hab' ich mich vor Ihnen gefürchtet. Es war ein Schickſalsgang."

„Jetzt war's das nicht?"

„Jetzt hab' ich das Geſchick für gnädiger gehalten. Ich hatte die Eingebung, Sie würden mir erlauben, Sie zu lieben. Ah! ſolche Eingebung kann nicht trügen."

Er senkte sich auf das Knie, bemächtigte sich ihres Arms, spürte ihn lau unter den Spitzen des Hauskleides. Er tastete weiter; sie hatte kein Korsett an. Schon fühlte er sich im Vertrauen ihres Körpers. Sie legte den Kopf zurück in das Kissen, schloß halb die Augen, ließ ihn kommen. Plötzlich, aufschreckend, mit einer Stimme, als erwachte sie eben:

„Nein, o nein, mein lieber Freund . . . Wenn Sie wüßten — ich brauche sofort dreitausend Mark."

Er ließ sie los, raffte sich auf, mit der heftigen Versuchung, sie zu prügeln.

„Ich werde mich dankbar zeigen, mein Freund."

„Wollen Sie sagen, daß Sie mich — lieben wollen?"

„Ich werde es sogar können."

„Aber so viel kann ich nicht verlangen für die Summe. Ich schlage Ihnen was anderes vor. Sie soupieren morgen bei mir."

„Weiter nichts?"

„Aber in Gesellschaft — einer einzigen Person."

„Sie wollen mich kompromittieren, o, Sie benehmen sich unedel. Gehen Sie!"

„Wie Sie wünschen. Immerhin überlegen Sie erst. Die Person kennt Sie nicht, wird Sie wahrscheinlich nie wiedersehn."

„Es ist niemand aus der Gesellschaft?"

„Die Person verläßt sogar München. Ich bürge Ihnen für die Geheimhaltung der Sache."

Sie schwankte, schüttelte den Kopf, entschloß sich.

„Also erwarten Sie mich."

„Ich selbst werde von acht bis neun hinter meiner Gartenpforte stehn."

Sie kam erst um neun, Claude hatte kalte Füße und war noch tiefer erbittert als gestern. Er führte sie bis in den zweiten Stock, ohne daß jemand von der Dienerschaft sich zeigte. In dem kleinen Salon neben seinem Schlafzimmer flackerte helles Kaminfeuer. Der Tisch war für drei Gäste einladend hergerichtet. Claude stellte vor:

„Frau Nelly Grabizammer, Frau von Traxi ... Setzen wir uns gleich? Es steht schon alles da, keine Störung mehr nötig. Den Sekt hab' ich dabei ... Die Nelly singt nämlich im Gärtnertheater."

„Sie sind Künstlerin," bemerkte Frau von Traxi.

„Wenn die gnä Frau erlaubt."

„Das heißt, nur im Chor," fügte Claude hinzu. „Und vorher war die Dame bereits Straßendirne."

Frau von Traxi zuckte zurück.

„Gnädige Frau befinden sich schlecht. Ich darf die gnädige Frau vielleicht an die Luft führen? Sie wissen, die Tür bleibt Ihnen jeden Augenblick offen."

Nelly, rosig angehaucht, erklärte:

„Da is ja nix dabei, gnä Frau. Er is allweil so g'spaßig. Wann's ihm erst besser kennen werden —"

„Meinst du damit etwa, wenn die gnädige Frau und ich erst ein Verhältnis haben werden? Das darfst du nicht sagen, das ist eine Beleidigung für ... für, na, für die gnädige Frau natürlich."

Er schenkte ein. Frau von Traxi sagte ihm kalt in die Augen:

„Sie haben sich da einen geistlosen Scherz ausgedacht."

„Bitte, das ist kein Scherz, es ist ein Exempel der Gerechtigkeit, die in der Welt herrschen sollte. Schau, Nelly, die gnädige Frau bekommt von mir dreitausend Mark. Beiläufig grad so viel hast du mich auch gekostet ... Trinken die Damen?"

„Aber die Eroberung der Frau Grabizammer hat Ihnen gewiß nicht viel Mühe gemacht. Oder war das auch ein Schicksalsgang?"

„Jeder Gang zu einer Frau ist ein Schicksalsgang ... Und der zur Nelly ist besser ausgefallen."

„Wie der dumm daherredet, gelt, gnä Frau?"

„Sie muß man komisch nehmen, mein Lieber."

„Sehen die Damen wohl, da treffen Sie sich schon wieder in einer Meinung. Ich hab's ja vorausgesehn, Sie würden sich ganz gut verständigen."

„Mögen's die Pasteten noch, gnä Frau? ... Dann erlauben's schon, daß ich's mir nehm'."

„Also die Nelly nimmt von den Herren Geld, weil sie sonst nichts zu essen hätte. Gelt, Nelly, sonst müßte das Mäderl verhungern. Und die gnädige Frau müßte sonst in Münchner Kleidern gehn, statt in Pariser."

„Sie übersehen die feineren Unterschiede. Ihr Umgang mit diesen Damen hat Sie verdorben."

„Für so viel Feinheit, vielleicht."

„Man gibt vielen Leuten Geld, das macht sie nicht gleich. Ich zahle meinen Bankier ebensogut

wie meinen — Hühneraugenoperateur. Verzeihen Sie das Wort, die Gesellschaft färbt schon ab. Aber an meinem Tisch sitzt nur der Bankier und nicht der — andere."

„A was, dafür sind das Männer. Bei euch Frauen verwischen sich ja die Standesunterschiede viel leichter. Bei mir nun schon gar, und in dem Zimmer —"

Er wies in das geöffnete Schlafgemach. Das Licht, rot beschirmt, brannte neben dem breiten, niedrigen Bett.

„Sobald ich will, wie, hört's auf mit den Pariser Kleidern, und mit den Kleidern überhaupt. Geht's her, seid's lustig."

Er küßte Nelly, dann Frau von Traxi. Sie machte eine Gebärde: „Es kommt schon nicht mehr drauf an."

Nelly war betrunken.

„Er liebt sehr gut, gnä Frau."

Claude lehnte geschmeichelt am Kamin. Frau von Traxi sah zu ihm auf.

„Er is einer von die Besten wo ich g'habt hab'."

„Man möchte neidisch werden," sagte Frau von Traxi, aber Claude beobachtete sie. Sie war nicht mehr ruhig.

„Es kommt drauf an," erklärte er. „Bei der Nelly taug' ich vielleicht was, die hat aber auch einen hübschen Körper. Wollen Sie sehen?"

Nelly war schon beim Öffnen des Korsetts. Claude sah die Neugier in die entnüchterten Augen der Traxi

steigen. Nelly schwang sich mit einem Satz aus ihren Röcken. Sie setzte eine Hand auf die Hüfte.

„Die Beine hab' ich länger als wie die gnä Frau."

„Das fragt sich. Darf ich helfen, gnädige Frau?"

Frau von Traxi sträubte sich, lockte, widerstand noch, half schon. Die kalte Spekulantin, mit ihrem Hofschauspieler und ihrem Prinzen — ah, sie war nicht mehr wegen der dreitausend Mark da.

„Die Hüften sind am End' ein bissel stärker," entschied Claude. „Aber die Brust — o, da ist gar kein Vergleich."

„Wenn die gnä Frau selbst genährt hätt' —"

Claude drückte ihnen Sektkelche in die Hände, schob ihre rechten Arme ineinander, ließ sie kreuzweise trinken.

„Ob das jetzt nicht liebe Mäderln sind, eine wie die andere."

Sie ließen nach dem Trinken die Köpfe auf die Schultern fallen, jede auf die der andern, und die Arme herunterhängen. Claude nahm ihnen die Gläser ab. Jede umfaßte die andere, glitt mit ihrer Haut, die erschauerte, über die der anderen, bot den Spitzen der anderen Brust die eigenen. Die Schenkel fest aufeinander, ohne sich zu biegen, fielen sie seitwärts auf einen Haufen von Kissen.

Claude stand von fern, rauchte, sah sie heißer zucken und lässiger sich dehnen. Schließlich lagen sie regungslos übereinander. Er ging hin und weckte Nelly. Er mußte lange rütteln.

„Ja, was ist denn?"

„Mach, daß du heim kommſt.“

Sie reckte ſich, lehnte ſich warm an ihn, den Arm über den Augen.

„Darf ich nicht bei dir bleiben?“

„Nein,“ beſtimmte er kalt. „Raſch ziehſt du dich an.“

„Die da iſt dir lieber? Ja, weil's eine Gnädige iſt, verſteh' ſchon . . . Hilfſt mir nicht 'mal in die Schuh 'nein?“

Er ſchob ſie hinaus.

„Die Gartentür iſt offen, das Licht brennt. Gute Nacht.“

Er ging in ſein Schlafzimmer, zog die Tür zu, horchte über ein Buch hinweg. Eine Stunde ſpäter begannen nebenan Geräuſche. Er wartete, bis er Stiefel klappern hörte; dann trat er ein. Er konnte Frau von Traxi gerade noch in den Mantel helfen.

„Gnädige Frau wollen wirklich ſchon gehn? Ich werde mir geſtatten, Sie heimzubegleiten. Dieſe Nachtſtunde, nicht wahr —?“

Und er ſchob in das Täſchchen an ihrem Handgelenk drei Banknoten.

Sie ſtiegen hinunter, ohne ein Wort zu wechſeln. An der Pforte wendete Frau von Traxi den Hals. Über die Schulter weg, hochmütig:

„Wollen Sie dort von der Ecke den Wagen holen.“

Die Droſchke, in der ſie gekommen war, wartete. Claude öffnete den Schlag. Er behielt ihn noch in der Hand, als ſie drin ſaß:

„Gnädige Frau haben vielleicht bezweifelt, daß es anständige Männer gibt? Ihre Erfahrungen werden Sie gelehrt haben, daß jeder gleich zu haben ist und noch draufzahlt. Da muß eine Frau ja falsche Vorstellungen kriegen von der Welt. Lassen Sie sich bitte Ihre heutige Begegnung mit einem ziemlich anständigen Menschen zur Lehre dienen."

Dann schloß er den Schlag, mit einer Verbeugung. Er bedauerte nur, in der Dunkelheit nicht gesehen zu haben, was sie für ein Gesicht machte. Sonst war er zufrieden.

Aber kaum ins Schlafzimmer zurückgekehrt, stutzte er, führte die Hand an die Augen — und das erhöhte Lebensgefühl von eben sank auf einmal zu Boden, wie ein Papierdrache, weil plötzlich der Wind schweigt.

Wie dieser Raum dicht verhängt war und schweigsam. Am Wege hierher lagen Zimmer, Gänge, Säle, Treppen, wo Licht brannte und kein Atem ging. Weit und kahl, ein ungeheures Vorzimmer, dehnte sich die Welt bis an die Tür jenes Saales, wo Ute spielte. Sie spielte, einsam wie Claude. Sein Spiel bestand aus nichtigen Kämpfen und albernen Genugtuungen gleich der eben durchkosteten, aus Liebesgeschichten, die auf Eitelkeit oder Geldnot zurückführten, aus Selbstgesprächen seiner Feigheit und aus Frechheit nach außen, aus flüchtigen Reizen und langen Ernüchterungen. Nie wieder würde Ute diesen Vorhang zurückschlagen, in diesen Sessel sinken und, die Hände auf Claudes Nacken, mit ihm weinen. Sie zürnte ihm, und darüber verging das Leben, ward nutzlos verschüttet ... Claude

lauſchte, angſtvoll. Die Minuten fielen hörbar zur Erde, wie dicke Tränen.

Er lag noch immer angekleidet auf der Ottomane, es war ſpät, man brachte ihm einen Brief von Ute. Darin ſtand dasſelbe, ganz dasſelbe, was er die Stunden eben durchlitten hatte. Sie war einſam, voll Verachtung, und erfolglos; denn ihre Erfolge zählten nicht, weil die der Franchini ſie entlarvten.

„Ich habe ihren Brief kommen fühlen. Je mehr er ſich näherte, deſto ſchwerer ward er. Wir ſind nicht getrennt, ſie hat ſich auch heute in dieſen Seſſel geſetzt."

Er ſtützte die Stirn darauf, als legte er ſie wieder auf Utes Knie.

„Vorgeſtern war dein Benefiz. Du haſt Kränze bekommen, von wem? Du meinſt, von den Männern, die die Franchini verſchmäht hat, von den Frauen, die ſie gekränkt hat. Du biſt an Einſamkeit gewöhnt, und eigentlich, ſagſt du, haſt du von jeher einen ziemlichen Menſchenhaß gehabt. Es wundert dich nicht, daß die Beſtie von deiner Kunſt nichts weiß; du haſt ſie nur mit deiner geübten, erarbeiteten Schönheit berauſchen, auf die Knie zwingen wollen, mit der Schönheit, die ganz zu Kunſt geworden iſt, nur noch als Kunſt ſich ausdrückt. Du kannſt es nicht; denn die Beſtie iſt ſchon betrunken von der Luft, die die Franchini aus ihrem Schlafzimmer mitbringt.

„Du fühlſt die Nutzloſigkeit aller Anſtrengungen. Laſſe ſie! Komm her, denke nur noch daran, daß du geliebt wirſt, daß es einen gibt, der auf den Biegungen

deiner Stimme und von jedem deiner Schritte zu neuen Sehnsüchten getragen wird, und aus dessen Herzen die Melodien deiner Glieder überquellen. Sei wieder meine Freundin, ich will nichts weiter, nur wie vorigen Sommer am See, und wie damals im Frühling."

Er schrieb. Sie antwortete nach einer Pause: die Kritiken nach ihrer Benefizvorstellung waren wirklich recht günstig und sogar verständnisvoll gewesen. Inzwischen war die Franchini mächtig hineingefallen. Zu ihrem Benefizabend hatte sie, plötzlich von literarischem Ehrgeiz gepackt — das passierte grade den Dümmsten — ein neues französisches Konversationsstück von ganz unmöglicher Feinheit gewählt. Kein Mensch hatte ein Wort begriffen. Die Franchini puppenhaft. Furchtbar flauer Ausgang. Ute wurde seitdem sehr gefeiert.

„Ich war, als ich meinen vorigen Brief abschickte, nervös herunter, überarbeitet, weißt du. Den ganzen Winter hindurch überbürdet mit großen Rollen und gehetzt von dieser Rivalin ... Na, man muß nur wissen, wer man ist. Daß ich von hier nach Berlin komme — ich will es —, das ist in der Welt das einzige, was feststeht."

Und auch Claude faßte sich wieder für ein Leben mit Erfolgen, die dem, nach Berlin zu gelangen, etwa gleichkamen.

„Da sie sich stark fühlt — Ich habe meine Kraft von ihr. In der Sehnsucht nach ihr liegt alle meine Kraft."

„Nun beginnt die Nachsaison," schrieb sie, „es werden neue Kontrakte gemacht, man spielt auf Teilung.

Darauf laſſ' ich mich aber nicht mehr ein. Ich habe gut abgeſchloſſen und reiſe am zehnten."

Claude ließ ihre Wohnung ſäubern. Am letzten Tage meldete ſie, Abgeſandte der Direktion hätten ihr Zimmer geſtürmt. Trotz gepackter Koffer hatte ſie ſchließlich dableiben müſſen. Übrigens blieb auch die Franchini. Die hatte für den Sommer einen Haufen Gaſtſpiele vor. Das war ja zu dumm, Ute zog es vor, ſich für den Winter gut auszuruhen. Sie ſprach ſchon von Walchenſee.

Die Wochen vergingen, Claude wartete wieder; da ſchrieb ſie aus Dortmund. Sie hatte ſich doch zu einem Gaſtſpiel verſtanden, nur ein paar Tage, und zwar nach der Franchini.

Es wurde Mai, nun war ſie in Merſeburg. „Ich habe Erfolg, obwohl gerade vorher die Franchini da war." ... Und dann ein wütendes Schreiben: die Franchini war nach Berlin engagiert, ans Reichstheater. Der Direktor, Doktor Abell, hatte ſie in Merſeburg ſpielen geſehn. Er war nach Unterzeichnung des Vertrages gleich wieder abgereiſt. Ute wäre ihm nachgefahren, aber es war unnütz: er hatte nur eine muntere Liebhaberin gebraucht. Außerdem war ſie ja auf ein drittes Jahr in Düren verpflichtet. „Da habe ich eine fürchterliche Dummheit gemacht ... Ich verſichere dich, als ich die Nachricht kriegte von dem Engagement der Franchini — ich wohne im dritten Stock, das Fenſter ſtand offen. Ich hab' mir die Knöchel der geballten Hand ganz wund gehämmert auf einem ſteinernen Schnörkel an der Hausfaſſade unter meinem Fenſter.

27*

Wie tief unter meinem Fenſter der Schnörkel war, und beim Herausbeugen eigentlich gar nicht zu erreichen — das hat mich ſpäter gewundert."

Claude beſchwor ſie, er bot ihr an, in Düren die Konventionalſtrafe zu zahlen, um ſie frei zu machen. Sie antwortete nicht, er wollte hinfahren, da ſchrieb ſie aus Ems. Die Franchini hatte dort ein Sommerengagement angenommen — nur um einem Menſchen aus Merſeburg nachlaufen zu können, der in Ems kurte. Er hatte kein Geld, und ſie betrog ihn daher mit allen Badegäſten. Eine ſaubere Liebe. Der Direktor hatte Ute mit Freuden aufgenommen, obwohl ſein Perſonal vollzählig war. Sie hatte Erfolg, aber die Leute gingen ja nicht viel ins Theater. Man mußte ſchon jedem einzeln ſeine Künſte zeigen, unter vier Augen, wie die Franchini ...

Claude biß in dieſen Brief vor Schmerz, und die Tränen ſprengten ihm die zugedrückten Lider. Nun reiſte Ute von Theater zu Theater der andern nach, deren Daſein ihr Alb war; konnte über den Berg des eigenen Ehrgeizes nicht hinweg, ſtürmte ihn fortwährend, mit wunden Füßen!

Wozu alle Willenskraft, wenn ſie höchſtens das Schluchzen niederzwang, das herauf wollte, während man auf der Bühne ſtand und einem Haufen Fremder vorſpielte. Claude fühlte ſich ſelber erſchlaffen, zuſammenſinken, je länger der Sommer dauerte. Er fand niemals den Mut, aufs Land zu gehen, mit Weibern abzuſchließen, die ihn bedrückten, ſich welche zu verſagen, die ihn kitzelten, ſein Gewiſſen zu verbeſſern.

Denn es war ſchlecht, und Matthacker verſchlechterte es; er kündigte den Marasmus ſchon aus großer Nähe an.

„Daß Sie in der Früh müde ſind wie ein Greis und nicht mehr an Darwin glauben, abends ſpät dagegen aufleben, Witze machen und ſich verlieben: faul, faul. Und immer geneigt, ſich durch Speis und Trank wieder herzuſtellen, worauf es Ihnen dann noch 'mal ſo ſchlecht geht. Laſſen Sie 'mal Ihren Atem riechen ... Atemnot fängt auch ſchon an? Ich will Sie nun elektriſch 'rankriegen."

Nach Verlauf eines Monats hatte ſich der Magen gebeſſert, und damit auch das übrige. Während dieſes Monats wunderte ſich Claude bei jedem Erwachen über den Tag, den er, nur halb am Leben, gerade ſo beſtehen ſollte wie ein anderer — mit Vergnügungen, Mahlzeiten, ſkeptiſchen Geſprächen und in ſtrammer Haltung. „Desgleichen wundere ich mich ſchon längſt, daß das Volk nicht Ernſt macht mit ſeinen Vorſätzen und die Stücke Erdoberfläche, die vorgeblich mir gehören, einfach zurückholt ... Ja, ſchwach begründet fühl' ich mich, in meiner Haut wie draußen."

Aber die Saiſon in Ems ging zu Ende, und Claude hörte von Ute, daß die Franchini kontraktbrüchig geworden ſei, durchgegangen hinter ihrem Geliebten her. Man konnte nicht erfahren wohin; ſonſt wäre Ute nachgereiſt, Claude wußte es ... Er ſchickte ihr Geld zur Löſung ihres Engagements; ſie ſolle ſich endlich Ruhe gönnen. Wozu? antwortete ſie; es ſei gleich aus.

Endlich konnte er sie abholen. Sie machte „Uff“ und ließ sich in eine Coupéecke fallen. Er beobachtete, während sie die Augen geschlossen hielt, wie der Mund verdrossen herunterhing, welch fahle Kreise das untere Lid umgaben. Sie fuhren ohne viel zu reden bis Walchensee.

Es ward schon September. An einigen warmen Tagen lagen sie noch auf der Wiese, wie im vorigen Jahr. Ute nahm kein Buch mit, ruhte schweigend im Schatten unter dem Wogen des blauen Himmels ihren Körper aus, der sich den aufgeregten Schicksalen so vieler Kämpferinnen und Liebenden geliehen hatte, und ihren Willen, der auf den Wettstreit mit einer einzigen versessen war. Sie war durchsichtig blaß, und Claude meinte, wenn er sie betrachtete, hinter ihrer bläulich weißen Stirn, unter den violett beschatteten Lidern ihre nach Wirkung gierigen Gedanken noch manchmal sich aufrichten zu sehn, wie schläfrige Hunde, denen ihr Hunger wieder einfällt.

„Du studierst ja niemals?“

„Wozu.“

Und mit verächtlichem Gemurmel:

„Für das bißchen Düren?“

Natürlich: da nächstes Jahr die Franchini fehlte ... Er zeigte sich lebhafter, je stiller sie war.

„Weißt du auch, daß ich mir immer die Blätter gehalten habe aus all den Orten, wo du letzthin aufgetreten bist? Die Berichte waren aber über Erwarten glänzend. Die Rezensenten wurden ja sogar erbost über deinen Lorbeer. „Fräulein Ende ist talentvoll,

aber für solch Ruhmesgemüse ist sie doch noch zu jung'."

„Ja, nicht wahr? Und dann der Benefizabend der Franchini. Im halben Hause eisiges Schweigen — an solchem Abend, wo man doch zum Lärmmachen aufgelegt ist. Sie kam ganz betreten wieder. Übrigens klappte es auch nicht mit dem Vorhang. Wenn drei Mann geklatscht hatten und sie' rauswollte, dann ging der Vorhang rasch wieder hinunter. Der Vorhangzieher war nämlich in mich verliebt."

„Das ist ja großartig."

„Nicht wahr?"

Und Ute richtete sich auf, stützte sich auf die flachen Hände ins Gras. Sie belebte sich.

„Da ist ihr der Direktor entgegengelaufen, vor Wut schäumend, und hat geschrien: ‚Da ham Sie's, Sie Roß! Mehr Flöhe ham's als wie Talent!' Alle haben natürlich losgebrüllt, und die Franchini ist auf ein Versatzstück gefallen und hat geheult."

Und da Claude erschrocken vor sich hinsah:

„Ich fasse nicht, woher man so viel Tränenwasser nimmt. Wie ein fünfjähriges Kind, sag' ich dir."

Wieder nach einer Pause:

„Darum ist sie ja auch mit dem Kerl durchgegangen. Es war das Gescheiteste, was sie nach dem Reinfall tun konnte."

„O, glaubst du, deshalb?" meinte Claude gepreßt.

Von den heißen Tränen jenes Geschöpfes ward ihm selber schwül. Sie stürzte, sinnlos, ihrer Leidenschaft nach; und Claude machte ihren Sturz mit, er

konnte seine Seele nicht aufhalten ... Ute fragte spöttisch:

„Macht sie dir am Ende noch zu schaffen?“

„Nein. Aber aus Liebe hat die 's wirklich getan, da sei nur sicher.“

„Nun, du mußt's wissen.“

Ute legte sich wieder hin; sie schwiegen.

„Also auf Düren freust du dich nicht?“

„Das kannst du dir denken.“

„Schon längst hab' ich's gedacht. Ich hab' sogar mit dem Pömmerl gesprochen, wie's wär', wenn wir in München ein kleines Theater bauten — weißt du, etwas vom letzten Chic. Ein Saal wie ein Stall — aber Linien! Und die Ausstattung der Stücke mit Möbeln von Van de Velde, Riemerschmied und solchen Leuten ... Aber wenn's dir nicht recht ist —“

„Wieso mir?“

Ute kam wieder aus dem Grase hervor.

„Nun, dort spielst du dann alles was du willst.“

Sie sah ihm in die Augen.

„Du bist wirklich ein feiner Kerl ... Aber du weißt, ich will nach Berlin. Nur dort ist man auf der Höhe, als Schauspielerin.“

Ja, dort war die Franchini.

„Ich bitte dich, acht Tage früher in Merseburg, und Abell hätte dich genommen.“

„Das glaubst du doch auch, nicht? O, wenn ich das nicht glaubte!“

„Also unser Theater?“

Sie schüttelte den Kopf.

„Das Theater in Deutſchland braucht gerade eine Anregung," erklärte er mit Nachdruck. „Über den Naturalismus, der zu nichts mehr führt, kommt man ſichtlich nicht hinweg. Wenn wir nun eine Romantiſche Bühne errichteten. Mit ‚Leben und Tod der heiligen Genofeva' von Tieck oder mit ‚Die Liebe der drei Orangen' von Gozzi fängt's an, und dann ſammelt ſich das herum, was es heute von Romantik wieder gibt. Denn ich glaube, es gibt was. Anſtatt der Trübſal auf den andern gebildeten Bühnen muß bei uns eitel Übermut herrſchen. Gut ausgehn muß es immer, das iſt erſte Bedingung. Ich bitte dich, wir ſind doch wahrhaftig Leute, denen es an nichts fehlt; warum ſollen wir zum Leben nicht Ja ſagen. Na?"

Ute lachte.

„Alſo, ſag' mal Ja!"

„Da hab' ich denn mit dem Pömmerl geſprochen. Er iſt auch der Meinung. Er denkt ſich unſer Theater am Habsburger Platz, bei uns draußen in Schwabing. Nebenan, Franz Joſephſtraße, und in der ganzen Gegend wohnen lauter reiche Leute. Da kann ſo was Frohſinniges am Ende gedeihn."

„Das Terrain?"

„Gehört ja mir. Panier nimmt gefälligſt Hypotheken auf das Muſenhaus, bis ſich die Balken biegen."

„Alſo alles in Ordnung. Aber ich muß nach Berlin."

„Hör' erſt. Der Pömmerl ſchreibt dir ein Stück. Ja, dir! Es heißt wahrſcheinlich: Die roſaſeidenen Höschen."

„Findeſt du, daß die mir ſtehn?"

„Müßteſt ſie halt probieren. Es ſind zwar Kokottenhöschen. Ich hab' den Stoff dem Dichter nahegelegt. Alſo, aus einer Waldhütte, dahinten vor der Lichtung — du erinnerſt?"

„Ach ja."

„— tritt bei Mondſchein ein kleines Mädchen. Es iſt ein Spielmann pfeifend vorbeigezogen."

„Nein, wirklich?"

„Sie hat roſaſeidene Höschen an."

„Bitte, die hatte ich in meinem Traum nicht an. Außerdem iſt es unwahrſcheinlich."

„Ja, deine Vorſtellungen von Wahrſcheinlichkeit mußt du ablegen ... Sie hängt ſich unter den Reiſewagen, worauf auch der Spielmann ſitzt. Der iſt natürlich nur mitgenommen weil er gefühlvoll blaſen kann. Geld hat er keins. Daher kriegt ſie dann der alte Bankier, gleich daneben."

„Ja, ſo macht's die Franchini, wenn der, den ſie liebt, kein Geld hat."

„Sie liebt den Spielmann ja gar nicht ... Er geht aber mit zum Bankier als Kaſſenbote, und bewahrt die roſaſeidenen Höschen auf, die das Mädel achtlos ablegt. Die ſind nämlich ein Talisman."

„So ſo."

„Und ſolange ſie da ſind, geben alle Leute ihr Vermögen dem Bankier in Depot, womit er dann ſpekuliert. Er wird ungeheuer reich. Da trägt der Spielmann die roſaſeidenen Höschen zum König, und das Mädel, ohne zu wiſſen warum, muß auch mit und den König lieben."

„Warum liebt sie nicht überhaupt den Spielmann?“

„Das weiß kein Mensch.“

„Und warum ist es gerade ein Spielmann. Wenn das Blasen doch nichts nützt, sondern nur die Höschen.“

„Ja, aber du hast es so geträumt. Einen gewissen Anhalt muß man in dem Meer von Unsinn haben, sei's auch nur die Insel eines Traums ... Genug, der König wird nun zum Erschrecken mächtig. Das Volk entsagt freiwillig allen seinen Rechten und baut ihm soviel Panzerschiffe, daß ihm die Augen übergehn. Aber er entzweit sich mit dem Bankier, da geht es schief mit ihm.“

„Die Rosaseidenen helfen ihm nicht?“

„Der Spielmann ist vielleicht gerade mit ihnen verreist. Das muß noch irgendwie gemacht werden ... Nun wird der König leider umgebracht. In dem Augenblick, wo es auch dem Mädel an den Kragen gehn soll, ist der Spielmann mit den Höschen wieder da. Sie wird also selber Königin und herrscht, bis sie so unvorsichtig ist, den Spielmann aus der Stadt zu verbannen.“

„Da gibt's Umsturz?“

„Da brennt alles, und sie muß fliehen, vollständig nackt. Eine Trikotszene für dich.“

„Danke, das wagte ich gar nicht zu hoffen.“

„Natürlich rettet er sie ... Na siehst du, sie hat ja keinen richtig geliebt, weder Bankier noch König, weder Geld noch Ruhm; und wer das Beste von ihr hatte, war noch der unbeachtete Anbeter mit den rosaseidenen Höschen. Was der mit ihr zwischen den Ereignissen

für schöne, entsagungsreiche Szenen hat: das läßt sich mit Romantik durchtränken, sag' ich dir."

„Immerfort blaugrüne Gelatineplättchen vor dem Licht, um Stimmung zu schinden."

„Ja, da gibt ihr denn der gute Jüngling die rosaseidenen Höschen zurück, die ihn bei alledem so glücklich gemacht haben, und sie kann ihre Laufbahn nochmals beginnen."

„Wenn sie noch Lust hat."

„Ich bitte dich, in dem Stück lebt ja ein unverwüstlicher Optimismus und kokettiert mit Blödsinn."

„Ist zum Teil schon Blödsinn."

„Aber harmlosen Leuten, die gut gespeist haben, muß so was doch gefallen?"

„Kann sein, kann auch nicht sein."

„Und dann wirst du, Ute, den ärgsten Unsinn herausreißen."

„Du mußt dich nicht zu sehr auf mich verlassen."

„Bedenke, wie das Theater dich einrahmen wird. Die Wandflächen, die Galerien im Saal stimmen zu deinen Farben; alles auf der Bühne ist deinen Formen hingehalten, begleitet deine Gebärden. Deine Stimme ist der einzige Klang, auf den das Haus angelegt erscheint. Man muß dir einfach jedes Wort glauben."

„Ute lächelte, spöttisch und befriedigt. Claude dachte an sein eigenes Haus, wo er das alles schon einmal versucht hatte.

„Ich habe immer die Manie gehabt, die ganze Welt auf dich, Ute, zuzuschneiden . . ."

„Ich weiß; du bist brav . . ."

In seinem Hause, das nur ihr erdacht war, hatte sie nicht verweilen, auf seine Zärtlichkeit in einem geschlossenen Zimmer, seinem Herzen, sich niemals lange betten wollen. Aber trug er nun seine Liebe, den Traum mit ihr vom vorigen Sommer, und Jahreszeiten und Leben, wie Ute sie ihm beschied, auf eine offene Bühne und ließ sie's aller Welt vorspielen — dann, vielleicht, dachte sie seiner, war näher bei ihm?

„Es hat was Verlockendes," entschied sie. „Aber doch nur im Sommer. Was Ernsthaftes ist das ja nicht."

„Gewiß nicht ... Also in neun Monaten ist die Kiste fertig, wie Panier sagt, dafür steh' ich ein ... Du nimmst nächsten Sommer kein anderes Engagement an?"

„N—ein."

Kaum war sie abgereist, stürzte Claude sich auf das Unternehmen, das sie erfolgreich und glücklich machen sollte. Er ging in Begleitung seines Kassiers Ringsum zur Bank und reichte ein Gesuch um Belehnung ein. Ringsum wußte über den Gang der Sache Nachrichten zu beschaffen. Einer der Direktoren der Bank war dafür, ein anderer dagegen. Schließlich bewilligte der Aufsichtsrat die Hälfte des Wertes von Grundstück und Gebäude, nach Fertigstellung des Baues auszubezahlen.

„Nun, zweifeln Sie noch?" sagte Claude zu Panier, dessen Rollstuhl Bella selten aus dem Zimmer ließ.

„Weil dir die Bank 'ne halbe Million gibt? Wie weit die woll reichen soll. Nöh, mein Jung, du fliegst rein, das laß man gut sein ... Überhaupt, das Projekt

von deinem Baumeister, das bewilligen sie auch nicht. Es ist im Kunstverein ausgestellt, was? Ich weiß es aus der Zeitung, da schreiben sie ja dagegen. Es sei feuergefährlich, es käme 'n zweiter Ringtheaterbrand bei 'raus und was weiß ich."

„Das ist natürlich von den Leitern der anderen Theater hineingebracht, die ihre Kundschaft nicht gerne hergeben. Wenn's sonst nichts ist ..."

„Tja, die sind aber mächtig, wie willst du dagegen anstänkern. Archibald —"

„Keine Sorge. Ich hab' Archibald auf meiner Seite. Morgen kommt ein Interview mit ihm in die Neuesten."

„Wenn man Archibald auf seiner Seite hat, ist es erst recht gefährlich ... Und denn überhaupt: mit was für Geld willst du bauen? Jetzt bei der Terrainkrise! Und wenn die Bank doch nichts losläßt, bis alles fertig ist."

Darauf wußte Claude nichts.

„Nöh," schloß Panier, „die Geschäfte, wo du auf verfällst, mein Jung, da lassen wir unsere Finger lieber 'raus. Du hast 'ne unglückliche Hand."

Claude meinte für sich, daß er dem Alten ja keine Beteiligung angetragen habe.

Bevor er aus der Verlegenheit herausgefunden hatte, erschien bei ihm mit einer Empfehlung Archibalds der Geldmann Ehglücksfurtner. Er wies, zutunlich plaudernd, seine Befähigung nach. Er war Claudes Vater beim Bau des Café Luitpold beigesprungen. Mit dem alten Marehn und mit Archibald hatte er zu tun

gehabt, gelegentlich der Errichtung des königlichen Konservatoriums für dramatische Kunst. Er kam mit Claude auf ein Darlehen von 700000 Mark überein, verzinsbar mit zwölf Prozent. Darauf pruschte er Claude ins Gesicht.

Ringsum hatte mit dumpfer Stimme zu allem ja gesagt. Aber wie Ehglücksfurtner hinaus war, erhob er die Hände und verkündete Unheil. Der Herr Marehn habe sich bewuchern lassen.

„Warum haben Sie's nicht verhindert?"

„Verzeihen, Herr Marehn, aber ich hätte Ihnen nur raten können, von dem ganzen Unternehmen abzustehen. Das würde der Herr Marehn wohl nicht gewollt haben."

„Allerdings nicht."

„Alsdann —"

Ringsum wählte peinlich seine Worte.

„Die wirtschaftliche Lage in München ist eine schlechte, und fand ich in dem verlangten, obschon hohen Zinsfuß die einzige Auskunftei."

„Nun also."

„Aber wir werden das Geld nicht zurückzahlen können. Das Bankgeld deckt diese Schuld umso weniger, als auch die fünfzigtausend Mark davon abgängig sind, die wo als Forderung auf dem Bauplatze liegen. Überdies dürfte der Voranschlag des Architekten auf eine Million Gesamtkosten, wie üblich, zu niedrig sein. Und besteht demnach die Gefahr, daß dieser gewisse Ehglücksfurtner schließlich das ganze Unternehmen an sich bringt ..."

Dieſe Zweifel ſtörten Claude nicht. Knapp drei Monate nach Einleitung ſeines Gedankens, zu Ende November, waren die bau- und gewerbepolizeilichen Bewilligungen errungen, das Baukapital zur Stelle, der Grundſtein gelegt. Claude berichtete voll Zuverſicht an Ute, erkundigte ſich nach ihrer Lage in Düren.

Die war nicht ſchlecht. Ute war ſo beliebt und geſchätzt wie im erſten Jahr ihres dortigen Engagements. Aber zwiſchen dem erſten und dritten war die Franchini vorübergegangen. Ute, ernüchtert und ohne Freudigkeit, zog von ihrem Erfolg all die erhobenen Hände ab, die vorigen Winter der andern zugeklatſcht hatten.

„Jetzt, da ich den Erfolg wiederhabe, darf ich mir wirklich herausnehmen, ihn zu verachten! ... Er beſchämt; denn er führt in die Phantaſie dieſer Leute, wie in ein ſchlechtes Haus, das auch die Franchini beſuchte. Er gilt immer nur dem Beiläufigen und Minderwertigen von uns ſelbſt, aber keineswegs uns ſelbſt. Er iſt eigentlich ein Mißverſtändnis! ... Bau' mir nur mein Theater! Die Leute werden ſich für ihre Wohnungen die Möbel beſtellen, die auf mich und die roſaſeidenen Höschen geſtimmt ſind. Sie werden meinen Mantel aus chiffon plissé nachahmen (vielleicht trage ich gerade einen), und keine Ahnung haben, daß aus demſelben, leicht raſchelnden Stoff auch die Verſe ſind, die ich eben ſprach."

Und das entmutigte Claude, zu wiſſen, daß nun auch Ute zweifelte an Erfolg und Ruhm. „Ich ſelbſt habe ſie bezweifelt, ehe ich ſie aus der Nähe geſehen hatte, gleich mit allem übrigen zuſammen, ſchon in

Spießls Bude. Aber in der andern Bude, bei den Mädeln, da glaubte man noch und hatte Ziele. Utes Stärke war ein Troſt und ein Stoff zu Sehnſucht. Iſt das auch dahin?"

Er arbeitete trotzdem weiter, mit den Architekten und den Geſchäftsleuten; aber er ſagte ſich, daß es umſonſt ſei. Dieſer Theaterbau war nur noch ein täglicher Gedanke an Ute; Claudes Zärtlichkeiten für ſie häuften ſich, ſtiegen auf mit den Steinen. Aber der Erfolg, den ſie nicht mehr achtete? ... Sie wollte ihn dennoch, o, das hörte er wohl heraus. Sie atmete ihn ein, lebte davon. Sie verlangte zehrend nach Anerkennung von all denen, die ſie als Richter ſelber nicht anerkannte.

Was das für eine ſeltſame Verirrung war! Claude dachte an jemand, der ſich ſeinem Ehrgeiz entriſſen hatte, dem Wahnſinn des Künſtlertums entronnen war und als unſcheinbarer Bürger lebte. Er nahm den Verkehr mit ſeinem alten Freunde Spießl wieder auf.

„Biſt du eigentlich glücklich?"

„Was heißt glücklich. Von Neujahr ab zahlt mir die Verſicherungsgeſellſchaft bereits zweihundertundfünfzig Mark; und mit ſechzig hab' ich angefangen."

„Und wieviel gibt Ringſum ſeiner Tochter? ... Hundert? Da könnt' ihr ja leben ... Wie iſt eigentlich deine Frau?"

„Die Miezerl iſt ein lieber Kerl. Man kömmt überhaupt dahinter, es ſteckt im bürgerlichen Menſchen ſo viel Gemüt ... Lache nur nicht, du Kalb, ich hab' mich ſelbſt genug drüber luſtig gemacht. Aber es gibt

einen Moment, wo man das, was früher Phrase schien, zu fühlen anfängt."

„Wenn man Philister wird," dachte Claude.

„Soviel ist gewiß," erklärte Spießl, „unsere Bude und die reine Geistigkeit mit ihrer Verachtung der Handlung — die muß man hinter sich haben; dann erst kann man mit Genuß ein Bürgersmann werden. Du verstehst, es liegt 'n stimmungsvoller Dunst von Wissen und Verzicht darüber ..."

Claude dachte: „Der hebt sich auch noch." ... Aber er hatte dennoch Lust, einmal hinter die Worte zu kommen, die ein anderer uns, immer ganz von fern, zuruft, und die vor seiner Seele wie Schleier hängen; sich die Erlebnisse eines andern von innen anzusehen. Abdanken zugunsten einer Frau, für sie keine perversen Gedichte mehr machen, sondern Policen ausstellen, wie dieser Spießl es schließlich fertig gebracht hatte, wäre es nicht die Vollendung aller Zärtlichkeit gewesen, die Claude einer darzubringen sich sehnte?

Er unterhielt sich öfter mit Spießl, tastete nach seinen Empfindungen, ging mit ihm zu Ringsums. Spießl erklärte ihm:

„Die Miezerl, die jetzt schon wirklich ein bissel faul und vergnügungssüchtig geworden ist, war früher die allerbrävste. Aber seither ist es die Sepherl."

Die Sepherl trug ihre braunen Flechten um den Kopf gelegt und waltete still im Hause. Die Mutter, eine dicke Frau, schrie immer hinter ihr her. Alles mußte die Sepherl tun. Die Jüngste ging noch in die Schule.

Claude kam nur in Abwesenheit des Vaters, weil der stramm unterwürfige Ton seines alten Kassiers ihn in Verlegenheit setzte. Selten konnte er mit der Sepherl ein paar Worte wechseln, auf der Schwelle von Küche oder Wohnzimmer. Dann kommandierte die Mutter schon wieder.

„Grad so ging's früher mit der Miezerl," sagte Spießl. „Drum hat's mir Eindruck gemacht."

Und Claude faßte ein sanftes Mitgefühl mit dem stillen Geschöpf, das eine kurze kleine Nase, so reine Augen hatte, und womöglich nicht einmal genug zu essen bekam. Er war angeheimelt von dem kleinbürgerlichen Frieden, den die Sepherl mit ausgoß, wenn sie Bier in sein Glas füllte. Eine Versuchung, ganz aussichtslos, da er ja Ute gehörte, berührte ihn, wenn die kleine Hand mit etwas staubigen Grübchen die seinige streifte.

Er bereute es, sich in diese Stimmung verliebt zu haben und immer wiederzukommen. Es war klar, daß er Hoffnungen erregt hatte. Weihnacht war nahe. Die Mutter sagte, so oft er an der halbgeöffneten Tür des Eßzimmers vorbeikam:

„Dort dürfen's net 'nein, da sitzt d' Sepherl und stickt was für Ihnen zum heiligen Christfest."

Aber eines Tages war die Mutter ausgegangen. Das Schulmädel ließ Claude herein, machte errötend einen Knix und verschwand. Er schlich sich an die Tür des Eßzimmers, sie stand leise offen wie immer; und er sah die Sepherl im verlorenen Profil ihre Stecknadel bewegen. Wie still das Licht an Haar und

28*

Wange formte. Die Uhr tickte und Claudes Herz klopfte. Er machte einen unhörbaren Schritt. Wußte sie, daß er da war? Er kam langsam näher. Wenn sie nun merkte, daß er hinter ihr stand — er ahnte selbst nicht, was er vorhatte... Da stutzte er, beugte sich nochmals über die Schulter des Mädchens, kehrte plötzlich um. Die Sepherl hielt gar nichts in der linken Hand; sie hatte, da sie ihn die Wohnung betreten hörte, rasch auf ihre Finger losgestickt.

Er entkam geräuschlos, zog aufatmend die Flurtür ins Schloß. Auf der Treppe sagte er laut:

„Pfui Teufel."

Auf der Straße sagte er leise:

„Die armen Leute."

Und zu Hause bemerkte er, daß kein Grund sei, weder zu Verachtung noch zu Mitleid. Er war hier, dort waren jene.

Für Weihnachtsabend erbat er, um sich von seinem Ausflug ins Gutbürgerliche zu erholen, eine Einladung von Gisela Gigereit.

Er erschien um zehn Uhr. Der Christbaum brannte; Theodora saß darunter und hatte neben sich den Kinderwagen.

„Aber das hab' ich ja gar nicht gewußt. Schon eine kleine Theodora?"

„Nein, aber ein kleiner Maxl," sagte sie stolz.

Gisela ging hinaus und holte den Punsch.

Was diese Theodora für Bewegungen hatte, noch immer, als ob sie einen beschlich. Und dabei glättete sie bloß eine Decke im Kinderwagen. Claude betrachtete

ihre Hand, ſo voll, dabei wie aus Wachs, und mit zurückgebogenen, ſchmalen Spitzen. Er ſagte plötzlich in frechem Ton:

„Alſo, wann wird denn nun wieder was mit uns zwei?“

Er bekam einen halb verdeckten Seitenblick, ſchwarz und gleitend.

„Ich bin ja glücklich verheiratet.“

„Ach geh. Ja, tauſend Mark hat er kürzlich gekriegt für ein Bild, dein Mann, was?“

„Tauſend Mark, bei mir dauern die lange.“

„Eine gute Hausfrau biſt du auch? Es iſt faſt zu viel . . . Und du liebſt ihn wohl gar?“

„Meinen Mann? Wozu.“

Sie murmelte, und ſchob dazu den Wagen.

„Das iſt gar nicht 'mal gut.“

Dieſes Weib mit ſeinen fallenden Schultern, ſeinem Katzenſchritt, mit der matt ſpiegelnden Haut und dem Widerſchein tauſendjähriger Lüſte darauf, von alten Bildern her, über die ihr Vater gebückt geſeſſen hatte! Sie behauptete nicht an Liebe zu glauben, nicht von ihr zu leben! . . . Claude fragte ſchroff:

„Und mich haſt du etwa nicht gewollt? . . Sag', haſt du mich damals geliebt oder nicht?“

Sie zuckte die Achſeln, tauchte in den Maßkrug am Boden einen Lappen und gab ihn dem Kinde zum Saugen.

Er warf ſich ſeine Voreiligkeit vor. Wäre er ihr bittend entgegengekommen und wehmütig, vielleicht

hätte sie ihm endlich die Wahrheit gesagt. Jetzt log sie wieder, um ihm Reue beizubringen.

„Geh, sag's," bat er sanft.

„Wenn ich's nicht weiß?"

„Du weißt nicht mehr, ob du mich geliebt hast?"

„Nein."

Also gut. Es gab niemand mehr auf der Welt, der noch gewußt hätte, ob Claude einmal geliebt worden war. Er begriff Theodoras Vergeßlichkeit; denn wie erging es ihm selber mit der Franchini. Vor der einzigen Nacht mit ihr war längst eine bläuliche Ferne zusammengeschlagen. So viel mit Vergnügen betäubter Schmerz um Ute, so viel Sorge um sie, die Enttäuschte, hatte jenes kleine Mädchen in die weite Welt zurückgedrängt, von wo sie gekommen war. Sie war durchgegangen, niemand wußte wohin; und in Claudes Gedächtnis entstand kaum noch ein wenig Unruhe, etwas Leises, worauf man nicht acht zu geben brauchte, ein gedämpfter Schreck, wenn ihr Name fiel. Man vergaß . . .

Während Claude seufzte, kehrte Gisela zurück. Theodoras Gatte kam und holte Frau und Kind. Die Eltern trugen gemeinsam den Wagen über die Schwelle. Breite Schultern hatte der Mann, aber, und das tröstete Claude, auch X-beine. Er würde Theodora immer zufrieden erhalten, ohne daß sie jemals in ihm aufgehn würde . . . Claude ging ihm nach, schlug eine Zusammenkunft vor. Für das Theater wurden Zeichnungen zu Spiegeln gebraucht, zu Türen . . . Der Maler war beglückt, Theodora

ſchob dem Kinde, das ſchrie, die Biernuddel feſter in den Mund.

Claude ſaß allein mit Giſela beim Chriſtbaum. Er ſtellte ſein Punſchglas weg.

„Hat die Theodora mich eigentlich 'mal geliebt?“

Giſela lachte ſtill und mütterlich.

„Wie ſoll ich das wiſſen.“

„Hat ſie nie was beſonderes geſagt über mich?“

Und Claude ſah angſtvoll zu, wie das ſchöne Haar, von Utes Rot und ohne Utes Seele, ſich im warmen Kerzenlicht gelaſſen wiegte.

„Daß du lieber dein Geld verlieren ſollteſt, hat ſie 'mal geſagt. Dann würde dich keine mehr wollen, und dann würdeſt du vielleicht glücklich werden.“

„Glücklich, ja wie denn.“

Giſelas Hände, fleiſchig und gutmütig, öffneten ſich im Schoß, und fielen wieder zuſammen.

„Das hat ſie nicht geſagt.“

Claude gab es auf.

„Na ja, Liebe kriegt man nicht. Dein Mann zum Beiſpiel, haſt ihn geliebt?“

„Auf meine Weiſe ſchon ... Ich hab' ihm ſeine Kupferſtiche verkauft.“

„Aber hoffentlich nicht — auf die Art, wie jetzt?“

„Doch.“

„Na dann —“

„Bitte,“ ſagte Giſela lebhafter, „ich hab's gut gemeint mit ihm. Er war zwanzig Jahre älter als ich. Er hat mich geheiratet, weil ich die einzige Frau ſeiner Bekanntſchaft war, die nicht aus Siena

und nicht seit sechshundert Jahren tot war. Die andern hängen alle in langen leeren Galerien. Die byzantinische Schule schaut ja kein Mensch an; und kein Mensch kaufte seine Stiche. Er hatte sich mit fünfundzwanzig Jahren daran gemacht, alle Byzantiner der Galerie von Siena in Kupfer zu stechen. Inzwischen hat man ja Verfahren erfunden, die ein Zehntel kosten und den Leuten besser gefallen; er aber stach ruhig weiter."

„Er war wohl ein wirklicher Künstler," meinte Claude.

„Ich hatte Achtung vor ihm. Solange ich allein hungerte, ging es ja. Aber endlich konnte ich auch für ihn nicht mehr das Nötigste herbeischaffen. Und dann ward Theodora groß und entbehrte schwer. Wir lebten zurückgezogen, man sah uns zwei Frauen manchmal aus unserm alten Hause huschen. An der Tür war eine Glocke, die lärmte, wenn man öffnete, und man blickte nach uns um. Ein Herr, der umgeblickt hatte, kam tags darauf und kaufte einen Stich für fünfhundert Mark."

„Den Preis hast du beibehalten."

„Ja, Gigereit wollte lieber selten etwas verkaufen, aber nie unter fünfhundert ... Der Herr kam wieder, wir waren nicht da, und er kaufte nichts ... Das ging öfter so. Gigereit fragte, als einmal nur Brot zum essen da war, ob er denn ein schlechter Verkäufer sei. Sein pergamentfarbenes Gesicht ward ganz rosig dabei; er strich hastig sein dünnes weißes Haar zurück. Er gab zu, die Verhandlungen hielten ihn auf; ich

durfte die Abzüge alle in mein Wohnzimmer hinübernehmen."

„Da haſt du dann gut verkauft."

„Ja, es kamen aber auch welche, die ſich ein Blatt von der Theodora verkaufen laſſen wollten. Sollten wir uns weigern? Ich mußte doch an die Zukunft denken von der Theodora."

„'s iſt dir ja geglückt."

„Gelt? Eine Ausſtattung hat's und einen braven Mann: auch ein Künſtler."

„'s iſt alles ſehr gut ausgeſchlagen, da gibt's keinen Zweifel ... Darf ich mir einen Stich ausſuchen?"

„Aber gern."

Und Giſela öffnete die Truhe. Claude fragte, aus den Bildern hervor:

„Und dein Mann, was mag er gedacht haben?"

„Das — war ihm nicht anzumerken. Er hat nie nach einem Geldſtück die Hand ausgeſtreckt, und wenn ich ins Zimmer trat und eine Zahl nannte, ſah er mich nur kurz an, über ſeine Brille weg, und mit Augen, worin gleichſam noch das Spiegelbild von einer byzantiniſchen Figur war. Er war ja ganz wo anders."

Auch Claude ſah flüchtig auf und kehrte zurück zu der bleichen, gezierten, kranken und koſtbaren Frau, in ſchmalem Weiß, unter den Sternen eines ſteilen Thronhimmels. Wie ſie, in der Künſtelei ihrer Schönheit, auf einmal Ute glich!

Nie nach heißen Armen um ſeinen Hals ver-

langen, nie nach Liebe jagen. Der Bitternisse seiner unverbrüchlichen Einsamkeit nie gedenken. Im Traum von Ute hängen und das unzulängliche Leben sich beflecken lassen. So tat der alte Kupferstecher, in dessen Augen das Spiegelbild dieser Frau stand, und der nicht fragte, woher das Geld kam. War er sehr hoch, war er sehr niedrig? ... Er war ganz wo anders.

XI

Ein Zuſammenbruch

Am Schluß des vorletzten Aktes ziſchte die Claque ganz vergebens. Niemand ließ ſich zu Widerſpruch hinreißen, man ziſchte einfach mit. Die Seſſel klapperten.

„Dreißigtauſend Mark, allein für die Seſſel,“ knurrte Panier und feixte.

Alles drängte ins Foyer.

„Das dumme Stück,“ ſagte Frau Blum. „Damit ein Theater zu eröffnen! Man weiß ja nicht, ob man gefrozzelt wird.“

„Ein Reinfall,“ erklärte Killich, „von dem werden noch die Alten reden.“

Blum ſagte zu Kreuth:

„Ihren Onkel werden ſie nicht mehr heilig ſprechen.“

„Warum nicht?“

„Weil ſie Marehn pleite ſprechen werden.“

„Iſt es denn ſo ſchlimm?“

Von Traxi behauptete:

„Marehn iſt ein toter Mann.“

„Ich kauf' ihm ſeinen Leichnam ab,“ verhieß Matthacker.

„Ein toter Mann, ein toter Mann?“

„Das wußte man heut ſchon an der Börſe.“

„Der Bau ſoll drei Millionen koſten! ... Übertrieben, meinen Sie? Ich hab' es von dem Ziegellieferanten. Ziegel, das klingt nach nichts. Was denken Sie, hunderttauſend Mark.“

Panier machte, auf Bella geſtützt, zwei ſchlürfende Schritte, ſchwenkte die Hand mit dem Gichtknoten und verlangte Ruhe. Man umdrängte ihn.

„Wir ſind doch woll der erſte, der Beſcheid wiſſen kann. Unſer Mündel is 'n richtiger dummer Junge. Wenn er bei der jetzigen Terrainkriſe ohne Geld 'n Theater bauen will, denn ſoll er es tun, aber 'n bißchen geriſſener muß er ſein als wie er is ... Na, gewarnt war er, nu laß ihn bluten. Nöh, das glauben Sie man nicht, daß wir uns deswegen 'n Finger abſchneiden. Könnt' uns paſſen. Wir, Panier, haben mit dem Krach gar nichts zu tun, das woll'n wir uns man ausgebeten haben!“ rief er erbittert.

„Wieviel ſchuldet Marehn?“ fragte man. Panier ſchrie:

„Wir ſchulden keinen Pfennig. Der ſoll ſich man melden, dem wir was ſchulden!“

„Wer ſteigert das Theater ein?“ hieß es.

„Der Inhaber der zweiten Hypothek,“ ſagte einer ... „Ehglücksfurtner.“

„Es ſoll jemand mit ihm zuſammenſtecken ...“

Panier, unfähig den andern zu folgen, ſchimpfte auf die Lehne ſeines Stuhles, woran er ſich aufgeſpießt habe wie an einer Gabel, ſo modern ſei ſie.

Und dem Claude wolle er überhaupt seine Meinung sagen. Er war violett, Bella, in Besorgnis, tröstete:

„Laß sie reden, dir kann eh' nix geschehn."

„Wir haben uns woll vorgesehn. Der Schafskopf soll gefälligst mit Terrains bezahlen, jetzt wo sie schlecht stehn und er die Hälfte dran verliert. Bloß nicht Rühran an die, die uns mitgehören. Und die sufzigtausend, die wir hier auf'm Baugrund von seinem verrückten Theater zu liegen hatten, die hat er uns vor allem andern auskehren müssen. Nöh, könnt' uns passen. 'n Familienvater!"

Bella streichelte ihm den Bart.

„Daß d' dich nur nicht anpumpen laßt vom Claude! Daß d' nix hergibst! . . Die jungen Leute sind so leichtsinnig. Und dann geht das Geld auch nur zu der Ute, weißt."

Sie seufzte auf, fühlte sich einer Gefahr entronnen. Wenn nun ihr Abenteuer damals mit Claude anders verlaufen wäre! Wenn sie Panier nicht mehr gekriegt hätte, und womöglich Claude! . . Spießl kam mit seiner Frau vorbei und lachte Bella zu:

„Aus is mit 'm Jubeljüngling! Die Hetz!"

Frau von Traxi erhob in der Nähe das Lorgnon.

„Die Entwürfe für die Elektrizitätskörper sollen dreitausend Mark gekostet haben . . . Ein junger Verschwender, wirft ohne zu wissen wofür, dreitausend Mark hinaus!"

Man betrachtete die Lüstres. Sie breiteten sich zu Gräserbüscheln von Kristall aus; in der Mitte blühte die durchglühte Blume. Mit großen Stengeln

und Kelchen waren, silbern und kirschrot, die Wände überzogen. Die Balustraden oben waren Urwälder stilisierter Pflanzen.

Die um die Logen kreisenden Korridore öffneten sich in allen Stockwerken an ihrer andern Seite auf das Foyer. Im ersten und im zweiten Rang lehnten Frauen, bleich schimmernde, farbenprunkende, mit Steinen bestirnte Frauen, fächelnd, ausgestellt bis auf die Füße hinter den durchbrochenen Geländern, und beugten sich lässig, herausfordernd, verachtungsvoll oder ausgelassen über das Gewoge zu ihren Füßen.

„Die Lüstres sollen von Ihnen entworfen sein, Herr Ende?“ fragte das Fräulein von Boos. Aber der junge Ende verwahrte sich.

„Für so ein schlecht fundiertes Unternehmen, meine Damen, habe ich noch nie gearbeitet. . . Und überdies ist dieser moderne Stil eine ganz vorübergehende Erscheinung.“

„Keine flos paludis mehr?“ fragte Matthacker.

„Mein Gott, man zeigt, daß man, wenn's drauf ankommt, auch in dem Genre recht Tüchtiges leisten kann.“

„Aber man hütet sich, zu weit mitzulaufen, bis an die Pleite . . .“

Theodoras Mann war mitgelaufen. Er wütete: „Das Panneau da hab' ich ihm gemacht! Eine Sache von achtzehnhundert Mark, meine Herren, und der Lump hat mir noch keinen Pfennig gezahlt. Also den wenn ich nicht beim Wickel nehm'. So ein Schinder, so ein miserabliger.“

Theodora redete ihm zu.

„Der Marehn weiß doch davon nichts, von ſo einer Kleinigkeit.“

„Kleinigkeit?“

Er ſtieß mit ſeinen breiten Schultern um ſich, ſtachelte die ſchwarzen Malſchüler auf.

„Der kleinſte Lieferant bewirkt die Zwangseintragung ſeiner Forderung. Der Anſtreicher kriegt 'ne Hypothek — nur wir Künſtler ſind dalket genug und laſſen uns alles gefallen von die Ausbeuter, die damiſchen.“

Er überſchrie die andern.

„Soll'n wir Künſtler uns am End' die Haut übern Kopf ziehn laſſen von ſo an Häuſerſpekulanten... Aber den verklagt mer! Und wenn er ſein Hemd verkaufen muß, ich will nix verliern, ich nicht!“

Die Künſtler, grauſam geſtimmt, hörten nicht auf Theodora, die beſchwichtigte. Aber Frau Marehn ſagte heimlich zu einem ganz Schwarzen:

„Meinſt du, daß ich ſchon mein Monatsgeld hab'? Und es iſt der vierte.“

„Gemein,“ erwiderte der Malſchüler und rollte ſlaviſche Augen.

„Ob ſeine Mutter darbt, das iſt ihm gleich.“

Sie hatte Tränen in den Augen. Ehglücksfurtner kam vorbei und pruſchte ihr ins Geſicht. Archibald, plötzlich auftauchend, holte ihn ein.

„Süßeſter Freund!“ rief er mit glockenhaftem Tenor, „wiſſen Sie denn die Kunde, die entſetzliche, die ich nicht faſſe, an die ich nicht glauben will. Unſer Freund iſt ruiniert, er kann das Theater nicht halten.

Ich wüßte nichts, was mich erschüttern könnte wie dies! Jetzt liegt das Geld für uns auf der Straße!"

„'s hat scho g'haut," bestätigte Ehglücksfurtner. Die beiden verschwanden.

Der Unbekannte, der mit dem Geldmann zusammenstak, war also Archibald. Und man wußte, auf welche unerbittliche Art er das Konservatorium für dramatische Kunst an sich gebracht hatte. Damals hatte er den alten Marehn besiegt, jetzt traf es den Sohn.

„Der Marehn is hihn," wiederholte man.

Köhmbold sagte dumpf, und ganz in Falten:

„Mit der Schönheit fällt man immer rein, die ist immer zu teuer ... Kein Geld mehr, keine Schönheit mehr."

„Kein Geld mehr?" fragte Matthacker und stutzte. „Tatsächlich? Ich dachte, es sei Spaß ... Dann tut's mir leid, daß ich seinen Marasmus aufgehalten habe. Erstens werd' ich mein Honorar wohl nicht mehr sehn, zweitens, ohne Geld wär's auch für ihn besser, er hätte ihn schon, den Marasmus."

„Und so ein dummes Stück zur Eröffnung," äußerte Frau Blum wieder einmal. „Man möcht' meinen, man wird gefrozzelt."

„Ob man sich auskennt," sagte Bella.

„Die Schauspieler taugen auch nichts," hieß es. „Die einzige ist noch die Ende."

„Wann's a Talent hätt', war's a net bei dem Beisl dabei."

„Ich bin mit ihr bekannt," erklärte Bella. „Sehr

begabt mag ſie ja nicht ſein, aber arbeiten tut ſie koloſſal, das muß ich ſchon ſagen."

Es klingelte zum drittenmal, und noch war das Foyer gefüllt. Die Erregung des nahen Zuſammenbruchs, eines Zuſammenbruchs am Abend der Eröffnung, zitterte in den Mengen der Neugierigen, der Erbitterten, der um ihr Geld Beſorgten, der Schadenfrohen. Die Damen auf den Galerien, in großer Toilette bis auf die Füße ſichtbar, blickten zweifelnd an ſich nieder. Sie kamen ſich vor wie ausgeſtellt auf einem Ausverkauf wegen Konkurs.

Sie wandten ſich zögernd nochmals um, überſchritten den Korridor, drangen türenklappend in die Logen. Wie der Wandelgang leer war, kam Claude eilig vorbei; er hatte mit dem Anführer der Claque geſprochen. Der Aufſeher ſchloß ihm ſchon die Tür zur Bühne auf. Aber eine knochige Hand legte ſich ihm auf die Schulter.

„Ah, Graf Kreuth?"

„Eine dringliche Aufklärung, Marehn. Haben Sie jetzt gar kein Geld mehr?"

„Man hat mich wohl recht hergenommen da draußen? Hören Sie nur nicht drauf, das iſt ja Börſenklatſch."

„Alſo haben Sie noch was? Leihen Sie mir fünfhundert, aber ich muß ſie gleich haben."

„Tut mir leid, die hab' ich nicht."

„Sehn Sie! . . Nein, weglaufen dürfen Sie mir nicht. Was wird denn jetzt aus meinem Großonkel?"

„Wie kann das ich wiſſen. Laſſen's mich aus."

„Der Gedanke ist von Ihnen, erinnern Sie sich bitte. Mir lag ja nichts daran, daß der Onkel heilig wird. Aber kommt's jetzt zu nichts, das ist ja dann eine Schande für die Familie. Ein jeder wird fragen: ja was ist denn mit denen, daß der Onkel nicht hat heilig werden können. Nein, das gibt's nicht, mein Lieber, da muß ich sehr bitten."

„So tatkräftig und so redegewandt seh' ich Sie zum erstenmal, Graf Kreuth ... Übrigens ist Ihr Onkel auf dem besten Wege. Unser Gesuch ist durch alle Instanzen glücklich bis nach Rom gelangt, das hat zwanzigtausend gekostet. Nun zahl' ich halt weiter."

„Können Sie denn das?"

„Ich werd' doch mein einmal eingeleitetes Unternehmen nicht im Stich lassen. Das wär' ja hinausgeworfenes Geld, und für meinen Ehrgeiz wär's auch eine Kränkung. Nein, Ihren Onkel kriegen wir heilig, das möcht' ich doch sehn. Nun werden sie von Rom aus in den Archiven stöbern lassen, nach Ansprüchen und Titeln, die der Herr auf die Heiligkeit hat. Das wird uns viel kosten. Wir müssen auch trachten, daß in der Gegend von Brixen im Volk Legenden entstehn von Wundern, die Ihr Onkel begangen hat. Das kostet natürlich wieder. Aber heilig, o heilig kriegen wir ihn, das möcht' ich doch sehn."

„Also ich verlaß mich auf Sie," sagte Kreuth noch. Claude war schon hinter der Tür. Sollte denn das etwa auch ein verfehltes Unternehmen gewesen sein? Das war nicht erlaubt. Mit allen Weibern konnte Claude hereinfallen. Bei allen Grundstücks-

ſpekulationen konnte er übervorteilt werden. Die elektriſche Setzmaſchine konnte eine Art Erpreſſungsmittel ſein, der „Roſenbuſch“ ein Blatt ohne Abonnenten, die wiſſenſchaftlichen Kolonien von Schlangen, Verbrechern und Frettchen nur ein Witz. Auch mit dem Theater ſchien es ja ſchief zu gehn. Aber die Heiligſprechung — o nein. Er würde dieſen alten Kreuth heilig bekommen, und dann hatten Claudes Millionen einen Zweck erfüllt, und Claude hatte mit Erfolg gelebt! . . Inzwiſchen hörte er draußen auf der Bühne Utes Verſe erklingen.

Pömmerl hatte den letzten Akt der Roſaſeidenen Höschen mit ſanfter Traurigkeit durchtränkt, aber er bewirkte gleich anfangs, daß Ehglücksfurtner ausruſchte. Seine Fröhlichkeit pflanzte ſich fort. Jemand pfiff auf einem Schlüſſel. Die Schauſpieler ſahen ſich um Entſchuldigung bittend nach ihm um. Sie haſteten ihre Rollen herunter, mit ironiſchen Abſichten in Spiel und Stimme. Sie gaben das Stück auf, verleugneten Autor, Direktor, Romantiſches Theater, verbrüderten ſich ſichtlich mit dem unzufriedenen Publikum, baten mit jeder Gebärde, man möge für alles das nicht ſie verantwortlich machen.

Ute hatte einen perſönlichen Erfolg, wie ſie, der Feuersbrunſt entronnen, in Trikots über die Bühne lief. Hier ward Ehglücksfurtners Lachen niedergeziſcht. Darauf ging das Stück, mit Pömmerls ergebungsvoller Heiterkeit, lautlos zu Ende. Die Leute, die den ganzen Abend alles ausgelacht hatten, bekamen auf einmal ganz ſchlaffe Mienen und wußten nicht mehr, ob

29*

sie die Überlegenen waren. Die letzte Szene verschwand in Sesselrücken; nur Utes Bewunderer blieben zurück.

Ute spielte sie mit all ihrem Talent, voll von Lebensgefühl, von Leichtigkeit und Mut. Sie schwebte den ganzen Abend auf einer hohen Welle, der Feindseligkeit des Hauses. Statt der dumpfen Köpfe von Türen und ihres unverstandenen Beifalls, hatte sie vor sich den Feind. Das Ungetüm griff sie an; sie durfte kämpfen mit ihm. Ernüchterung, Überdruß, Verachtung waren fort; alle Metalle ihrer Stimme wurden zu Waffen, jedes ihrer Glieder zu einer geharnischten Schönheit. Sie schleuderte im Rausch der Schlacht die Verse von sich wie Geschosse, empfing Zischen und Gelächter als feindliche Salve, genoß das Rauschen des Beifalls als sie in Trikots stand, wie das Flattern einer weißen Fahne.

Man rief sie zwei, viermal . . . nochmals? Ja, da klatschte ein Häuflein. Draußen schimpften nun ein paar Hundert; das war noch mehr wert . . . Sie lief aufatmend über die Bühne zurück. Claude, den Kopf voll drohender Zahlen, voll Zischen und empörter Gesichter, legte ihr den Mantel um.

„Damit sind wir fertig, fürcht' ich."

„So? Ich hab' nichts gemerkt. Ich hab' wieder Mut, ich weiß wieder, ich dring' durch, fühl' mich wieder entschlossen zu allen Mitteln. Erfolg ist alles; ich hatte das Zischen nötig, um dran erinnert zu werden. Also auf alle Weise zwing' ich ihn, hörst du, auf alle Weise!"

Wie ihr Arm, den er berührte, ſich geſpannt anfühlte! Wie ihre Schritte vom Boden abſchnellten! Lachend, über die Schulter weg rief ſie:

„Und jetzt heißt's, nach Berlin kommen!“

Claude begriff nicht. „Sie irrt ſich,“ dachte er, „das iſt ein Mißerfolg ... Morgen ſoll ich den Anſtreicher zahlen, dreißigtauſend. Womit denn? Die Requiſiten koſten grad ſo viel ...“

Er warf einen troſtloſen Blick über die Kuliſſen, verſuchte einem der hin und her gehenden Arbeiter eine Weiſung zu geben. Es war ſchon anders angeordnet. Inzwiſchen näherte ein Trupp abgeſchminkter Bühnenmitglieder ſich unter Rhabarbergemurr.

„Sie wünſchen?“ fragte Claude. Der Heldenvater ſagte getragen:

„Da man unvorhergeſehene Ereigniſſe nicht wiſſen kann —“

„Knöpfen Sie die Taſchen auf, Direktorchen,“ ſchloß die Naive.

Claude widerſetzte ſich:

„Was fällt Ihnen ein, heut iſt der vierte.“

„Für Sie iſt heut der letzte.“

„Nur nicht kalte Füße vorſchützen.“

„Ja, was glauben Sie denn, wofür halten Sie mich?“ fragte Claude.

„O, für gar nichts, aber das erſte Monat müſſen's Gagen zahlen. Ein Theater, wo nur einen Abend ſpielt, das iſt ja noch nicht dageweſen.“

„Sie irren ſich, Sie irren ſich!“

Aber er ward betäubt mit rollenden R's, umher-

geworfenen Armen, schwungvollen Beschwörungen. Der Regisseur bog um die Ecke, im Eilschritt.

„Meine Damen, meine Herren, was ist denn? Ah so. Also Gagen gibt's, wie's in den Kontrakten steht, und keine Stunde früher. Wer anderer Meinung ist, zahlt zehn Mark Konventionalstrafe. Saubande linksum, ab durch die Mitte!"

Wie sie verschwanden, trat er dicht an Claude heran, mit verruchtem Seitenblick, flüsternd hinter vorgehaltener Hand:

„Herr Direktor, ich habe Sie gerettet, aber jetzt zahlen Sie wenigstens mich!"

„Ja, sind Sie denn verrückt?"

Claude zitterte plötzlich vor Wut.

„Glauben Sie im Ernst, daß ich Ihre armseligen dreihundertfünfzig Mark nicht mehr zusammenbring'?"

„Um so schlimmer, wenn Sie mich armselig entlohnen, Herr Direktor. Ich bin seit zwanzig Jahren Künstler. Ich ernähre eine Familie von fünf Köpfen... Sie haben recht, ich hätte mich nicht mit Ihnen einlassen sollen. Jetzt darf ich wieder zusehn, wohin."

„Wer sagt Ihnen denn, ins Teufels Namen, daß ich das Theater schließe?"

„Daß Sie's nicht halten können, weiß jeder."

„Ich nicht. Wir spielen einfach weiter. Wer will uns hindern, wer?"

„Sie kennen Ihre Gläubiger besser als ich."

„Die warten. Bargeld ist doch heutzutage gar nicht nötig. Was verstehen denn Sie von Geschäften."

Claude stampfte auf.

Jetzt sollte er gar einem alten Mimen über die Einrichtung all dieser Geschäfte Rechenschaft geben, die sein Vater eingeleitet hatte, die ja zur Volkswirtschaft gehörten, Claude zustanden und übrigens nie ganz schief gehen konnten.

„Sagen Sie 'mal, halten Sie mich gar für bankerott?"

Der Regisseur schwieg höflich.

„Nein, das ist . . ."

Er hob die Arme, ließ sie fallen. Man hielt ihn für pleite! Und so starke Zweifel er immer gehegt hatte an seinem Recht auf Teile der Erdoberfläche, an seinem Recht auf die Arbeit der anderen, auf das Geld, das aus Verträgen, Machenschaften, Fallen und Sinken des allgemeinen Wohlstandes ihm zufloß — auf einmal fühlte er, das alles war doch er. In solcher Eile war's doch nicht von ihm wegzudenken. Ihn für zusammengebrochen zu halten, war eine verbrecherische Lästerung, die Claude alle Fassung nahm, ihn zu blinder Erbitterung reizte.

„Haben Sie schon 'mal gehört —"

Er hatte sagen wollen: „— daß Grundstücke und Gebäude im Wert von fünfzig Millionen plötzlich in die Luft fliegen?" Aber er zuckte die Achseln.

„Adieu."

Dann rief er hinterher:

„Die Bude kann mir ja versteigert werden, das gehört zum Spiel, uns ist zum Beispiel das Café Luitpold versteigert. Aber dafür können Sie Ihren Schwarzen in zehn Lokalen trinken, die wir seitdem gebaut

haben, und Ihr Herr Enkel mimt vielleicht auf einer Bühne, die ich gemacht hab'!"

Und dann schämte er sich. Das war ja Unsinn; er würde kein Theater mehr bauen, an diesem war's schon zu viel. Man nahm es ihm gleich wieder ab, und wer weiß, wie viele andere Grundstücke noch dazu. Ihm ward ganz kalt. Offenbar hielt alle Welt ihn für kaputt; wenn er's nun war? Er übersah sein Unglück nicht ... aber es traf Ute!

Er stürzte von einer Seite der Bühne auf die andere.

„Ich habe Ute an meinen Mißerfolg gefesselt! Ich begreife mich nicht mehr. Habe ich denn ernstlich erwartet, die Sache würde gut gehn? Erfolg — ich?"

Pömmerl zeigte sich. Mit erneuter Wut trat Claude ihm entgegen.

„Sie haben mir 'ne nette Suppe eingebrockt ... Ach, machen Sie bloß kein dummes Gesicht, Sie wissen ganz gut. Durch Ihre persönliche Anschmiegsamkeit laß ich mich immer wieder verführen und versuch' es mit Ihnen. Und dabei ist mit Ihren Sachen ja nichts zu machen. Der ‚Rosenbusch' hat keine dreihundert Abonnenten, immerfort stopf' ich nach. 'ne Villa hab' ich Ihnen geschenkt."

„Wollen Sie sie zurück?" fragte Pömmerl gekränkt.

„'n anständiges Stück will ich für das Theater. Aber von Ihnen mag ich überhaupt nichts mehr, Sie können nichts. Auf romantische Heitereiteien geht uns keiner ein."

„Sie haben mir ſelbſt den Plan des Stückes geliefert, unbedeutend genug iſt er ja.“

„An der Behandlung liegt es. Warum haben Sie ihn nicht realiſtiſch behandelt?“

„Mit Schuhplatteln,“ meinte Pömmerl beißend.

„Für Ihre Witze ſchenk' ich Ihnen keine Zigarre mehr, daß Sie's wiſſen.“

„Wenn Sie's nicht mehr können, tut's mir leid. Aber mich trifft an dem Mißerfolg keine Schuld. Ich bin Künſtler, ich mache, was ich machen muß. Glauben Sie, mit Hilfe meiner Kunſt Geld verdienen zu können, und nachher haben Sie ſich geirrt, das iſt Ihre Sache. Den kommerziellen Wert meiner Erzeugniſſe hatten Sie zu beurteilen, nicht ich. Von dem künſtleriſchen wiſſen Sie um ſo weniger.“

Und Pömmerl machte erhobenen Hauptes Kehrt. Archibald entſtieg unvermutet dem Schatten.

„Aber ſüßeſte Freunde!“ ſang er. „Die Direktoren liegen ſich in den Haaren, dieſes innige Paar ſollte ſich nicht mehr lieben? Das wäre unfaßbar. Oder wäre es wahr, was die Menge raunt, und Sie haben kein Geld? Wie denn? Spanien wäre endgültig zuſammengebrochen, die Goldſchiffe untergegangen, der bleiche Karl der Zweite in der Gruft ſeiner Väter hingeſunken ... Ach, ſüßeſter Freund, ich weiß ja, Sie lieben das nicht. Nur nicht dieſe feindſeligen Blicke, die mich quälen.“

Er nahm Claudes Hand, ſtreckte ſchmerzlich den Nacken vor.

„Ich will auch nicht daran glauben, Freund, an

diesen Zusammenbruch, es würde zu sehr schmerzen. Lassen Sie sich umarmen! Am Eröffnungsabend, wieso denn. Darauf hatte ich wirklich nicht gerechnet, ich schwör's beim Zeus. Soll ich Ihnen den ganzen Salat abnehmen? Ich kauf's, topp."

„Aber was bilden Sie sich ein, Herr Geheimrat. Es ist zur Zeit eine schlechte wirtschaftliche Lage, niemand kauft Grundstücke, drum ist mir das Geld ausgegangen. In drei Monaten vielleicht —"

„Topp," wiederholte Archibald sieghaft, „ich kauf's. Atmen Sie auf, Freund, die Schar der Bedränger entweicht, hier steht Ihr Retter. Ich hab' Erkundigungen eingezogen über Sie, weiß, was Sie schulden."

„Ach, wie viel denn," fragte Claude, sehr wißbegierig.

„Außer den 250000 Mark, die die Restforderung eines gewissen Ehglücksfurtner bilden, schulden Sie einer Reihe von Lieferanten noch 300000. Wir machen's gut, wir bringen's ins Reine, wir tilgen's, Freund."

„Das ist eigentlich eine Kleinigkeit," murmelte Claude enttäuscht. „Eine halbe Million."

„Man verlangt Bargeld, morgen, heute noch. Haben Sie's? Hier ist Rhodos, hier springe."

Archibald ging, den Hals eingezogen und dicht darunter die Arme gekreuzt, mit kurzen Schritten umher. Die Stirn, von einer Haarsträhne spitz beleckt, hielt er drohend gesenkt. Sein Mund bebte, halbkreisförmig, mit tief gesenkten Winkeln; seine Blicke funkelten düster unter den vorgeschobenen Balken der Brauen. Er war der schlachtenschwangere Korse.

„Sie haben eine halbe Million Schulden. Unſer Freund Ehglücksfurtner iſt Ihr Hauptgläubiger. Er wird auch die fremden Forderungen aufkaufen, bald wird er Ihr einziger Gläubiger ſein.“

„Mit Ihnen zuſammen, wie mir ſcheint.“

Archibald lehnte ab, als ein Sieger von gutem Geſchmack, der ſich nicht brüſtet.

„Sie ſchulden ihm — Sie ſchulden uns — dann eine halbe Million. Mit Veräußerung von Grundſtücken werden Sie ſich ſchwer helfen können, in dieſem Augenblick.“

„Leider.“

„Sie müßten für eine ganze Million Baugrund verſchleudern, um knapp eine halbe dafür zu bekommen. Sind Sie ſich darüber recht klar? Nun, dann werden Sie lieber einfach uns das Theater abtreten. Bargeld brauchen Sie auf die Weiſe keines mehr.“

„Aber —“

Claude erſchrak.

„Das iſt ja halsabſchneideriſch. Das Theater ſamt Baugrund iſt an die achthunderttauſend wert!“

Archibald hob die Schultern.

„Wer kauft's?“

„Aber meine Terrains können in drei Monaten um ein Viertel im Preiſe geſtiegen ſein!“

„Süßeſter Freund, das wiſſen Sie nicht. Sie ſtehen auf unſicheren Füßen, und warten auf Sie, das, Freund, wäre Selbſtmord. Wenn Sie uns nicht zahlen, werden wir das Theater einſteigern müſſen.“

Claude machte eine Handbewegung: Alles weg-

werfen, Ruhe bekommen. Dieſer Menſch war ſo viel ſtärker als er; er hatte ſchon ſeinen Vater hineingelegt, auf eine ganz ähnliche Weiſe. Es war ſinnlos, ſich zu verſteifen auf eine verlorene Sache. Ute herausziehen, ſie losmachen von ſeinem Mißerfolg! ... Er begann, recht zuverſichtlich:

„Alſo ich ſtelle meine Bedingungen.“

„Was für Bedingungen?“ fragte Archibald befremdet.

„Erſtens, daß Sie die Roſaſeidenen Höschen anſtandshalber noch ein paarmal geben.“

Archibald wehrte erſchüttert ab.

„Süßeſter Freund, das kann ich nicht. In dem Stück wird einem Könige übel mitgeſpielt, auch dauert die Trikotſzene viel zu lange. Mein königlicher Herr würde mir das nie verzeihen, und auch Seine Gnaden, mein Erzbiſchof, würde mir darob grollen.“

„Dann behalten Sie, das iſt unerläßlich, die ganze Schauſpielgeſellſchaft ſolange, wie die Engagements dauern, Fräulein Ende aber ſolange, als ſie zu bleiben wünſcht, und unter beſonders zu beſtimmenden Verhältniſſen.“

„Das iſt's ja, was ich wünſchte!“ rief Archibald, und klopfte die Luft mit dem Handrücken. „Nichts wünſchte ich ſehnlicher als das. Aber meine verehrte Schülerin weigert ſich ja zu bleiben, ſie will nach Berlin — ja, ſie verlangt es von mir.“

„Von Ihnen? Wann?“

„Soeben ... In ihrer Garderobe,“ ziſchte Archibald.

„Was verlangt ſie.“

„Sie will zu Abell, ans Reichstheater, ſtatt der durchgegangenen Franchini, die ja bei keiner im Bühnenverein befindlichen Bühne mehr aufgenommen werden kann.“

„Und das verlangt ſie von Ihnen? Sie verlangt? Wie kann Sie das?“

„O, die kann verlangen, die hat Gründe, ihre Wünſche einem Manne einleuchtend zu machen!“

Und Archibald, mit vorgeſchobenem Hals, nickte heftig, das Geſicht verzerrt von Kichern.

Claude fröſtelte es, er wagte nicht zu denken. Er trat zwiſchen die Kuliſſen, drehte ſich halb um, wollte noch ein Wort ſagen. Die Kehle war ihm geſchloſſen. Plötzlich lief er davon. Archibald rief erſtaunt hinterher:

„Wozu die Eile! Sie können Ihre Freundin noch heute abend nach der Sache fragen. Wir ſind ja alle eingeladen.“

Ute kam in Hut und Mantel heraus.

„Archibald ſoll dich nach Berlin bringen, was haſt du ihm dafür verſprochen?“

Die Erbitterung ſchüttelte ihn. Er zitterte in ſeinem Nacken, vor ſeinen Augen flimmerte es. Ute ſagte hochgemut:

„Was kann man dem verſprechen. Du weißt doch, was er ſchon 'mal wollte. Andernfalls erklärte er mich für talentlos.“

„Ja ja. Damals haſt du ihm nicht nachgegeben. Und jetzt? Du haſt verſprochen?“

Sie lachte.

„Das heißt nicht, daß ich's halte."

„Kannst du's wissen?"

„Nein. Ist auch nicht nötig. Ich spiel' ihm wieder eine Szene vor, wie das erstemal. Gelingt's, ist's gut."

„Und wenn nicht?"

Sie hob die Schultern, sah weg.

„Das ist überhaupt keine Sache, sich so aufzuregen, wie ihr's immer tut."

Sie sprengte auf hohem Roß über die eigene Angst hinweg.

„Ganz wurscht ist es!"

„Ute!"

Er ballte die Fäuste.

„Das bist du? Ute, du, deren Verzweiflung ich miterlebt hab' bei der Schufterei des Panier! Und jetzt — jetzt — bist du bereit, jetzt — ist dir's gleich? ... O, ich verbiete es dir. Das verbiete ich!"

„Woher nimmst du das Recht?" fragte sie, von oben.

„Woher ich —? Ah! Du fragst? Du weißt wirklich nicht, was ich gelitten hab' um dich, daß es mir hier und da vielleicht ein bissel schlecht ergangen ist um dich? Ach nein, das kannst du nicht wissen, daß ich soeben eine Million, oder nicht viel weniger, daß ich die abgeschoben hab', bloß damit du in keinem verfrachten Theater aufgetreten bist."

Sie musterte ihn kalt.

„Es tut mir leid, daß ich das Geld nicht zur Hand habe."

Er ſchlug die Hände vors Geſicht, nahm ſie wieder weg, atmete regellos.

„Himmel, was rede ich, ich verſteh' nichts mehr. Hab' ich von Geld geſprochen? Glaub' mir, ich weiß zu gut, es gibt nichts, was dich erſetzt, niemand, der dich verdient. Auch deine Kunſt verdient nicht, daß du dich für ſie opferſt. Das tuſt du unaufhörlich. Du gibſt ihr ſchon längſt alle deine Gedanken, jede Bewegung, deine ganze Seele, die Liebe, die du — die du uns Menſchen verſagſt. Jetzt willſt du ihr deinen Körper geben, ihr, der Kunſt, dieſem Ungeheuer, deinen Körper hinwerfen, deine Weiblichkeit, dein Seltenſtes, — es aus Ehrgeiz hinwerfen; und für alle meine Anbetung haſt du's mir nie geſchenkt. Das kann ja nicht geſchehn!"

„Schweig'! So ſchweig' doch. Es gehn ja da hinten noch Arbeiter vorüber ... Ich hab' meinen Mut zurück, ich ſagte es dir ſchon, meinen ganzen, ſchrankenloſen Willen. Ziele! Lauter Unterworfene!"

„Die erſte biſt du ſelbſt!"

„Bah. Wie das unbeträchtlich iſt. Vom Erfolg trennt mich nichts — nichts mehr als ſo eine alte Konvention. Ich komme drüber weg, ich bin ja nicht du."

Er rang die Hände. Sinnlos:

„Ich warne dich, warne dich!"

„Wovor?"

Er wußte es nicht, er erſchrak ſelbſt, er blieb ſtehen, während ſie ſteil, unheimlich, in halber Beleuchtung, verſchwand.

Sie war unmenſchlich, er haßte ſie!

Er taumelte zurück auf die Bühne. Sie ſtand leer, nur aus einer Kuliſſe traf ſie noch ein Lichtſtreif.

„Mein ganzes Leben," ſchrie es in Claude, „wirft ſie hin mit ihrer Scham. Alles, was ich geliebt, erſehnt habe, alles, was meine Jahre genährt hat, alles Leiden, woran ich hing. Sie ſchändet noch unſere Kindheit! Den Frühling auch, als wir Bruder und Schweſter waren ... Wie viel enttäuſchte, immer wieder enttäuſchte Zärtlichkeiten ... Das mit Panier. Unſer gemeinſames Schluchzen: ſie ſchändet es. Der Sommer, als ſie mich faſt geheiratet hätte — aus Vernunft; Düren, meine Hingeriſſenheit durch ſie, in den Armen einer andern, und nur durch ſie; und ihre Eiferſucht — aus enttäuſchtem Ehrgeiz. Bitterniſſe, ja, aber jetzt ſchändet ſie ſie ... Ihre Entmutigung, die Rivalin, deren Daſein ihr Alp war, und unſere Tränen, vermiſcht aus der Ferne, in unſern Briefen ... Dann das Theater, für ſie, und der Zuſammenbruch, durch ſie."

Er lachte auf, das Echo klang, als ob Balken hinſchlügen.

„Man glaubt, ich ſei pleite? Natürlich, ich bin's. Da Ute ſich hinwirft: das iſt der Augenblick, zuſammenzubrechen ... Schau's mit an, ſpiel's durch, auf deiner eigenen Bühne!"

Er hielt ein Auge an das Loch im Vorhang, fand alles ſchwarz.

„Sonſt ſieht keiner zu ... Es lohnt ſich auch nicht. Das alles geſchieht ſo einſam — ſo einſam:

Ute weiß auch nichts davon ... Versteh' denn ich selbst meinen Monolog? Versteh' ich denn mein Leben? Man wird zum schlechten Mimen, spielt die unverstandenen Stücke eines andern ... Da ist eine dunkle Bühne, Ute ist, rosig besonnt, in Trikots daraufgestanden. Ein zackiger Schatten versperrt sie nun schwarz, von der Kulisse. Dahinter ist's bleich. Die Pleite hängt in den Soffitten. Sprechen wir das letzte Wort auf unserm verkrachten Theater und machen wir Schluß."

Er lief nach der falschen Seite, kehrte im Dunkeln zurück.

„Schluß? Ja, wie denn?"

Er hörte einen Schritt, jemand wartete auf den Direktor, gab ihm Paletot und Hut, öffnete ihm die Tür. Claude erwiderte laut das Gute Nacht, machte eine eilige Wendung und zuckte zusammen, als die Bogenlampe, in deren Licht er lief, plötzlich ausging.

„Wie soll ich Schluß machen. Als ob die nicht alle stärker wären."

Er beschrieb eine unsichere Geste, senkte die Hände in die Taschen. Er kämpfte sich, den Blick am Boden, gegen den Wind durch leere, neue Straßen bis ans Ende von Schwabing.

„O, diese Wut des Schwachen ist verächtlich, ich will nicht mehr! Ich will nicht einsam zusammenbrechen, sie soll's erfahren! ... Sie sollte nicht wissen, wie ich leide? Aber sie hat mir's ja auferlegt, all dies Leid. Sie will's. Es ist nur, damit sie ihre

Macht fühlt, ihre Wirkung, ihre kunstreiche Persönlichkeit. Drum darf mir vor Sehnsucht und Genarrtsein die Luft ausgehn ..."

Er warf keuchend seine verstörten Blicke in die leere Nacht, über das regnerische, sturmbestrichene Feld, auf das er geraten war, fernab von der Straße nach Schleißheim.

„Drum darf ich den Marasmus kriegen, auf der Jagd nach Liebe!"

Mit einem Ruck kehrte er um.

„Das geht nicht, wie sie denkt. Wir sind an der Grenze, wir zwei. Jetzt kommt's, jetzt kommt's."

Er schrie sich das zu, bis er's glaubte. Er erreichte die Landstraße, gelangte zurück in die Vorstadt.

„Ich hab' sie gewarnt, ich hab' sie gewarnt."

Er drohte mit dem Finger in der Dunkelheit.

An der Ecke der Karl Theodorstraße lief er mit Spießl zusammen, der herumbog, am Arm seiner Frau.

„O Pardohn," sagte Spießl. Dann auflachend: „Das is ja — Da legst di nieder, das is ja der Jubeljüngling. Prost, Jubeljüngling!"

Er war aufgeräumt.

„Jetzt hat's sich wohl ausgejubelt? Die Millionen haben an Knax kriegt ... Aber was machst denn für ein Gesicht? Ich hab' dich nicht beleidigen wollen, bei Gott nicht. Aber über das Geld und die Geschäfte haben wir uns doch immer lustig gemacht, als reine Nihilisten ... Miezerl, geh' weiter, da verstehst ja eh' nix davohn ... So ein Zusammenbruch ist doch für unsereinen die richtige Komödie."

Er klopfte Claude auf die Schulter.

„Glückspilz, daß du das mitmachen darfst!“

„Ich pfeif' drauf,“ ſagte Claude, ſtoßweiſe und ohne an Spießl dabei zu denken. „Es gibt nur eins, was ich mitmachen will, und das werd' ich mitmachen, trotz Nihilismus, verlaſſ' dich drauf. Denn ich hab's in mir. Ich jag' ſchon danach, all die Zeit, nein, in mir jagt es: das wilde Vieh von früher, aus den ſtarken Zeiten, oder was weiß ich, wer da jagt. Aber jagen tut's, nach Liebe!“

Spießl ward böſe.

„Hör' mal, daß du mir das erzählſt, als ob's von dir wär', das iſt eine Gemeinheit. Ich hab's dir ja ſelber erklärt, du Rindvieh, hab' dich fein analyſiert. Du willſt doch nicht behaupten, daß du imſtande wärſt, ſo was zu finden!“

Claude ſchüttelte ihn ab, Spießl ſchwankte.

„Ach was,“ und Claude lachte auf — „es finden oder nicht. Es haben, das iſt auch was wert. Und zu wiſſen, daß man ans Ziel gelangt, trotz Zweifel und gebildeten Geſchmacks einmal ans Ziel gelangt, auf der Jagd nach Liebe!“

Er ſtürmte um die Ecke, hielt nochmals an, nahm ſich zuſammen.

„Woher kommt ihr denn. Wohl gar von der Ute?“

„Ja, und feſch war's. Alle ſind ſo angeregt, durch deinen Krach, weißt. Wenn die Miezerl nicht ſo viel Schlaf g'habt hätt', wär' ich noch dort. Jetzt gehn auch die andern heim, was willſt überhaupt

noch. Geh' her, trinken wir bei mir zu Haus noch ein Bier. Ich zahl's dir, du Fretter."

„Danke, ich hab' nur dem Pömmerl ein Wort zu sagen. Der wird ja noch droben sein? . . . Servus."

„Servus!" rief Spießl unermüdlich und wehte mit einem weißen Tuch. Seine Gattin stützte ihn.

Claude ging, zurückgehaltenen Schrittes, die Straße zu Ende, sah Utes Wohnung erleuchtet, fand die Haustür angelehnt. Er versteckte sich unter der Treppe, horchte und stellte dabei seine Ruhe fest, seine Umsicht und Entschlossenheit.

„Sie ist stark, ja, und zu allen Mitteln bereit, die ihr ans Ziel helfen. Aber auch ich bin es, endlich. So hätte sie mich früher kennen sollen! Vieles wäre nicht geschehen."

Es dauerte lange. Er irrte sich in Stimmen, die sich verloren, in Schritten, die nicht kamen, schluckte immer wieder die Wut des Schwachen hinunter, die zitternd herauf wollte.

Schließlich öffnete sich die Parterrewohnung, das Mädchen leuchtete den Gästen voran in den Korridor nach dem Haustor. Theodoras Gatte sagte zu Pömmerl:

„Voll Sekt wär' man ja nun. Aber für meine achtzehnhundert Mark hab' ich doch nicht saufen können."

„Was meinen Sie denn, daß ich bei dem Krach verliere," erwiderte Pömmerl. „Mein Stück wird ja in die Pleite mit hineingezogen."

Der Maler ward wild.

„Dieſe Geldmenſchen! Kunſthändler, Unternehmer — wenn ich die 'mal unter den Fäuſten hätte!"

„Man muß gerecht ſein," erklärte Pömmerl. „Der Marehn hat ſich ſelbſt mit hineingeritten. Mehr Unfähigkeit als böſer Wille."

Als Theodora, der junge Ende und Bella vorüber waren, kamen noch Archibald und Panier.

„Mein lieber Herr Panier," ſang Archibald in dem hallenden Flur, wo nur noch ſie beide ſich aufhielten, „dieſes Weib iſt für Ihr gutes Düren verloren. Ich bringe ſie nach Berlin."

„Nach Berlin? Na, Herr Geheimrat, denn dürfen wir woll fragen, was haben Sie da für Gründe für?"

„Gründe? Dieſes Weib, mein lieber Herr Panier, beſitzt Gründe genug, unſereinem das, was ſie wünſcht, einleuchtend zu machen."

„So ſo," machte Panier, und dann, bedeutſam:

„Tja, mein beſter geheimer Profeſſor, das können wir woll am beſten wiſſen, wir haben ihr ja ſelbſt 'mal 'ne Stelle verſchaffen müſſen."

„So ſo," machte darauf Archibald. Die beiden Alten räuſperten ſich, hatten ſich nichts mehr zu ſagen und klapperten mit den Trinkgeldern, ſehr unzufrieden miteinander.

Bevor das Mädchen zurückkehrte, ſtahl Claude ſich in die offene Wohnung, ſchlich über den Korridor, ſtürzte in Utes dunkles Schlafzimmer. Dahinter, im Bad, drückte er ſich gegen den Ofen. Er hatte ſeine

Wut freigelassen, sie tobte, noch bevor er selbst sich rührte, durch dies heimliche Zimmer. Eine weiche, aufpeitschende Luft floß ihm daraus zu. Denn es war gewohnt, Ute nackt zu sehen. Sein gieriger Haß rächte sich im voraus an den Reizen, die sie so lange für sich behalten, um die sie seine Anbetung betrogen hatte, und mit denen hier — hier jedes Möbel, jeder Fleck am Boden, jeder Spiegel vertraut war. Wie? Es gab einen Raum, einen einzigen, der strotzte von ihren Schönheiten, von allen Gnaden ihres Leibes — und er, Claude, siechte überall in der Welt dahin, und diese Tür, hinter der das Heil war, blieb geschlossen? Warum hatte er sie nicht längst erbrochen? . . . Er begriff es nicht mehr. Seine gewaltsamen Hände bebten, er packte sich selbst bei der Brust. Er hielt seine Lippe, die auf und nieder flog, mit den Zähnen fest, und er fühlte im Dunkeln, wie er weiß ward.

Sie gab draußen einen Befehl, auf dem Korridor ging das Licht aus, sie betrat das Schlafzimmer, mit einem Gassenhauer auf den gespitzten Lippen, drehte das Licht auf, schob den Riegel vor. Sie entkleidete sich sofort, das Fenster blieb offen. Das Korsett flog in eine Ecke, die Röcke lagen schon als Reif am Boden. Der Gassenhauer brach ab, Ute stampfte auf, legte sich in den Hüften zurück, starrte, den Kopf im Nacken, auf die Glühlampe und vergaß die Hand, die nach Nadeln gesucht hatte, aus dem Haar zu nehmen.

Er fand sie noch größer in Hemd, Hose, Strümpfen, noch spannkräftiger; noch reicher mit der starken Schlange des halbgelösten Haarknotens im Nacken. Er hatte sie

zwei oder drei Stunden früher auf einer Bühne ausgestellt gesehn, allen gehörig, nur ihm nicht; in Trikots, fast nackt, in der Künstelei ihres bemalten Gesichts, mit den geübten Wildheiten und der sieghaften Ruhe ihrer bronzen und seiden gewölbten Glieder. Er erinnerte sich; in der Pause war Lenbach auf die Bühne gekommen und hatte erklärt, Ute malen zu wollen. Heute abend hatte er sie entdeckt, eine seiner Rothaarigen voll trügerischer Verderbnis. Er würde ihre Züge berühmt machen, ganz Europa würde sich an dem fragwürdigen Lächeln erregen, zu dem der große Maler ihren langen schmalen Mund krümmen würde... Claude schüttelte langsam den Kopf, machte zwei Schritte, wie im Traum, halb bewußtlos vor Sucht, sie an sich zu reißen, ein Ende zu machen, bevor die Legionen gieriger Augen auf ihrer Berühmtheit umhertasteten. Er wagte es! Der Trug zergehender Spitzen, von dem jetzt ihr heimlicher Körper umraschelt war, der war stärker als Eisen. Niemand riß ihn herunter, nur Claude!

„Ute!"

Sie fuhr herum. Nach vorn geworfen, fassungslos:

„Was — was wollen Sie!"

Er kam herein, auflachend. Ach ja, sie hatte einem das Recht gegeben, ihren Panzer zu lösen.

„Du glaubtest, er sei schon da? Das bin nur ich."

Sie faßte sich. Verachtungsvoll und noch zitternd:

„Was machst du da?"

„Ich will dich fragen, wie's steht mit der Sache. Bist du einig mit ihm?"

„Das geht dich nichts an.“

„Du weißt, ich hab' dich gewarnt.“

Sie betrachtete ihn zweifelnd, und wie er entstellt war, mit geballten Fäusten, die Lippen krampfig von den Zähnen zurückgezogen, die Augen im Innern rot. Sie warf einen Blick über ihre Hosen, ihre schwarzen Seidenstrümpfe, tat einen Griff hinter sich, nach dem Kleid überm Stuhl oder nach der Tür: er wußte nicht. Er sprang davor.

„O! Das ist zu spät. Jetzt ist alles zu spät, daß du's weißt. Ich halt's nicht länger aus. Ich hab' zu viel gelitten. Du spielst zu ruchlos mit mir. Was haben wir alles durchgemacht! Alles, was sich mit einer Frau schlimm erleben läßt, das hab' ich gehabt von dir! Verschmäht, dann verraten, immer geringgeschätzt, einmal aus kalter Berechnung beinahe geheiratet, und einmal fast zum Geliebten gemacht. Ja, denkst du noch an die Komödie? Das war die schmerzhafteste! Du botest dich mir an; ich brach zusammen. Du — dich mir anbieten. Du wußtest, das Wunder überstieg meine Kräfte ... Jetzt bin ich stark. Du meinst, du kannst von vorn anfangen, dich einem zweiten Alten hingeben? Aber siehst du denn nicht, wer ich bin?“

„Du bist von Sinnen. Da ist das Fenster, mach', daß du hinauskommst.“

Aber sie stammelte. Sie sah ihn immerfort vornübergebeugt, die Arme eingelegt wie zum Sturmlauf, und mit den verwilderten Blicken festgehakt in ihre.

„Ich hab' gewußt, daß du da warst. Ich hab' einfach das Fenster offen gelassen."

„Hier wird nicht mehr Komödie gespielt. Du hast deine Macht über mich mißbraucht, mich ausgenutzt zu Gefühlen, die dir schmeichelten, deiner Mimen-Gefallsucht dienten; und meiner Qualen hast du nicht geachtet. Jetzt mißbrauche ich meine Macht. Weil ich Fäuste hab' und das Zimmer abgeschlossen ist. Möchte wissen, was du machen willst. Nein, schämen thu' ich mich gar nicht. Glaube nur nicht, ich habe für diese Szene zu viel Zartgefühl. Das verdienst du nicht. Eine, die sich den Greisen hinwirft, damit sie ihr auf eine Bühne helfen. O, o, ich will dich, weiter weiß ich gar nichts, ich will dich!"

Er prallte gegen sie, sie fielen zusammen um, rangen am Boden. Ute flüsterte unter Keuchen, und ihr Flüstern flog vor Angst:

„Laß mich! Ich rufe!"

Sie mochte rufen! Er kämpfte stumm, atemlos. Ihr Haar hinderte seine Bewegungen. Es hatte sich vollends gelöst, er lag darauf, und es spannte sich dicht, metallisch um sie her, schloß sie ab gegen ihn und seine Küsse. Er riß es fort, vergewaltigte, noch ehe er ihren Körper bezwang, ihre Seele, die mit violetten Lichtern in ihrem Haar blitzte, die er so oft mit Angst und Drang, mit Andacht und Unterworfenheit darin hatte blitzen sehn. Er wütete als Empörter... Ute lag auf der Seite, ganz zusammengekrümmt. Plötzlich warf sie sich auf den Rücken, streckte die Glieder aus. Er erschrak, verlor auf einen Augenblick

den Gedanken an seine zu stillende Gier, beugte sich über ihr Gesicht. Ihre Wimpern fielen tief herab. Unversehens erhob sie ein wenig den Kopf und legte auf seine Wange einen leisen Kuß. Darauf öffnete sie die Augen, und sie sahen einander an, aus der Nähe von Geliebten. Ute sagte sanft:

„Da liegen wir nun. Weißt du noch, wenn du im Salon deiner Mutter mir gegenüber saßest — die allererste Zeit! Ich hab' dich geliebt, weil du zärtlich und voll Verehrung warst."

„Du hast mich geliebt?"

Er fuhr zusammen, von Entsetzen getroffen. Sie war das kleine Mädchen, dem er, aus der Einsamkeit seines Knabenlebens heraus, seine ersten Zärtlichkeiten gebracht hatte, das sie mit einem Prinzessinnenlächeln angenommen hatte . . . Er betrachtete ihr verwüstetes Haar, er stand auf. Ute sprang sofort vom Boden, raffte ihr Haar empor, griff nach einer Matinee.

„Du hast mich geliebt?" wiederholte Claude.

„Auf meine Weise. Du mußt dich beruhigen."

„Ach darum."

Der Zorn hob ihn wieder empor.

„Ich sollte dich loslassen, drum wirst du plötzlich sentimental."

Er feixte.

„Da, hilf mir da hinein," befahl sie und reichte ihm das Kleid.

Er zog sich zurück, kam näher, sah weg, streckte die Hände aus. Er half ihr.

„Eine, die nicht lieben kann,“ murmelte er dabei, mit Ekel.

„Was willſt du mir daraus für einen Vorwurf machen. Ich bin Künſtlerin, nichts weiter.“

„Das iſt die Schande.“

„Schande? Ich liebe — auch ich; aber in Kunſtwerken, ſelber ein Kunſtwerk. Was weißt du davon. Du biſt nie mit mir in der höher gefärbten, ſtärkeren Welt geweſen, die das Kunſtwerk iſt. Du kennſt mich nur hier draußen, wo ich eine tote Figur bin. Kann ich dafür? Ich, die ich an jene durch Kunſt mächtig und edel gemachten Erregungen gewöhnt bin, die ich immer im Feuer ganzer, dramatiſcher Charaktere ſtehe, wie ſoll ich mich in einen gewöhnlichen, halben, unzulänglichen Mann verlieben ... Nun?“

Claude ſchwieg, zuckte heftig die Achſeln, wollte nichts einſehen.

„Eine Künſtlerin, die ſich verliebt, wirklich und ganz verliebt — das war nie eine,“ behauptete Ute, hoch und ſtolz.

„Wofür hältſt du mich denn? Ich bin ja verwöhnt durch die Kunſt. Das Studium der Leidenſchaften für die Bühne hat mich klarſichtig gemacht, ich weiß ja, was jeder bieten könnte. Haſt du dir das nie geſagt? Stell' dir vor, ich ſollte einen von dieſen Leuten lieben, einen dieſer halben Männer, mit ihren Lächerlichkeiten, Schwächen, Unredlichkeiten, einen Pömmerl, Killich — Nun, und dich?“ fragte ſie langſam, mit mitleidiger Grauſamkeit.

Er ſenkte den Kopf. Aber dann brach es heraus,

wund, überreizt, mit elend hinausgereckten Armen, ein Notschrei.

„Du irrst dich. Ich könnte lieben!“

Ute zuckte die Achseln.

„Aber ich nicht. Ich sehe manchmal mit Staunen den andern Frauen zu. Sie lieben, weil sie den Mann nicht kennen — aus Dummheit. Ich hab' mich schon gefragt, ob ich sie beneide, ob ich auch so weit herunterkommen möchte. Nein, nein. Das ist ja ein Wahnsinnskeim, den eine in sich trägt. Bei Gelegenheit irgend eines unwichtigen Mannes geht er auf. Ich hab' ihn nicht in mir, was willst du. Ich bin vielleicht ein Monstrum?“

„Ja,“ sagte Claude hart.

„Bin ich's? Dann ist auch mein Körper eines. Was er für Angst, für Empörung leidet bei der Annäherung des Mannes — o, das wirst du nie erfahren. Und was ich meinem Ehrgeiz, meiner Kunst für ein Opfer bringe ... Aber ich tu's, ich bin stark.“

Da erblickte er das Elend ihrer Stärke. Es weinte ihm auf die Hände. Er stammelte, bebend von Mitleid, mit ihr, mit sich.

„Aber mich — warum nicht wenigstens mich lieben, der ich um dich weiß. Bin ich zu schlecht, wie die andern?“

„Du bist mir am nächsten, du bist mein Bruder. Da, gib mir die Hand.“

Er wich zurück, gequält.

„Ich will nicht mehr.“

„Ich liebe dich, wie ich kann. Ich brauche dich,

fühle mich wohl in deiner Anbetung und komme in kalte Wut, wie in Düren, wenn du mich verrätſt. Das genügt dir nicht? Gib mir deine Hand."

„Ich will nicht mehr."

Er beſann ſich. Drohend:

„Du weißt, was ich will. Ich geh' nicht weg, ohne dich gehabt zu haben."

Sie rückte den Kopf, ganz raſch:

„Du machſt mich bös."

„Das iſt mir ganz einerlei, darüber ſind wir zwei hinaus . . ."

Er feuerte ſich an, ſträubte ſich dagegen, die Tat verſäumt zu haben.

„Ich hab' die Macht!"

„Hör' doch auf mit deiner Macht!"

Sie geriet in Wut.

„Weil du ein Mann biſt? Ich bin keinem unterworfen, weißt du, dir am wenigſten. Weshalb duld' ich dich? Weil du keine breiten Schultern haſt, und mich nicht durch eine Übermacht von Männlichkeit bedrohſt. Was kannſt du denn?"

„Ich werde dich umſtoßen — wie vorhin."

Er warf ſich wieder zum Sturm vor. Sie floh bis vor das Badekabinett. Auf der Schwelle wendete ſie ſich ihm zu; die Arme gekreuzt, erwartete ſie ihn. Sie rief:

„Und nachher? Denkſt du an das Nachher? Wenn du dann ſchlaff biſt, du Elender, und die tödliche Beleidigung liegt zwiſchen uns — ahnſt du die ganze Verachtung des Fußtritts, womit ich dich von mir ſchieben

werde, hinunter vom Bett! Dann sind wir fertig ... Wir sind überhaupt fertig!"

„Ja. Fertig sind wir, so oder so. Also —"

Aber sie umfaßte hart sein Handgelenk.

„Nein! Geh!"

Und in ihren Augen der kalte Wille zwang auf einmal all seine erkünstelte Kraft zum Hinknien. Sie fühlte sein Handgelenk mürbe werden und ließ es los. Sie wies, über ihr Bett hinweg, auf das Fenster:

„Geh!"

Er tappte rückwärts hin, lehnte sich an das Fensterbrett. Er warf einen verzweifelnden Blick hinaus auf den leeren, nur von Nacht begrenzten Platz aus Wiese und Lehm. Dieser unbebaute, zertretene Vorstadtboden bedeutete das verwahrlosende Leben des Ungeliebten, in das sie ihn verwies. Wie sie schön war. Er machte einen Schritt, die Hände bittend erhoben. Die Flamme in ihren Augen drohte kälter, ihr Finger befahl. Claude zuckte die Achseln; er ließ sich aus dem Fenster gleiten, besiegt, trostlos.

Er trollte sich, gesenkten Kopfes, bis ans andere Ende des Platzes. Dort blickte er um, fand ihr Fenster noch immer erleuchtet und offen.

„Ich kann ja umkehren? ..."

Aber er legte beide Hände übereinander vor die Stirn ... In den vergangenen Minuten war ihr Fenster — hatte er ihr Zimmer einst erstürmt und erbrochen, er? — unzugänglich geworden, als läge es im fünften Stock.

XII

Manon

Anfangs September ward das Romantiſche Theater von Archibald neu eröffnet. Claude verſicherte überall, er ſei froh, es los zu ſein. Seit fünfzehnten Juli, dem Abend der Première habe er keinen Fuß mehr in die Bude geſetzt. Er hatte einen großen Teil der Zwiſchenzeit mit Geſchäftsleuten geredet. Er hatte Ute niemals wieder geſehen.

Einmal ſah er ſie von der Frauenkirche her in die Schäfflergaſſe tauchen. Zwei Sekunden lang glitt ihr ſchwarzer, biegſamer Schattenriß über eine ſonnige Hausmauer. Ihr Haar blitzte auf und war erloſchen. Ute war ſchon vergangen, und Claude ſtand noch, in eine Niſche des Doms gedrängt, bleich, die Augen aufgeriſſen, und mit der Hand am Herzen.

Er zögerte drei Tage, vier Tage, floh vor ihrer Verführung aufs Land, nach Reichenhall, nach Kufſtein, fühlte ſich überall in dem Gefängnis, deſſen Mauern und Gitter aus ihrem Fleiſch waren, aus ihrer Stimme, ihren Gebärden, ihrem Blick. Sie engten ihn ein, dieſe Kerkerwände, rückten ihm immer näher, nahmen ihm Luft und Beſinnung ... Endlich ergab er ſich und

ging zu ihr. Sie war fort, nach Berlin, ins Engagement ... Sie hatte es also getan. Er ward, wie er das erfuhr, dunkelrot; er trollte sich, gesenkten Kopfes.

Etwas später erblickte er bei Fleischmann im Schaufenster ihr Bildnis, von Lenbach. Ihr kalter Seitenblick lockte über die Schulter hinweg, aus verlängerten Winkeln, mit geschwärzten Wimpern und dunkel umrändert. Von dem herbstlichen Gold der Landschaft floß auf dem Spitzenschleier vor ihrer Brust ein Widerschein zusammen mit demselben Rot, das da hinten am Himmel fieberte. Ihr Kopf war geschminkt mit Perlmutterglanz, gefärbt durch das Licht von Feenreichen, von grünen Steinen giftig angefunkelt und umprunkt von der violetten Masse ihres Haars. Mit dem hellen, gewitterhaften Rot ihrer geschlängelten Lippen behauptete sie fremde Verderbnisse von Künstlichkeit, mit ihrer großzügigen Blässe weilte sie in zergehender Ferne. Aber ihre grauen Blicke waren kalte, messende Eroberer, und in ihrem Haar flammte ihr siegender Wille.

Und Claude ward wieder erfaßt von dem Elend ihrer Stärke inmitten ihres Mangels an Menschlichkeit. Es erschütterte ihn und es machte ihm Angst, den Sinn dessen, was er geliebt und nie völlig ermessen hatte, plötzlich mit ein paar raschen Kreidestrichen, einigen überlegenen Pinselschlägen geformt zu sehen. Er ging heim, im Gefühl von Kleinheit und Untauglichkeit. Da hinten war sie nun ausgestellt, allen Gaffern, die im Vorübergehn den Fuß zurückrissen, begehrlich den Hals vorstreckten, sich besannen und weitertrabten. Was die

von ihr wußten und beſaßen, beſaß und wußte Claude; weiter nichts. Er hatte nicht die Kraft gehabt, mehr von ihr zu gewinnen.

Er kam wieder und ſah ihren grauſamen Blick ſich an ſeiner Bläſſe weiden, wie am Beifall eines Theaterſaals. Er holte aus dem Leiden um ſie ſein Gehirn zurück wie aus einem Krampf.

Er kam wieder und träumte von einem Gang mit ihr durch den Frühling, über lila bebuſchte Wieſen, und von läſſigem Sommerglück. Nun rauſchte der Herbſt durch die Straße, Ute war fort für immer, nur mit ihrem Bilde ſtand Claude im Herbſtwind, nur ihr Bild würde ihm künftig zu leben geben.

Er kam wieder und fand es jedesmal mächtiger. Es trat immer höher gefärbt, ſtärker empfunden aus dieſer Straße heraus, aus dieſer Stadt, aus dem Winter, aus Claudes Leben, das nun endgiltig in mattherzigen Liebſchaften untergehen ſollte, in Maskenſcherzen, die Eisblumen umſtanden: ein Leben wie ein Schattenzug.

Der Aufenthalt in ſeinem Hauſe ward ihm unerträglich, inmitten der gebrechlichen Linien, der Farben für Neuraſtheniker. Er begann um Utes Bild einen Rahmen zu erſehnen, in dieſem München, in das man ſie einſt überzuführen verſucht hatte, nach der Schönheit der Starken zu ſuchen. Florentiner Paläſte türmten an der Ludwigsſtraße ihre Blöcke, wölbten ihre Fenſterbögen über die Säule, die ſie teilte, ſtreckten ſchmale eiſerne Laternen aus. Römiſche Brunnen empfingen und quollen über. Barockkirchen ſchwangen ihre feurigen

Formen. Im Hofgarten ſchwankten verwelkende Laubgewinde vor langen, rot gefüllten Arkaden.

Claude dankte alle ſeine Intereſſen in die Hände ſeines früheren Vormundes ab. Er wolle den Winter in Italien verbringen. „Ja, wozu denn," meinte Panier. „Woll darum, weil du dich hier unmöglich gemacht haſt?"

„Ja, und um zu ſparen."

„Da haſt du Grund zu. Wir haben uns den Schaden nu beſehn. Wenn du noch lang ſo weiter machſt wie bisher, mein Jung', biſt du baldigſt geliefert. Von den Terrains, die noch da ſind, geben wir nix mehr her, gar nix, haſt du verſtanden. Wir warten die Kriſe ab. Wenn ſie ſteigen, biſt du fein 'raus. Solange mußt du dich 'n biſchen enger ſchnüren, mein Jung'. Fünfhundert Mark im Monat wollen wir dir woll geben . . ."

Mit der erſten Rate fuhr Claude ab, Mitte Oktober. Er dachte, ſchlaflos, während der Zug rollte, an Ute. Die Bühne, auf der ſie ſtand, das Schaufenſter mit ihrem Bilde blieb zurück.

„Ich bringe viele hundert Meilen zwiſchen uns. Und dabei reiſ' ich nicht, um ſie zu vergeſſen. Ich reiſe, glaub' ich, um ſie zu ſuchen — auf einem Umwege."

Er blieb einen halben Tag in Verona, kam am Abend in Florenz an, ſpeiſte in ſeinem Hotel in der Via Strozzi und ging aus. Es war gelinde, unter weichen Sternen ſchob ſich eine feſtliche Menge durch die Straßen, lagerte an Kaffeehaustiſchen auf den

Plätzen. Claude gelangte an den Dom. Ein braunroſiger Blütentraum aus Marmor umfing ihn lichtvoll, ein ſchwarzweißer Reigen von Niſchen, Pfeilern, Altanen ſchritt ihm entgegen, leicht und ernſt, aus bezaubertem Schatten.

Auf einem Brett bemerkte er einen Zettel mit der Anzeige der Manon Lescaut, von Puccini. Er fuhr hin; der dritte Akt hatte begonnen. Des Grieux, im Mantel, ſtand unterm Kerkerfenſter. An die Eiſenſtäbe drückte ſich Manons weißes Geſicht. Sie ſagten einander noch dasſelbe wie einſt im Hof des Gaſthauſes zu Amiens, als ſie, ganz jung, dem Kloſter entrannen, um einander zu lieben. Der laue Sturm ſeiner einzigen Leidenſchaft hatte ſein ganzes Leben durchweht. Sie liebte ihn durch Armut, Verbrechen, Verworfenheit hindurch, in die ſie ihn geſtürzt hatte. Die Muſik ſchlug in den Saal, heiß und ſüß. Und ganz oben, auf ihrer leidenſchaftlichen Schwellung ſchwebten die beiden Stimmen, wie zwei Engel auf einer geballten Wolke.

Ein Alter löſchte die Laterne, bei ſeinem eintönigen Singen erhob ſich fahl der Tag der Trennung. Das Gefängnis öffnete ſich, die Dirnen kamen hervor, ſchamhaft oder frech. Manon warf ſich an die Bruſt des Geliebten. Man zerrte ſie aus ſeinen Armen, ihre Befreier waren untüchtig, man ſchleifte ſie aufs Schiff. Des Grieux bedrohte den Kommandanten. Dann lag er ihm flehend zu Füßen. Endlich ward es ihm vergönnt, mitzufahren, den Einöden Amerikas entgegen und den Hütten der Verbannten — einem

Elend zu, in das Manons Glieder und ihre Blicke Paradieſe bauten. Ein Chor von Stimmen krönte ihr Glück.

Claude ſaß da, geſenkten Blicks. Er hatte mit Ute dahin zu ziehen gewünſcht, wie dieſer, in bebende Weiten von Meer und Himmel. Sie war allein gegangen, in die Einöde ihrer Künſtlichkeit. Das Segel war den Horizont hinabgeſtiegen, Claude ſaß am Strande.

Der Vorhang hob ſich von Sand und Fels und von den beiden Flüchtlingen. Manon ſank ohnmächtig hin. Des Grieux lief zurück, nach Waſſer und Hilfe. Sie kam zu ſich, glaubte ſich verlaſſen, klagte um das Leben. Sie war leicht, ohne Bewußtſein hindurchgetaumelt, unter dem Klirren von Gläſern, Geld, Degen, Juwelen und Ketten. Sie hatte, ſolange Geld da war, bloß an ihren Ritter gedacht. Nur weil ſie Treue ohne Geld für eine Torheit hielt, betrog ſie ihn. Sie begriff nicht, warum er litt und raſte. Aber ſie flog mit leidenſchaftlichem Schluchzen und in den Taſchen den ihm gewonnenen Raub, zu ſeinen Küſſen zurück. Wie kam es, daß er zum Spitzbuben geworden war, und ſie zur Dirne? Warum hatten ſie bald in Prunkbetten geſchlafen und bald auf Pritſchen? Und welches Geſchickes Strafe legte nun ihren ſüßen, reinen und unheilvollen Kopf zum Sterben auf einen Stein in der Wüſte?

Der Geliebte kam zurück, mit leeren Händen. Manons Stimme erhob ſich noch einmal. Ihre Arme erſchlafften, löſten ſich von ihm ab. Sie rollte zu

Boden, atmete aus. Er stürzte zu ihr hin, er betrachtete sie. Erkannte er, sich besinnend, das fertige Meisterwerk seiner Liebe? Es war in einem einzigen, langen Atemzug erschaffen, und mit einer nie gesunkenen Glut. Schon durch den Hof zu Amiens war ein heißer Luftstoß gegangen aus dieser von Manons Sterben ganz rot bestrahlten Wüste.

Claude blieb im Parkett stehn, klatschte ohne es wissen, und gelangte mit den Letzten an die Garderobe. Im Gedränge am Ausgang starrte er lange auf das weiß und mattglänzende Oval eines Frauengesichtes, worin sich weit zwei schwarze Augen öffneten. Das ganz dunkelblonde Haar glitt in blanken Wellen um das Oval. Kirschrote Lippen standen eng und dick aus seiner Blässe heraus. Claude dachte dabei nur an Manon. Da traf ihn ein Blick: die Franchini!

Er blieb stehen vor Überraschung, und verlor sie. Als der Weg frei ward, sah er sie einen Wagen besteigen. Zwischen den Schultern der Menge fuhr sie davon, zur Seite eines eleganten, breiten Mannes mit schwarzem, breitgeschnittenem Kinnbart und Brille.

In Claudes Gedächtnis hatte sich ein Vorhang geteilt. Eine Nacht, seine einzige Nacht, lag im roten Glanz dahinter. Die Gebärden der Franchini, ihren Mund, dessen Röte schrie, noch ehe er sich öffnete, er erblickte sie am Ende jeder engen Gasse, durch die er wanderte. Er erinnerte sich stundenlang, daß er geliebt worden war und geliebt hatte. Das war wahr, es war so wirklich wie der Sturm von Empfindung, der

heute nacht über eine Bühne gestrichen hatte; so untilgbar wie die Leidenschaft der Steine, die von Palästen, Türmen, Statuen auf ihn herniederwütete.

Cosimo, in seinen grünen Falten, barhäuptig, die Hand auf der Hüfte, ritt starr und groß durch die Nacht. So stolz und siegreich durchträumte Claude sie, allem verwandt, was stark und schön war. Vor dem Tor der Nacht leuchtete stumpfweiß und steil der riesige Brunnengott. Vier Rosse, die Wogen durchstampfend, schleppten ihn. Am Rande der Schale räkelten sich Frauen mit kleinen Köpfen und langen Schenkeln, und turnten knabenhaft Satyrn und Faune. Der Marzocco hockte grausam auf seinem schmalen Sockel, unter dem wilden Gebirge des alten Palastes. Und die hohe Halle der Bildwerke öffnete sich übergewaltig, auf die Knie reißend.

Da prangte der untadelige Schauspieler, der den Perseus gab, und trug die finstere Schönheit des Meduſenhauptes in jener Geste gen Himmel, die ihres wahren Mörders würdig gewesen wäre, und die er nicht gefunden hatte. Judith, gedrungen und dunkel, sah gar nicht hin, wie der fürchterliche Kopf zu ihren Füßen sich verzerrte. Aber sie selbst war der Täter ... Da balgten sich Muskelmassen aus Tier und Mensch. Der Räuber der Frau schritt unbewegt über den Besiegten weg, der geduckt und erbärmlich war. In den Hüften zurückgebogen, ein gigantischer Ringer, stützte er die Last empor, die in üppiger Anmut ihr Fleisch nach allen Seiten wand, hilflose Angst in die Lüfte weinte, und ihre weichen Arme begehrenswert aus-

ſtreckte, ganz oben auf der Pyramide erhabener Fleiſchlichkeit.

Aber am Morgen fand Claude ſich ſchwach, wurzellos und überempfindlich. Der Glockenklang ſtürmte zu ſtark durch dieſen zu heftigen Himmel. Die Bläſſe der Frauen war zu glühend. All dies Leben war zu wach und ſchleierlos unter den ſchrägen grünen Fenſterläden der blendenden Straßen. Raſche Geſten, ſchlanke Wendungen, Schreie, jäher Geſang. Den Gecken, eng gekleidet, die an einer Straßenecke ihren Torſo darboten und den ſilbernen Griff des Stöckchens am Munde, über einen Cafétiſch fort ſüße und harte Blicke ausſandten, ihnen gehörte die Franchini. Sie würden mit ihr im Takt leben. Claude aber blieb zurück; er hatte ſie im Gedränge verloren. Er meinte noch immer in dem Gedränge umhergeſtoßen zu werden, worin er ſie verloren hatte. Sie oder Ute?

Er ſuchte nach ihr, oder nach Ute, manchen Tag erdrückt von Müdigkeit, und manchen in der Zuverſicht einer bevorſtehenden Wiedergeburt.

Droben, von Piazzale Michelangelo, erblickte er die Hügel von Florenz, wie lauter im Kreiſe um die Stadt gelagerte Frauen, die Brüſte nach oben, die Arme unter dem Kopf, einen Schenkel aufgeſtellt, in dem kraftvollen Winkel, womit an der Statue der Aurora, dort am Sockel des großen David, der linke Schenkel die geſtreckte Linie des Körpers durchbrach. Sie erwachten zu Wolluſt, die Hügel von Florenz, wie dieſe Frau. Ihr Schenkel war von allen der ſchönſte, der erträumte, ewig begehrte: Utes Schenkel.

Er gedachte plötzlich des Tages in Walchensee, als der Sommer sie lässig gemacht und erweicht hatte, als sie ihm einen Traum voll Schwäche und Sehnsucht gestand. „Hätte ich damals nach ihr gegriffen! Da, der David, hätte es getan. Zu seinen Füßen warten die Frauen. Seine breitfingerigen, festen Hände werden nach ihnen greifen. Sein Gesicht wird drohen und lachen. Mit seinen jungen nervigen Beinen wird er gelassen in die Mannesjahre hineinsteigen."

Claude stützte sich, ganz geschlagen, auf die Brüstung. Über der Stadt schwammen im Blau die weiten Kuppeln und schossen eckige schmale Türme ins Licht, mit Köpfen voller Zinnen. Irgendwo aus stillem braunen Schatten schrie eine Marmorfassade auf. Die Häuser überschwemmten das Tal und erstiegen die Hügel. Mitten in allem trug der helle Fluß das Lächeln eines weiten Landes zwischen die winkligen Gassen.

Claude sah hinein. Dort, an jenem entfernten Punkt, unter einem Torbogen, geht eine kleine Tür auf, eine Gestalt taucht in das Gedränge, das vorüberspült. Auf dem Platz vor der Kirche gleitet sie wieder hervor; es ist eine junge Frau. Sie verliert sich in engen Gassen, die sich winden. Sie findet sich aufs neue. Sie ist wie ein Schwimmer unterm Wasser, der heraufkommt, man weiß nicht wo. Aber schließlich ist sie am Fluß und auf der Brücke. Claudes Herz geht stark. Am Fuß des Hügels ist sie, worauf Claude steht. Auf die Treppe, die zu ihm führt, setzt sie ihren Fuß, setzt Ute ihren Fuß! ...

Claude erwachte. „Wo iſt ſie jetzt? Woran denkt ſie?“

Er ſtieg hinab, taſtete ſich in die Straßen, wo er ſie erblickt hatte. Hinter dem Fenſter eines kleinen Ladens hingen illuſtrierte Karten an einer Schnur. Die in der Mitte trugen Utes Bild.

Claude riß den Fuß zurück, ſtarrte hin, faſſungslos. Dann begriff er. Eine hübſche Schauſpielerin, deren Bild ein betriebſamer Photograph über die Welt ausſtreute: was war daran zum Verwundern. Claude ſtand lange in der übelriechenden Friſche des Gäßchens. In ſeinem Hotelzimmer drehte er den Schlüſſel um, legte das Geſicht auf die Lehne eines Seſſels und ließ ſich weinen.

Spät am Abend bemerkte er, daß die Manon gegeben ward. Er trat erſt am Schluß des dritten Aktes ein. In den vorderen Reihen war ein einziger Platz frei. Wie er ſich niederließ, ſah er neben ſich die Franchini.

„Wir haben uns nicht vergeſſen?“ fragte er, indes ihm der Atem ausblieb.

„Ich vergeſſe nichts,“ ſagte ſie und hielt ihren großen dunkeln Blick in ſeinen Augen. Claude, entſchloſſen:

„Aber Sie lieben den Mann von neulich?“

„Sehr. Wir lieben uns ſchon ſechs Monate. Ach, ich weiß nicht, ob ich jemals ſo geliebt habe.“

Und da Claude unzufrieden ſchwieg:

„Er iſt Delegierter der öffentlichen Sicherheit.“

„Was iſt das?“

„Ein Polizeioffizier. Jetzt ist er in Bologna, mit einem wichtigen Auftrag."

Sie fuhr fort, von ihm zu erzählen.

„Man glaubt nicht, wie er ehrgeizig ist. Handelt sich's um seinen Ruhm, fürchtet er keinen Verbrecher. Er würde die Ratten aus der Erde ausgraben. Er wird es rasch bis zum Quästor gebracht haben."

„Wie Sie ihn lieben."

Ihre Blicke, mit Leidenschaft angefüllt, durchtränkten ihm berauschend das Herz.

„Er ist mein Retter, er ist gut und stark."

„Was hat er für Sie getan?"

Sie wäre ohne ihn dem Schlimmen Leben verfallen. Damals, auf der Flucht aus Ems, hinter ihrem Geliebten her, war sie bis nach Italien verschlagen. Ihr Berliner Kontraktbruch hatte die Rückkehr nach Deutschland zwecklos gemacht. Sie war zu andern Männern hingerissen worden. Einer hatte sie verkaufen wollen. Der Delegato war ihr Befreier.

Claude hörte ihr zu, sah die Gestalten der Geliebten ihren kurzen Weg entlang, wie die Gesten seiner eigenen Empfindung. Auf der Bühne schluchzte und starb Manon.

„Wissen Sie, daß Sie hübscher sind als damals?" flüsterte Gilda.

„Ich?"

„Ja. Sie trugen einen Schmerz auf den Zügen — Es war noch nicht so. Ihre Freundin muß noch viel böser geworden sein."

„Sie iſt nicht böſe," ſagte Claude, die Lider geſenkt. „Sie iſt unglücklich, ſie kann nicht lieben."

Er ſah ſie an.

„Wäre ich damals bei dir geblieben, Gilda. Ich frage mich, wie das Leben geworden wäre. Etwas ganz Unbekanntes, das du mich einſt flüchtig ſehen ließeſt: Kraft der Sinne. Das Leben plötzlich gewendet zu blühenden Geſtaden hin, das Blut auf einmal überladen mit Küſſen ... Und ich erinnere mich an das, was ſtatt deſſen war. Glaubſt du, daß es damals möglich geweſen wäre? Ich nicht."

Sie antwortete nicht; ſie rühmte wieder ihren Geliebten, den Delegato, während ſie das Haus verließen. Claude nahm ihren Arm, im Gedränge fühlte er das kleine blaſſe Geſchöpf an ſeiner Flanke entlang beben. Aus ihrem Munde kamen die Worte der Leidenſchaft, wie der heiße Duft aus dem beſonnten Fleiſch einer Roſe. Claude, ſüß betäubt, lehnte ſich feſter an ſie. Sie trennte ſich plötzlich von ihm, ſah nach einem vorüberfahrenden Wagen um.

„Die Nacht iſt ſo ſchön," bat er. „Und ſchon lange hat mich nichts mein Leiden ſo vergeſſen gemacht."

„Wie ich? Armer!"

Und ſie berührte aufs neue ſeinen Arm.

„Da iſt mein Haus. Ich empfange nachmittags. Kommen Sie, Sie finden alle meine Verehrer, auch den Conte della Bernardesca, der mir ſehr zuſetzt."

„Sie wären imſtande, einen zweiten Liebhaber zu nehmen?"

„Was hätte das mit dem Conte zu sagen. Silvio hat nicht viel Geld ...“

Ach ja, in Düren hatte sie Verhältnisse gehabt mit der halben Stadt.

Eine Alte trat vor; Claude vermutete, sie sei die ganze Zeit hinter ihnen hergegangen. Sie schloß das Haustor auf. Gleich dahinter stieg steil und ohne Wendung eine Treppe hinauf. Gilda betrat sie, nach der Alten, die eine Kerze angezündet hatte. Claude stand noch in der offenen Tür. Gilda rief von oben etwas, das er nicht verstand. Sie machte ein Zeichen; er sprang hinauf. Sie lachte.

„Was willst du denn?“

„Du hast gewinkt.“

„Ich hab' dir gute Nacht gewünscht. Gewinkt wird hier so.“

Sie zeigte es ihm.

„Und schließe das Tor,“ rief sie ihm nach. Er fragte noch von unten:

„War es eigentlich ein Zufall, daß wir uns heute abend getroffen haben?“

Sie lachte, von der Kerze rot und gelb angeflackert, mit schwarzen Kreisen um Augen und Kinn. Das Licht und ihr Lachen verschwanden gleichzeitig, unter dem Klappen einer Tür.

Claude merkte sich sorgfältig jede Straßenecke, um die er zu biegen hatte, bis zur Piazza Vittorio. Tags darauf fand er glücklich zurück. Die Alte führte ihn in den Salon. Dort ließ die Franchini sich frisieren, vor dem Trümeau. Ein Greis von edelm Ansehn

ſtand neben dem Haararbeiter. Drei geſchminkte Jünglinge ruhten in läſſigen Lagen auf Strohſtühlen um den Tiſch herum. Er hatte goldene, geſchweifte Füße; auf ſeiner gelben Marmorplatte ſtand ein Fiaſcho neben einem großen Mohren in bunt lackierter Blechrüſtung. Auf dem fleckigen roten Sofa, zwiſchen zwei ſtaubigen Feſtons aus Papierblumen, ſaß ein eleganter Dreißiger.

„Herr Claude Marehn," ſagte Gilda, und reichte Claude, indes ſie ihm im Spiegel zunickte, zwei puderbedeckte Finger — „ich ſtelle Sie dem Conte della Bernardesca vor."

Der Greis begrüßte Claude, vornehm und gütig. Er war hoch gewachſen und ſchlank, hatte ein langes Geſicht mit einem weißen Kinnbärtchen, und Augen voll feiner Schwermut.

„Entſcheiden Sie," verlangte die Franchini von Claude. „Dieſe Herren behaupten, es ſei unmöglich, zwei Männer auf einmal zu lieben. Sie behandeln mich als Ungeheuer, weil ich ſage, ich kann es."

„Ich fühle mich imſtande," ſagte Claude auf Deutſch, „zwei Frauen zu lieben. Sei's nur, um mit der einen Proben der Leidenſchaft abzuhalten, die ich mit der andern durchleben möchte."

Die Franchini bedachte ſich ernſthaft.

„Er gibt mir recht," äußerte ſie.

„Ich," verſetzte einer der Jünglinge, „habe nie mehr als einen Herzensfreund."

„Erlaubſt du, daß ich dir das Schönheitspfläſterchen hier am Winkel der Lippe befeſtige?" fragte der zweite und beugte ſich kameradſchaftlich über

Gilda. „Sieh doch, wie reizvoll es wirkt, bei mir selber. Ein sehr feiner Fremder hat sich gestern abend in mich vernarrt."

Der Conte seufzte.

„Wie viel hübscher noch, o Gilda, wären Sie mit kurzen Haaren!"

„Die alte Leier," erwiderte sie, und schüttelte die Schultern.

„Ist sie denn nicht von knabenhafter Schönheit?" rief der Greis lebhaft, mit Angst in der Stimme, und wendete sich an Claude. „Diese zarten Schultern, diese Jünglingsbrust, diese schmalen Hüften und langen Beine. Man schneide ihr die Haare ab — Cecchо, so schneid' doch zu! —"

Der Friseur lächelte, klappte mit der Schere.

„— und ihr Gesichtchen wird gedankenvoll unter kurzen Locken hervorblicken. Keiner dieser jungen Leute wird sich mit ihr vergleichen können."

Die drei Jünglinge schwiegen mißvergnügt.

Claude nahm seine Kenntnis der Sprache zusammen.

„Sie ist ein kleines Florentiner Kunstwerk. Ihre Brüder stehen hier in den Loggien, auf den Plätzen, ihre Väter sind die großen Künstler von einst. Vom Meißel jener tragen ihre Glieder noch die Spur. Ihr Leben ist voll von allen großen Gesten, die jene quälten und zum Schaffen zwangen."

„Bravo!" rief vom Sofa her der elegante Dreißiger. Der Conte reichte Claude die Hand. Aber Gilda bewegte heftig den Kopf.

„Die Signora ruiniert mir alles!“ kreiſchte entſetzt der Friſeur.

„Ich bin kein Kunſtwerk,“ ſagte ſie. „Ich bin ein menſchliches Weſen, ich fühle und leide.“

„Und machſt leiden,“ fügte der elegante Dreißiger hinzu, über ſeine Knie gebeugt.

„Was wirfſt du mir vor, Advokat. Die Leidenſchaft ſchickt uns Gott, wie Wahnideen.“

„Das iſt wahr,“ beſtätigte der dritte Jüngling. „Denn ich muß Lino lieben. Ich würde ihn töten, um ihn nicht zu verlieren.“

„Und wenn ich zwei Männer lieben müßte, wen ginge es an. Ich litte ſelbſt am meiſten.“

„Du wärſt imſtande, zehn, zwanzig zu lieben,“ meinte der Advokat mit Bitterkeit. „Gilda, ganz Laune.“

„Doch gibt es Frauen,“ ſagte Claude, „die ihr Lebenlang nur einen lieben.“

„Wir lieben alle im Grunde nur einen,“ erklärte ſie. „Aber wir ſuchen ihn bald in dem und jenem. Es wäre unehrlich, bei einem zu bleiben, in dem wir unſere Liebe nicht mehr finden. Wir ſollen dahin gehen, wohin Gott uns ſchickt.“

„Er ſchickt dich weder hier noch dorthin,“ behauptete der Advokat. „Denn er exiſtiert nicht.“

Einer der Jünglinge widerſprach mit Überzeugung.

„Und woher kommen uns die Schickſale?“ forſchte Gilda.

„Ich eigne mir dieſe Frage an,“ ſagte der Conte würdevoll.

„Woher," wiederholte die Franchini.

Der Advokat wußte es nicht.

Und Claude, der davon wußte, fühlte sich beschämt von diesen stärkeren, wärmeren Menschen, die nicht zersetzt waren durch Verstehen, die nur dachten solange sie sprachen, die nicht mit schmerzlicher Kleinlichkeit das Werden ihres inneren Schicksals verfolgten, sondern bei denen alles von draußen kam. Wie vor zweitausend Jahren gingen unter ihnen Götter umher und verteilten Schicksalsschläge. Sie waren nicht mit ihrer durchgesiebten Seele allein. Nicht in einsamem Verstehen gingen sie dem schweren Tod entgegen. Auch er war eine Laune von draußen.

Diese blasse Hetäre, die Männer den Glauben an einen Gott lehrte, dieses schwache, leuchtende Gefäß fabelhafter Leidenschaften, erfüllte Claude mit zehrender Sehnsucht. Sie erkannte im Spiegel seine Anbetung, sie neigte schwärmerisch den Kopf zur Schulter.

„Und wenn ich viele liebte — sie werden mich viele Tränen kosten. Hat nicht Christus von der Samariterin gesagt: Sie hat viel geliebt, ihr wird viel vergeben werden?"

Claude, erstaunt:

„Wegen der Tränen? Ihr wird vergeben wegen ihrer Tränen?"

„Natürlich. Wer viel geliebt hat, hat viel gelitten."

„Also deshalb. Ich habe nie daran gedacht," murmelte Claude.

„Mir ist manchmal, als liebte ich alle," sagte die

Franchini, indes der Friseur den Stift an ihre Braue setzte, und die andern sich ansahen und lächelten.

„Wie Christus," setzte sie hinzu. „Ich verstehe dann seinen Sozialismus . . . Seht ihr, wenn jeder von euch sich jährlich sechs Krawatten weniger kauft, können mehrere Familien sich viele Male satt essen. Warum sollten die Ergebnisse der industriellen Unternehmungen nicht besser verteilt werden."

Der Advokat bestätigte:

„Ich bin auch nicht dafür, daß du tausend Lire im Monat verdienst und manche deiner Kolleginnen nur hundertfünfzig."

„Wann hätte ich jemals tausend. Ich schreibe alles an, was ich verdiene und ausgebe. Willst du's sehn? Unter meinen Spesen stehen lauter weibliche Namen."

„Und keine männlichen?"

Man lachte. Gilda stand auf, schüttelte ihren Frisiermantel. Della Bernadesca bezahlte den Friseur, der unter Höflichkeiten verschwand. Der dritte der Jünglinge nahm den Platz vorm Spiegel ein.

„Einen Augenblick, Gilda. So sage mir, ob ich gut geschminkt bin. Ich habe eine Verabredung in der Alhambra, mit Lino."

„Beruhige dich," erklärte sie, „du bist eine Schönheit."

„Er ist eine Schönheit," wiederholte der Greis und betrachtete die feine Gestalt des Jünglings, seine reich gebogenen Stirnlocken, das elfenbeinerne Oval seines Gesichtes, das weiche Feuer seiner dunkeln,

künſtlich erweiterten Blicke, ſeine ſtarken, dunkel geröteten Lippen, um die ein wenig Flaum glitt.

„Mit dir verlaſſe ich nicht das Haus," ſagte die Franchini. „Alle würden dich anſehn, und vielleicht würde mir's Unglück bringen in der Liebe."

Bei dieſen Worten wandte ſie Claude den Rücken.

„Liebſt du nicht die Schwarzen?" fragte der Jüngling. Seine ſchlanken Finger, mit falſchen Steinen bedeckt, gruben in Fettbüchſen ... „Lino iſt ſchwarz."

„Auch ich bin faſt immer an Schwarze geraten, gewöhnlich an ein Stück Mann mit Schultern, ſo breit ... Aber ich fühle, auch einen Blonden, Schmalen könnte ich lieben."

Und im Spiegel berührte ihr Blick Claudes Stirn. Claude trachtete vergeblich, ihn mit den Augen einzufangen. Nur über die Stirn glitt er ihm weg.

„Und dein Delegato?" fragte der Advokat. „Der Held, dem du auch mich geopfert haſt?"

„Ich habe keinen Brief ... Wollen die Herren mir erlauben, mich zum Ankleiden zurückzuziehen?"

An der Tür verbeugte ſie ſich.

Der Advokat ſchob, als ſie draußen war, die Hände in die Taſchen, gähnte und ſagte:

„Der Granaſſi ſtirbt noch nicht."

„Und die Olivola pflegt ihn unausgeſetzt," ſetzte Della Bernardesca hinzu. „Mit keinem Schritt hat ſie den Klub verlaſſen."

„Man lernt die Frauen achten," bemerkte der erſte Jüngling.

„Sie, der Sie fremd ſind," äußerte der Advokat und trat auf Claude zu, „dieſe Begebenheit müſſen Sie erfahren. Arturo Granaſſi, einer meiner Kollegen, iſt im Klub von einem Schlafanfall getroffen. Die Marcheſa Olivola, ſeine Geliebte, ſofort benachrichtigt, iſt herbeigeeilt, hat ihn in ein abgeſondertes Zimmer tragen laſſen, und wacht bei ihm ſeit zwei Tagen. Olivola, der Gatte, war heut früh vor der Tür und wagte nicht einzutreten ..."

Der zweite der Jünglinge hatte eine Mandoline von der Wand genommen und klimperte darauf. Der dritte ſang ſüß und traurig:

Avea le chiome nere, ad uno, ad uno
Vidi cader que' suoi capelli fini ...

Der Advokat beſchrieb eine Rednergebärde.

„Sie iſt unbeſorgt um Ruf und Stellung. Sie wird für den Reſt ihres Lebens eine Ausgeſtoßene ſein. Aber der Geliebte wird in ihren Armen ausgeatmet haben."

Dann ſetzte er ſich wieder. Der Conte führte Claude in eine Fenſterniſche.

„Sie ſind reich?"

„Nein," erwiderte Claude erſtaunt. „Ich war es."

„Ah! Und Sie ſind der Geliebte der Franchini."

„Sie irren ſich."

„So werden Sie's werden, zweifeln Sie nicht ... Würde es Sie kränken, wenn neben Ihnen auch ein alter Mann ſich das ihm erreichbare Glück holte? Sie zögern ... Nein? Nun wohl, und ich, mein Herr, bin damit einverſtanden, neben Ihnen zu lieben. Aber

ich richte eine Bitte an Ihr gutes Herz. Sie, der Sie gewiß erfahren haben, was es heißt, um Liebe zu leiden, haben Sie Mitleid mit den Ängsten eines Greises. Kürzen Sie sie ab. Veranlassen Sie Ihre Freundin, daß sie sich das Haar abschneiden läßt."

„Aber —"

„Sagen Sie nichts. Ich verlange kein Versprechen. Ich bitte Sie nur, sich vorzustellen, wie es einem Alten zumute sein muß, der die Wonnen der Jugend noch einmal zurückkehren sieht. Sie sind ganz nah, ganz nah. Sie fallen ihm zu — unter einer Bedingung ..."

Della Bernardesca machte ein paar erregte Schritte ins Zimmer hinein. Er blieb einen Augenblick vor dem dritten der Jünglinge stehen, der ihm während des Singens zulächelte, und starrte ihn an, ohne an ihn zu denken.

„Du irrst dich," sagte der zweite, beim Zupfen der Mandoline, zum dritten. Der Conte kehrte hastig zu Claude zurück.

„Und dann bedenken Sie, daß ich reich bin und daß Ihr Verhältnis zu der Franchini Ihnen Kosten auferlegen wird."

„Ich verstehe nicht —"

Da trat Gilda ein, schon im Spitzenumhang. Sie sagte etwas zu Della Bernardesca. Der Alte trennte seine Lippen von ihrem Handschuh, er rief lebhaft zu Claude hinüber.

„Natürlich. Geben Sie uns die Ehre, mit uns zu speisen ... Eine Weigerung wird nicht zugelassen Ihr Straßenanzug ist entschuldigt."

Der Advokat erinnerte ſich plötzlich einer Verabredung und verſchwand. Der erſte der Jünglinge knöpfte der Franchini einen Handſchuh zu, der zweite zog ihr den andern an. Der dritte muſterte ihren Anzug. Er entſchied:

„Du wirſt heute abend Glück haben.“

Sie ſagte triumphierend:

„Ich glaube es auch.“

Dann gingen ſie. Die Alte leuchtete über die Treppe. Della Bernardesca nahm mit Vorſicht die ſteilen Stufen. Das Kleid der Franchini rauſchte, und Claude dachte unvermutet daran, wohin er gehe, wohin es ihn noch führen werde, dies Rauſchen dem er ohne zu fragen, folgte. Sein Blut floß reich, es war ihm, als hielte er hinter dieſer Frau die Arme ausgebreitet, und mit Schwindeln ergriff ihn das Vorgefühl ſeines ſtarken Glücks.

Der Wagen trug ſie zu Giacoſa. Der bunte Türhüter begrüßte ſie tief, ſie erſtiegen die weiße Marmortreppe, leiſe Kellner öffneten ihnen das kleine rote Rokokokabinett. Della Bernardesca war unzufrieden, weil der Tiſch nicht gedeckt war. Er überwachte es, beugte ſich über die Speiſekarte, ließ die elektriſche Lampe näherrücken. In ihrem Schein zeigten ſich durch ſeine weiße Haut hindurch die erweiterten Blutgefäße. Claude beobachtete ihn vom Fenſter her mit Beſorgnis. Er ſagte zu Gilda:

„Die Gerichte ſcheinen nicht übel, er wählt auch ganz gute Weine. Aber wie ich mich revanchieren ſoll, iſt mir unklar.“

Und er erzählte von seinen Geldverlusten. Sie hörte aufmerksam zu, ihr Blick suchte hinter seinen Worten.

„Du hast es für sie verloren, das Geld, für sie. Und jetzt, da es weg ist, will sie dich nicht."

„O nein! ... Sie kann nicht lieben," wiederholte er.

„Weißt du noch, damals in Düren fragte ich dich, ob du gar nicht fürchtetest, es möchte dich einmal reuen, daß du alles für sie hingegeben habest ... Reut es dich jetzt?"

„Nein."

Die Franchini starrte ins Licht. Plötzlich warf sie der Schäferin auf dem Kamin ihre Handschuhe an den Kopf.

„Gehn wir essen!"

Sie erhob vor der Suppe das Sektglas. Auf der roten Damasttapete stand prächtig die meerblaue Seide ihrer Robe, von einem schwarzen Netz überzogen. Bleich, zart und scharf modellierte sich gegen das Rot ihr Nacken. Das Gesicht ruhte hell in breiten dunkeln Locken.

Der Alte zwischen ihnen plauderte. Als die Früchte gebracht waren, schob Gilda plötzlich ihren Teller zurück und sagte über den Tisch hinweg auf deutsch:

„Warum lieb' ich dich?"

Sie war noch bleicher, ihr Blick noch dunkler vor Angst.

„Weil ich dich leiden sehe. Weil ich die Frau kenne, die daran schuld ist, und verstehe, was sie dir antut. Weil ich weiß, wie du lieben könntest."

Sie sah ihm in die Augen.

„O, ich weiß!“

Und sie erschauerten beide. Sie erkannten einander wieder, die Geliebten einer einzigen Nacht. Ihr Fleisch erinnerte sich. Sie sahen sich plötzlich nackt.

„Du bist alles das,“ sagte Claude mühsam, „was ich lieben wollte, wonach mich immer verlangt hat in der andern.“

„Und doch,“ sagte Gilda wieder, „liebe auch ich einen andern. Verstehst du?“

Er war so bleich wie sie. Ihre Lippen bebten wie seine.

Della Bernardesca bezahlte. Er schlug die Alhambra vor. Claude und Gilda folgten ihm, ohne es zu wissen. Sie schauten einigen Nummern zu. Da besannen sie sich gleichzeitig, sahen einander an, standen auf. Der Greis blickte verwundert empor, dann begriff er. Er sagte der Franchini etwas ins Ohr, untertänig flehend. Sie erwiderte halblaut:

„Es ist möglich, daß ich es einst tue.“

Die Nacht war lau, ihr Wagen offen. Sie lehnten sich nicht an, sahen immer geradeaus. Unter dem Rasseln der Räder, dem Klappern des Echos, lauschten sie auf ihr Blut.

Wieder rauschte Gildas Kleid auf der steilen Treppe. Die Alte machte beschwerlich Licht im Schlafzimmer. Sie sahen ihr zu, Gilda reglos im Winkel zwischen Bett und Kommode, Claude am andern Ende des Zimmers, reglos. Plötzlich stampfte Gilda auf:

„Wirst du bald fertig sein?“

Die Alte drückte ſich erſchreckt aus der Tür. Gilda und Claude liefen einander entgegen, ein ſtarres Lächeln auf den Geſichtern. Sie preßten einander an ſich, ihre Knochen knackten. Ihre Zungen küßten ſich ſtürmiſch, ihr Speichel vermiſchte ſich.

„Laß' dich ſehn, laß' dich ſehn!"

Sie riſſen einander an das Licht, auf das Bett, und betrachteten in ihren zuckenden Mienen die tiefe Angſt ihrer Begierde.

Nach ſeiner erſten Ermüdung lag Claude auf der Seite, zuſammengerollt, und im Kreiſe zwiſchen ſeinem Kopf und ſeinen Füßen hoch aufgerichtet tanzte Gilda, leicht und ernſt, in roſaſeidenen Höschen, die an ihren langen, feinen Schenkeln ins Violette ſchillerten, in roſaſeidenem Bolero, der weit offen ſtand und das matte Weiß ihrer Bruſt ſchmelzend beſchien. Ihre Bewegungen waren langſam; Claude, durch ſinkende Lider hindurch, meinte ſie zu träumen. Und langſam, wie mit Feierlichkeit, warf ſie ihre Kleidungsſtücke fort, eines nach dem andern. Schließlich kniete er vor ſie hin und entfernte ihre Strümpfe. Und er zog ſie zu ſich nieder.

Sie folgte, wie ein Zweig, ſchwer von Früchten, den man zu ſich herabbiegt. Er atmete ihr Fleiſch, beſann ſich, vor Glück lachend, auf ſeinen einſt geatmeten Duft; erkannte es mit den Lippen wieder, mit den Händen, mit jedem Fleck des eigenen Fleiſches. Als wieder ihre Zuckungen ineinander ebbten, lag ſie auf ihm ... Er hatte ihr Geſicht dicht über ſeinem, etwas leidenſchaftlich Weißes, mit verſchwimmendem

Umriß, verdeckte ihm alles, Welt und Leben, alles Sichtbare, alles Fühlbare; und ihre Blicke und ihr rot berstender Mund tropften schwer, lähmend und heiß füllend in ihn hinein. Er fühlte sich voll von ihr. Sie sagte ihm in den Mund:

„Jetzt hab' ich dich in mir!"

Am Morgen strich wundervoller Glockenklang über die Schlafenden hin. Die Sonne ließ sich vom oberen Rande des Fensters in ihr Zimmer fallen. Sie gingen aus, frühstückten in einer Konditorei, sie trieben fort im Fest dieses Tages.

Die breiten Steinplatten machten alle Plätze zu Festsälen. Der Himmel überwölbte jeden Kopf mit einer hohen Triumphpforte. Man hatte blaue Gedanken, fuhr glänzenden Auges ins Blaue, stieß Lachen aus, das in Blau verwehte.

Lauter glückliche Dinge boten sich dem sorglosen Blick. In den Schaukästen der Via Tornabuoni standen aus Elfenbein und aus Porzellan Damen in Spitzenkrägen und bebänderte Troubadours des sechzehnten Jahrhunderts, Invaliden und Leierkastenmänner des siebzehnten, Venus und ein Kakadu aus dem achtzehnten, silberne Körbe mit Girlanden und Medaillons vom Kaiserreich.

Schüchtern lächelnde Engel blickten empor zu Madonnengesichtern, sinnend auf gezierten Hälsen. Das Lob ihrer Schönheit auf vielen hundert Seiten lag ihnen zu Füßen statt eines Andachtsbuches; und tausend Fremde, ihretwegen herbeigereist, brachten ihnen ihre Bewunderung wie ein Gebet.

Claude aber fühlte an seiner Seite, eng gegen sein Herz, eine dieser Frauen, deren Traum in den großen, sinnlichen Augen der Madonnen die Zeiten überdauerte. Diese Bilder am Wege versprachen ihm ein langes Glück. So stark wie sie waren Gildas Sinne. So stark wurden nun seine eigenen. Nun war er auch Ute gewachsen — auch Ute. Er dachte ihr Bild, in dem Münchener Schaufenster, hinzu zu diesen. Er dachte Ute hinzu zu Gilda; fast glaubte er sie zu besitzen. „Ich bin jetzt stark genug. Es war nur meine eigene Schwäche, daß sie mich nicht liebte. Wage Leidenschaft! Der Leidenschaft, die dich selber hinreißt, widersteht auch die nicht, der sie gilt."

Das verkündeten die herrischen Figuren der alten Künstler in ihren Nischen unter der Galerie der Uffizien. Claude hielt es fast für unglaublich: aus dem engen Leib dieser einzigen Stadt waren all die überlebensgroßen Menschen hervorgegangen! Sie alle hatten mit dem Tumult ihrer Sinne die Welt erfüllt. Es war, als hätte man den starken, klaren Glockenklang, der über die Stadt hinströmte, bis an die Grenzen der Erde gehört. Dante und Cellini waren mächtig durch ihre Sinne. Alle diese hatten nur durch die Heftigkeit, mit der sie begehrten, Steinen zum Leben verholfen, Worte in Gestalten verwandelt ... Sie hatten Bilder gemalt oder Weisen erfunden — aber hätten sie, meinte Claude, ihr Leben verbracht zu den Füßen einer Frau und mit den Händen um ihre Brüste, sie wären noch ebenso groß, weil ihre Sinne noch ebenso stark wären.

Und ihre Tochter, deren Glieder vom Meißel jener noch die Spur trugen, lehnte ſich an Claude, zog ihn fort, in den Fußſtapfen vieler, die hier reich geliebt hatten. Um dieſe Ecke, an dieſer Bogenhalle vorbei war einſt in einer Nacht Ginevra degli Amieri geſchritten, geſpenſterhaft im Grabtuch, der Krypta des Doms entſtiegen. Sie hatte ſich nie dem Geliebten gegönnt, nun hatte man ſie begraben. Sie klopfte an das Haus ihres Mannes, er entſetzte ſich vor dem Geiſt. Sie ging vergebens vor die Tür ihrer Eltern. Sie hielt ſich faſt ſelbſt für geſtorben. So kam ſie zu ihrem Geliebten ...

Hier am Fluß und beim Brückenkopf hatte Dante erſchüttert hingeſtarrt, wie weiß, und den Blick gradaus, Beatrice vorüberzog.

Im Garten Boboli, vielleicht auf dieſer ſelben Wieſe, vor dieſem Laubengang, hatten zwei junge Leute geſeſſen. Der Jüngling führte ein abgeriſſenes Blatt an den Mund und ſtarb. Man bezichtigte das Mädchen und fragte es aus. „Ich weiß nichts. Er nahm ein Blatt von dieſer Pflanze hier und ſog daran — wie ich.“ Und ſie ſtarb. An der Wurzel der Pflanze hatte eine Schlange gelegen und ſie vergiftet.

Ihre Wege, den Fuß auf ihren Flieſen, die Stirn in ihrer Luft, ging nun Claude. Er fühlte ſich neu, unwiſſend, Unbegreiflichem beſtimmt. Die zarten und wilden Hände dieſer Frau trugen ſein Leben dahin. Sie konnten es unverſehens aufbrechen, tragiſch machen. So brachen aus der heiterſten Straße dieſer Stadt

drohend und gewalttätig die Zinnen eines Kaſtells oder die Geſte einer Statue.

Gegen Abend fuhren ſie am Arno entlang. Von der hohen Dreifaltigkeitsbrücke ſtreuten die flatternden Blumenmädchen aus Stein ihre Blüten über die Stadt aus. In einer ſüßgrünen Ferne fühlte man die Baumgänge der Caſcine dämmern. Die Menge zog dahin, in engen Reihen auf den beſonnten Steinplatten. Claude und Gilda genoſſen Sonne und Liebe mit den Sinnen dieſer ganzen Menge. Sie trugen die ſüßgrüne Ferne in ihren Augen, empfingen jene ausgeſtreuten Blüten auf ihren Lippen.

Sie ſtiegen an den Spiegelbildern der Alten Brücke hinab und an denen der greiſen Häuſer dort drüben. Ein wüſtes Gerüſt von ſchrägen Stützen, Steinkäſten, Balkonen wiederholte ſich ſeltſamer im Waſſer, und durch eine verſunkene Stadt von traumhafter Leidenſchaftlichkeit wanderten Gilda und Claude.

Hinten in den Caſcine ſtanden ſie dann vor dem Fluß, der ſich in Kies verbreitete, vor den Büſchen, die ins Land zurücktraten, vor dem Himmel, der ſich rötete. Das Rot ward heftiger, die Hände von Claude und Gilda bebten näher beieinander auf dem Geländer. Sie faßten nacheinander, gleichzeitig. Mit Angſt und Entzücken, die Lippen halb offen, leiſe und raſch atmend, und unter hervorgeſtoßenen Liebesworten, beugten ſie ſich hinüber, flogen Seele an Seele in dieſes die Welt verzehrende Feuer.

Als ſie zurückkehrten, brannte der Himmel tiefer, mit dunkeln Schlacken. Die Brücke von Santo Spirito

ſchritt ganz ſchwarz hindurch. Drüben, auf dem nächtlichen Häuſerſtrich, klebten dicke gelbe Lichter. Den Quai entlang zogen die Laternen einen Feuerſchweif. Im Waſſer ſtanden goldne Schlangen und ein einzelner großer Stern blaß im fahlen Zenit.

Claude ſah ſeinen Tag zum Abſchied winken, mit einem reichen Lächeln, als folgten ihm zahlloſe andere, die ihm glichen. Claude, verwandelt, erlebte ohne zu ſtaunen ein einſt geleſenes Märchen.

Er war entrüſtet, als es am Morgen regnete. Gilda lachte. Man ſaß nun in Konditoreien und wartete geſpannt den Moment ab, wo niemand hinſah, wenn man ſich küßte. Man ſchlenderte durch die Galerien; Claude zeigte Gilda einen Marmornacken, der ihr gehörte, ein gemaltes Lächeln, ähnlich dem aus ihrem Fleiſche. Man drückte ſich in triefenden Gaſſen an die Schaufenſter, beriet hinter den Schirmen. Die Spitzenbluſe koſtete fünfundſiebzig Francs; man erhandelte ſie, rot vor Eifer, für ſechzig, bloß um des Vergnügens willen, ſich gemeinſam mit jemand herumzuſchlagen, verbündet gegen alle andern.

Bei Bocconi war ein ſeidener Unterrock, der neunzig koſtete. Er war ſicher ſehr preiswert, meinte Gilda, ſchon weil es Bocconi war. Claude geſtand beſchämt, es werde ihm ſchwer. Gilda zeigte ſtürmiſche Reue, ſie wollte nichts mehr, gar nichts.

„Im Gegenteil, ſehr viel, aber einrichten müſſen wir uns.“

Er nahm ſie unterm Arm, redete vernünftig, mit neuer Zärtlichkeit, einer guten, ſorgenden Zärtlichkeit,

die ihn mitten im Regen ganz warm machte. Schlicht leben; arbeiten für dieſe Frau. Für jeden neuen Hut, den ſie brauchte, Nächte durchwachen ... Als er aufhörte zu ſprechen, ſchnitt Gilda ihm eine Fratze. Und Claude entſetzte ſich über ſich ſelbſt. Er hatte ſich ja die Zukunft eines richtigen Bürgers erträumt — und mit der Franchini.

Vom Unterrock war nicht mehr die Rede; aber tags darauf hängte Claude ihn ganz verſtohlen zu Gildas anderen Kleidern. Ihr Dank war hinreißend.

Es regnete fort. Das verführte zu langen Sitzungen bei Melini und zu gewählten Mahlzeiten. Man konnte den Abend nicht auf den Plätzen genießen, mit einer Limonade und der Geige der Straßenmuſikantin. Man mußte ins Theater gehn. Nachmittags half man ſich mit den Konzerten der Floreal tea-rooms, wo die ſanft dahintaumelnden Walzer des kleinen Orcheſters ſich verloren im harten Schwatzen eleganter Engländerinnen.

Einmal überraſchte Claude ſich dort bei der Frage, was er hier zu tun habe. Er erſchrak heftig, beugte ſich über den Tiſch und rief Gilda an — als ſei ſie im Begriffe geweſen, ohnmächtig zu werden oder ihm davonzulaufen. Er atmete auf, als ſie antwortete. Er hatte ſie, er hatte Liebe! Gebrochen war die Einſamkeit. Claude war ſtark, er hatte ſie gebrochen. Claude und Gilda waren ſtark.

Noch niemals meinte er ſie begehrt zu haben, wie in dieſer Minute. Sie verſäumten zu Hauſe über den Ermüdungen ihrer Umarmungen das Diner. Sie

ſaßen immer noch aneinander gedrängt, in halber Bekleidung, auf einem Seſſel. Claude lebte nur, zuſammen mit ſeinem Spiegelbild, in den vor Leidenſchaft unſichern Blicken der Frau. Gilda ſtreckte die Hand aus nach der Schieblade im Tiſch; ſie holte Briefe hervor.

„Ich liebe dich, Claude!“

„Was iſt das da?“

„Siehſt du nicht, daß ich rot und blaß werde, ſo oft du das Zimmer betrittſt?“

„Und die Briefe?“

„Die ſchreibe ich, wenn du fort biſt. Ich hab' keine Zeit, ſie abzuſchicken; du biſt ja gleich wieder da... Den hier ſchrieb ich geſtern, noch ganz in Schweiß von unſerer Liebe . . .“

Er beugte ſich, von ihr umſchlungen, über das Geſtammel, halb deutſch halb italieniſch, und unſicher vor Leidenſchaft, wie die Blicke der Frau.

Sie hatte keine Luſt, ſich zum Ausgehn anzukleiden. Claude ſtöberte in ſeinem Portemonnaie.

„Herrgott, ich glaubte doch noch einen Fünfziger zu haben.“

„Du haſt keinen Fünfziger mehr?“

Sie tanzte lachend in die Winkel.

„Er hat keine fünfzig Lire mehr! O, laß dich küſſen! . . Aber dann bleiben wir eben zu Haus. Bin ich froh!“

Aus einer Garküche holte die Alte ihnen Hammelrippen. Hinterher aßen ſie Schafskäſe. Das Fiaſcho war mit einem Wein gefüllt, der den Mund zuſammen-

zog. Aber Gilda, die glücklich lachte, ließ ihren Schlafrock offenstehn, und Claude genoß ein Festmahl mit den Augen.

„Es ist aber erst der fünfzehnte," sagte er besorgt am andern Morgen. Er telegraphierte an Panier, aber es erfolgte nichts. Sie aßen immer noch zu Hause. Sie machten keinen Ausgang mehr, der Geld kostete. Sie verwandelten das Darben in ein Vergnügen, sagten einander auf der Straße manchmal ins Ohr, daß sie Hunger spürten, berieten halbe Stunden darüber, ob zu einer Wasserschokolade für zwei Soldi, im Bar, ihre Mittel reichten. Dann wollte jeder verzichten, damit der andere auch noch ein Stück Kuchen habe.

Endlich kam ein Brief von Panier, mit einer Einlage von hundert Mark. Claude besah sie zweifelnd. Panier schrieb, Vorschüsse gebe es überhaupt keine. Ob er denn selber wisse, was er alles schuldig gewesen sei. Immer noch mehr. Davon werde er sich in Jahr und Tag nicht erholen. Und die fünfhundert monatlich seien schon reine Unvernunft. Er solle sich nur selbst was verdienen. Wenn er mal nach Rom komme, solle er dem Papst 'ne Offerte machen von Panier und Compagnie in Düren, für Kohlen ins Fegefeuer, frachtfrei loko abzuliefern. Eine gute Kommission sei ihm sicher.

Durch diesen Witz gnädiger gestimmt, hatte der Alte einen Hunderter beigefügt; den solle Claude als Geschenk betrachten.

Claude erinnerte sich der halben Häuser, die sein Vormund ihm abgeknöpft hatte. Er steckte den Schein

in einen Briefumschlag und schrieb Paniers Adresse ... Dann entschloß er sich, Gilda einen fröhlichen Tag zu gönnen. Sie tranken abends Sekt in der Alhambra, mit Gildas Freunden, dem Advokaten und den drei geschminkten Jünglingen.

Claude, übererregt, schlief schlecht. Er erwachte endgültig lange vor Tag, mit Angst und Sehnsucht im Gedächtnis. Es war ihm, als habe er von Ute geträumt. „Warum noch? Werde ich nicht geliebt? Hab' ich nicht lieben gelernt? Bei Ute hatte ich nur das elende Verlangen. Ihr seelisches Unvermögen steckte mich an, schwächte mich. Jetzt hab' ich all das Glück, von dem sie, die Arme, nichts wissen darf. Und ich träume noch von ihr? Und sehne mich noch nach ihr? Das ist ja schrecklich, das ist ein neuer Zusammenbruch, dann bin ich wieder allein!"

„Bedenke doch, du bist nicht allein. Gilda liebt dich, wie du sie."

„Ja, wie ich sie. Nämlich sie liebt noch einen Zweiten. Sie liebt mich vielleicht nur an Stelle des Zweiten. Hat sie nicht manchmal einen fremden Blick, aus Gedanken her, in denen nicht ich bin? Gestern ließ sie einen Brief verschwinden."

„Es war einer von denen, die sie dir schreibt."

„Ach, sie schreibt mir keine mehr. Sie braucht Geld und Vergnügen, um lieben zu können. Das Blut erhitzt sich schwer, wenn man Salat ißt und Wasser trinkt. Was sollte sie mir schreiben. Haben wir uns überhaupt etwas zu sagen, die Franchini und ich, zu den Zeiten, wo wir uns nicht begehren? . .

Aber Ute und ich, wir konnten wochenlang in Zurückgezogenheit miteinander leben und langweilten uns nie. Wir waren Kameraden durch Gedanken und durch Stimmungen. Sie nannte mich auch einen Künstler..."

„Ja, und ihre Künstlichkeit hat dich so elend gemacht, hat dich abgehetzt auf der Jagd nach Liebe, bis du den Atem verlorst."

„Ich hasse ihre Kunst nicht mehr. Ute war meine Freundin. Ohne sie zu besitzen wie eine Geliebte, hatte ich, selbst wenn sie fern war, mehr von ihr, als ich von Gilda habe, wenn sie unter meiner Umarmung zuckt. . . Nun weiß ich's. Nun ist auch das aus. Beides aus: mit Ute und mit Gilda."

„Erst eben hat sie deinen Kopf nahe zu ihren Augen hingezogen, ganz nahe, und hat gesagt: ‚Ich möchte dich in meinem innern Leben haben'."

„Weil sie mich nicht darin hat. Ute hatte mich, und ich sie."

Er krümmte sich zur Wand hin, rang im Dunkeln die Hände.

„Immer nur nach ihr werd' ich mich sehnen, immer nur nach ihr."

Erst mittags ging er zu Gilda, zögernd, mit Schuldgefühl, als habe er sie hintergangen. Es ward ihm schwer, seine Fremdheit zu verbergen. Und litt nicht sie unter derselben Anstrengung? Sie dachte an den andern!

Der Käse stand auf dem Tisch, Gilda rührte ihn nicht an, sie ließ die Lippe hängen. Claude wagte nicht aufzusehn. Schließlich äußerte sie:

„Du haſt kein Geld, ich liebe dich darum nicht weniger. Aber Geld müſſen wir uns verſchaffen. Vorhin war Della Bernardesca da.“

„Der Alte!“

„Wäre ein Junger dir lieber?“

„Gilda!“

„Ich bin aufrichtig, mein armer Claude.“

Sie ſchützte ſich das Geſicht mit dem Arm. Claude war aufgeſprungen, aber er nahm ihren Kopf in beide Hände, mit Verzweiflung:

„Gilda, iſt es denn aus?“

„Was denn, was iſt aus, um des Himmels willen, Claude, du glaubſt doch nicht? Aber ich liebe dich ja. Verſtehſt du? Wenn ich dich nicht liebte, hätte ich ja dem Alten nachgegeben!“

Er füllte ſeine Hände mit ihrem Haar.

„Es iſt noch da, fühlſt du's?“

„Gilda, verſprich mir, daß du's nie, niemals tun willſt!“

Sie warfen die Arme umeinander, ſie erhitzten ſich.

„Da ich dich liebe, und da es dir Kummer machen würde ... Lieber hungern wir!“

„Nur noch ſechs Tage. Am vierten muß Geld kommen.“

„Wieviel?“

„Fünfhundert Mark, wie gewöhnlich.“

Dabei fühlte ſie ihn ſchon in ihr Fleiſch eindringen. Der Gedanke an Geld rollte bis in ihre Umarmung.

Schon zwei Tage ſpäter zog ſie ihn zu Doney hinein.

„Ich kenne einen Zahlkellner. Nur Mut, er wartet, bis wir was haben.“

„Wir eſſen aber einfach das Menu,“ verlangte Claude, und verſuchte ſein Unbehagen mit Wein hinunterzuſpülen. Er berechnete, während Gilda über der Speiſenkarte ſaß, wenn ſie hier täglich fünfzehn Franks ausgäben, würde ſein Monatsgeld kaum fürs Eſſen hinreichen.

Gilda genehmigte das Menu, aber ſie vervollſtändigte die hors d'oeuvre. Zur Crême Chantilly beſtellte ſie, Claude zublinzelnd, eine halbe Flaſche Pommery. Claude, mit gefülltem Magen, fand keinen Mut mehr zum Widerſpruch. Dann kamen die Früchte, und dann verlangte Gilda triumphierend die Rechnung. Dabei legte ſie ein ſchweres Portemonnaie auf den Tiſch und ſah darüber hinweg Claude in die Augen. Er war weiß geworden. Er ſtammelte:

„Was ... woher ...“

„Vom Conte,“ ſagte ſie, und lachte leichtſinnig, indes ſie die Goldſtücke auf die Rechnung warf.“

Als der Kellner fort war, ganz erſtaunt:

„Was ſtöhnſt du denn? Du ſiehſt mein Haar iſt noch da. Es iſt alſo nichts geſchehen.“

Sie beugte ſich über den Tiſch. Claude rückte weiter; innerlich jagte ihn die Scham weit fort. Er blickte halb abgewandt in dieſes glückliche Geſicht, das kein Erröten kannte, und er meinte es zum erſtenmal zu ſehen. Befremdet dachte er nach, wohin er geraten ſei.

Gilda fragte:

„Es ist dir doch nicht unlieb? Der Alte gibt Vorschuß her — na, und was er will, kriegt er doch nie."

Claude, leise, indes er sie musterte:

„Du wirst dich auf die Dauer nicht weigern können."

„O! Da kennst du die Franchini schlecht! Von mir bekommt man nur, was ich will. Mein Claude, wußtest du das nicht?

Wie wild nun ihr bleiches Gesicht war! Claudes Blut wallte auf.

„Du versprichst mir, Gilda, daß du es nie, niemals tun willst?" wiederholte er.

„Wie käme ich dazu. Überhaupt, sich das Haar abschneiden lassen! Das Geld bekomm' ich auch so. Der Alte weiß ja gar nicht mehr, was er hergibt, ich brauche bloß mein Haar aufzulösen."

Sie ließ nochmals Champagner kommen, schenkte ein.

„Er soll nur zahlen, damit ich meinem süßen Claude etwas Gutes vorsetzen kann."

Und Claude schämte sich nicht mehr. Die grausame Lasterhaftigkeit ihres Blickes durchtränkte ihn brennend. Ihre Körper riefen einander zu unerprobten Genüssen. An diesem Abend würzte Verderbtheit ihre Umarmungen. Claude zog überraschende Schauer aus dem Bewußtsein, eine Dirne zu lieben, und von ihr bezahlt zu sein. Sie wüteten gegen einander. Wie sie schließlich weit voneinander zurückgezogen, zwischen umhergeschleuderten Kissen lagen, spähte jeder mit Feindesaugen nach des andern Zerstörung aus.

Aber als Gilda schlief, glitt Claude zu ihr hin, küßte sie sanft auf die Wange und fragte sie: „Was machen wir auseinander? Wie kommt das alles, und wie endet es?“ ... Sie antwortete nicht. Ihr schönes Weibergesicht, rosig vom Schlaf, atmete beruhigt, ohne Gewissen, ohne Wissen.

Am Morgen, nach sehr leichtem Schlummer und arg zerschlagen, stieg Claude, ehe Gilda erwachte, auf die Straße hinunter. Er hatte keine Lust, sein Hotelzimmer aufzusuchen. Er gehörte nirgend hin als zu der Franchini; und die entehrte ihn und brachte ihn um.

Am Lung' Arno begegnete er della Bernardesca, der stehen blieb.

„Ich suchte Sie,“ äußerte er hochmütig.

„Da bin ich,“ sagte Claude im selben Ton.

„Ich wäre auf dem Lande, nur Ihretwegen mach' ich mir die Mühe, und wegen Ihrer Freundin.“

Der Greis sprach gequält. Claude zitterte im Innern vor Scham. Er wagte die Augen nicht zu bewegen. Dahinten, in reinem Morgenduft, grünten die Cascine. Knabenhaft klar waren Himmel und Berge. Claude fühlte sich alt und schmutzig.

„Warum raten Sie ihr ab?“ sagte der Greis leise beschwörend, „Sie hatten mir Ihre Hilfe versprochen.“

Sie gingen zusammen weiter.

„Nun also?“ fragte della Bernardesca.

Claude biß sich auf die Lippen. Der Greis fuhr fort zu bitten. Claude, innerlich gekrümmt, wagte

weder zuzusagen, denn seine Hilfe war bezahlt; noch sich zu entrüsten — weil er bezahlt war.

Sie gingen bis zu Reininghaus; der Alte verlangte einen Marsala, und auch für Claude einen. Claude unterließ es aus Mutlosigkeit, sich zu sträuben. Der Wein belebte ihn sofort. Della Bernardesca sprach von seinem seltsamen Gelüst nach Gilda. Es verwunderte ihn selbst. Er bemitleidete sich, von Frauen abhängig, wie er sein Leben lang gewesen war. Claude sah ihn an; die hohe schlanke Gestalt, das lange edle Gesicht mit weißem Spitzbärtchen gehörten scheinbar einem eleganten Soldaten. Und der war seinesgleichen? ... Sie erzählten, jeder nur auf sich aufmerksam, von der Frau, an der sie beide litten. Della Bernardesca sagte:

„Sie zu lieben wie ein anderer, das Unglück wäre noch nicht zu vergleichen mit der Strafe, die mir — mir auferlegt ist: dieses Gelüste, das sie mir eingibt. Das ist das Schlimmste."

„Das Schlimmste," erwiderte Claude, „ist, wenn die Seele, das was wir Seele nennen, stärker ist als der Rest des Körpers. Das bringt Stürme und Jammer."

Darauf trennten sie sich, mit verständnisvollem Händedruck. Claude machte noch einen einsamen Spaziergang. Nachher fühlte er sich Gilda wieder leiblich gewachsen und ging zu ihr.

Einige Tage später kam sein Geld für Dezember. Da Gilda Toiletten zum Winter gebrauchte, ging es noch vor dem fünfzehnten zu Ende.

„Ich habe nachgedacht," sagte Gilda. „Du mußt spielen."

„Damit wir morgen nicht einmal Salat zu essen haben?"

„Keine Furcht. Über dem Wiener Restaurant ist ein geheimer Klub, dorthin gehst du heute abend und nennst nur den Namen Silvio Zecchini."

Claude ward aufmerksam.

„Das ist dein Delegato! Er ist zurück, du hast ihn gesehn!"

„Nimm diese alte Visitenkarte von ihm. Da hat er früher einmal etwas darauf geschrieben, was für dich paßt."

„‚Dieser Herr kommt statt meiner?' ... Gilda, das hast du ihn schreiben lassen, für mich. Sag's doch!"

Sie umfaßte ihn, kam mit ihren starren Augen auf seine zu.

„Nein, nein."

„Du hättest es dir ja schicken lassen können. Gesteh' wenigstens, ist er zurück?"

„Sei lieber froh, daß wir Geld haben werden!"

Mit ihren Lippen erstickte sie seinen Widerspruch.

„Nimm ihnen nur ihr Geld ab. Oder aber, sicherer ist es, du läßt dir jeden Abend hundert Lire geben, dafür, daß du das Spiel duldest."

Claude lachte auf.

„Dann schon lieber spielen."

Unter der Tür schob sie ihm ein Papier in die Hand. Er sah erst draußen nach, was es war: hundert

Lire; und er verspürte keine Lust, zu fragen, woher nun das wieder kam.

Er erspielte in dieser Nacht hundertfünfzig Mark, verlor in der folgenden fünfzig, gewann in der dritten sechshundert. Da das Spiel ihm nicht die geringste Leidenschaft beibrachte, büßte er wenig ein. Er blieb nur da, solange er glücklich war. Er dachte, während er setzte, daran, daß eine Frau ihm dieses Leben auferlegte. Sie fachte um ihn her einen Sturm an, sie machte Claude wild, ausgestoßen, fragwürdig ... In Wirklichkeit? Er hatte, ganz im Grunde, das Gefühl, in einer Komödie mitzuwirken. Er, Claude Marehn aus München, führte doch nicht im Ernst ein Abenteurerdasein? Er lächelte. Das alles wäre erst dann ernst gewesen, wenn es Ute gegolten hätte. Wenn Claude mit Ute in dem Sturm gestanden wäre, den Gilda ihm vormachte. „Für Ute mich in Armut, Schande, Laster stürzen, für sie das letzte Goldstück auf einen Spieltisch werfen, und in einer Dachkammer mit ihr sterben!“

In seinen wachen Träumen hielt er das manchmal für wahr. Seine Einbildung zog Ute mit hinein in seine Verlumptheit. Nur einmal verlor er seinen ganzen Gewinst: als er sich ganz zu dem Glauben hinaufgehißt hatte, er spiele für Ute.

Es war bald Geld da und bald nicht. Claude ward gleichgültig dagegen, daß es meistens della Bernardescas Geld war, womit er spielte. Denn wenn er es verdoppelte, verfünffachte, dann liebte ihn Gilda. Sie liebte ihn kaum, wenn er arm war.

Er erblickte sie, heimkehrend, manchmal sehr blaß, und wie sie, vornüber, die Handrücken zwischen den Knien aneinandergestützt, ohne ihn zu sehen grad'aus starrte. Ein anderes Mal hatte sie einen Weinkrampf. An einem Morgen fand er sie mit einem zugeschwollenen Auge. Sie gab einen Mückenstich vor. Woher kam in der Kälte die Mücke. Und wieder andere Tage warf sie sich überreizt, unter verzweifelten Liebesausbrüchen, in seine Arme. Sie liebte ihn — o, er brannte von ihrer Aufrichtigkeit. Aber sie suchte Hilfe — gegen wen? Claude wußte es im stillen: gegen den andern. Denn sie liebte auch ihn.

Claude hatte ihn niemals wiedergesehen. Der Delegato zeigte sich nie im Klub, ließ sich nie bei Gilda treffen. Claude schaute vergebens auf der Straße nach ihm aus. Aber sein Vorhandensein war ihm eine innerliche Gewißheit. Und der Kampf mit dem unsichtbaren Rivalen entzündete ihn krankhaft. Seinetwegen opferte er am Spieltisch, durch schwarzen Kaffee wach erhalten, alle seine Nächte. Seinetwegen jagte er Gildas schnellsten Launen nach, fing sie ein und bezahlte sie. Sie, die um lieben zu können, Geld brauchte, er rang sie dem andern immer aufs neue ab. Er besann sich zuweilen darauf, daß seine Leidenschaft nur genährt werde durch den andern, nach dem er Gilda nie fragte, und der immer zwischen ihnen der drohende Dritte war. Jeden Augenblick konnte Gilda die Arme von Claude loslösen und sie dem andern um den Hals winden. Darum geriet Claude in Erregung beim Spiel, lernte Geiz, Haß und alle Leidenschaften, und taumelte bei

Tagesgrauen, mit geröteten Lidern, über Gildas Schwelle, ihr ein paar knisternde Zettel auf die Bettdecke zu streuen. Wieder hatte er sie für einen Tag dem andern abgerungen.

Einmal, als er beim Heimkommen seinen Schlüssel in der Flurtür umdrehte, fand er sie verriegelt. Er richtete sich auf, fassungslos. Seine Hand lag am Glockenzug und ließ ihn fahren. Claude stieg langsam, mit schweren Füßen, die steile Treppe wieder hinab. Wozu Lärm machen, wenn der andere schon drinnen war. Claude hätte seine Seele samt Gehirn und Rückenmark besser anstrengen sollen, ehe jener kam. Hatte er die Frau nicht halten können, dann mochte sie lieben wen sie Lust hatte. Was ging das Claude noch an, ihn, dessen Liebe zu schwach gewesen war, um sie zu fesseln. „Ich fühle es längst, ich liebe nicht mehr. Der schöne Anlauf ist zu Ende. Nur mit Hilfe des andern hab' ich sie und mich getäuscht. Denn nicht sie ist die Betrügerin . . ."

Er kam trotzdem, ohne geschlafen zu haben, gegen abend noch einmal. Gilda gewahrte sofort seinen Zustand, stürzte ihm flehend an die Brust.

„Die Alte hab' ich fast geprügelt. Muß das Tier den Riegel vorschieben. Warum hast du auch nicht geklingelt. Bist du beleidigt, mein Claude?"

Er zog sie aufs Sofa.

„Ist's aus? Wirst du den Delegato öfter empfangen?"

Ihre Miene legte sich auf einmal um, sie war nur noch feindselig und leidvoll. Gilda schüttelte sich.

„Wenn du reden willſt — auch ich hab's ſatt, das Schweigen. Ich hab' ihn nicht zum erſtenmal da gehabt, du weißt es wohl."

Claude nickte.

„Und warum haſt du geſchwiegen?" rief Gilda erbittert. „Er hat mich deinetwegen gequält, ſo wie du mich ſeinetwegen. Aber er war offener als du. Du haſt mich ſtille Vorwürfe fühlen laſſen, haſt mir deine Erſchöpfungen vorgeführt. Du willſt mich glauben machen, nur du ſeiſt der Leidende? Und nicht ich? Ah! Ah! Haſt du 'ne Ahnung, was lieben heißt. Lieben, und nicht wiſſen, wen. Doch: beide. In den Armen des einen an den andern denken. Das Geſicht des zweiten zwiſchen den Händen halten und verzweifelt nach den Zügen des erſten ſuchen. Bei keinem je ganz ſein: zerriſſen ſein. Den Geliebten, dem ich ganz gehören will, um Hilfe anflehn gegen die Vergewaltigung durch einen Fremden, und nach dem Fremden lechzen ... Hab' ich gewünſcht, einen von euch ſo ſehr quälen zu können, daß er mich loslaſſe! Hörſt du nicht? Betrogen hab' ich dich, und faſt vom Anfang unſerer Liebe an!"

Claude hob unmerklich die Achſeln.

„Verſtehſt du nicht? In ſeinen Abdruck im Bett haſt du dich hineingelegt. Du mußt es doch gerochen haben ... Und er roch beſſer als du!"

Sie ſchleuderte ihm das in die Augen, keifend, Haß und Leiden im zerſtörten Geſicht. Darauf duckte ſie ſich, kniff die Lider ein, hinter vorgehaltenem Arm. Nach einer Weile kam ſie zum Vorſchein, ganz erſtaunt.

Claude ſah müde und mitleidig aus. Da legte ſich Gildas Geſicht in die Züge der Verachtung. Mit etwas Grauen ſchien ihm dieſe Verachtung gemiſcht. Sie ſah ihm nach wie einem Unheimlichen und Elenden, während er hinausging.

Claude ſagte ſich, ſie ſei beim Delegierten der öffentlichen Sicherheit gewohnt, daß ſolch Auftritt anders verlaufe. „Einer, der nicht prügeln kann, verrät vielleicht einen, der nicht lieben kann.“

Er legte ſich ſchlafen, erwachte mit leerem Kopf und fühlte ſich befreit und matt. Er ging auf Sehenswürdigkeiten aus. Er wunderte ſich darüber, wie tot die Bilder waren, und daß keine Statue mehr etwas von der Leidenſchaft verkündete, die an ihr gehämmert hatte. Von der Stadt war die Größe abgefallen. Statt der Geiſter von Dante und Ginevra degli Amieri eilten Kommis in Regenmänteln dahin und trollten ſich Fremde mit grünen Hütchen. Der Scirocco nahm Claude den Atem, machte ihn zeitweilig ſo ſchwach, daß er ſich an ein Haus lehnen mußte, ermüdete ſein Gehirn ſo, daß er fürchtete, im Gehen einzuſchlafen. Aber am Abend, totmüde, hatte er ſich jedesmal im Moment des Entſchlummerns aus einem Gehirnkrampf aufzurütteln.

Wenn er ſich des Morgens im Spiegel ſah, erſchrak er ſchwach über ſein abgemagertes Geſicht, die ſchlaffen Muskeln, die hängenden Lider, die welke Haut. Am Abend kam ihm ein Heißhunger, dem nachzugeben er ſich hüten mußte. Es intereſſierte ihn nichts als ſein augenblickliches Befinden. Dabei fehlte ihm die

Tatkraft, es durch eine Rückkehr nach Deutschland zu verbessern.

„Wenn Matthacker mich jetzt sähe — Donnerwetter. Ich glaube nicht, daß er es noch der Mühe wert fände, mich zu elektrisieren. Weiber würde er mir auch nicht mehr empfehlen, trotz der Kopfschmerzen ..."

In der Weihnachtsnacht wendete sich der Wind. Die Tramontana sauste machtvoll. Claude erwachte aus seinem fiebrigen Schlaf, sein Hirn begann plötzlich zu arbeiten. Am Morgen flammte, unter den Streichen des Nordsturms, der Himmel blau auf. Claude, tiefer atmend, schöpfte Mut. Der nächste schwüle Regenwind ermattete ihn wieder.

Eines heitern Abends erging er sich droben auf dem Piazzale Michelangelo. Die Hügelstraße trug ihre Villen und Gärten, wie aus Schmiedeeisen, in den braunrosigen Sonnenuntergang. Der große David, mit den schwellenden Frauen zu seinen Füßen, wuchtete auf dem vergehenden Tag, in dunkler Kraft ...

Der Abendhimmel gleißte höher, dann verkohlte er. Der Wind fegte plötzlich über den Platz. Die Zypressen von San Miniato bewegten sich müde. Die Luft war sterbend blau, in einem weiten, schwindelnden Kreise, ganz leer. Die Stadt drunten dunkelte, am Horizont die Hügel hatten sich aufgelöst. Die Stunde war unheimlich, die Stunde der Fledermäuse. Die Besucher gingen, nur ein Liebespaar, ohne Gefühl für die Kälte, schmiegte sich noch in die Nische am Sockel des David.

Claude, an der Balluſtrade, beugte ſich über die Stadt und ihre erſten Lichter, über die frühſten Sterne im Fluß; und dachte an ſich.

„Ich bin nicht einmal fünfundzwanzig und nehme ab. Aber iſt es wünſchenswert, daß das Leben ſich auf eine lange Strecke verteile? Die oft wiederholten Bewegungen können uns nur abſchleifen, die Stimmungen nur ſchaler wiederkehren. Wenn ich dies Italien zehn Jahre lang kennte, was wäre es noch? Das Glück iſt nicht gar lange fühlbar, das Leiden ſelbſt intereſſiert zuletzt nicht mehr ..."

„Vielleicht hätte ich ſchaffen können, für ein Werk leben, wenn ich nicht ganz für eine Frau gelebt hätte ... Wenn einer ſchafft, ſein teuerſtes Werk, das, wofür er am reichſten gelebt hat, macht er mit dreißig Jahren. Und wenn er's erſt ſchafft, will das nicht ſagen, daß er zu leben ſchon aufgehört hat, daß ſeine Jugend aus iſt? Das unbefangene Leben haben wir ja höchſtens als Jünglinge ... Das alles geht raſch, viel raſcher als die meinen, die getroſt ſiebzig Jahre alt werden.

„Statt deſſen hab' ich lieben wollen, meiner Einſamkeit entkommen, mich in ein zweites Weſen flüchten und Großes darin erfahren. Unter den Lippen einer Frau hell und ſtark werden. O, all die Sehnſucht, für deren Erfüllung das Blut zu arm iſt! Die Zärtlichkeiten, denen die Nerven nicht gewachſen ſind! Was haben wir zu hoffen, wenn wir zur Welt kommen? Nichts, was nicht in unſerm Blute wäre. Nichts von draußen, alles in uns. Keine Macht kann von oben, von ringsher auf uns übergreifen, uns verwandeln, uns

glücklicher machen oder ärmer. Unſer Blut, nur unſer Blut rollt Schätze oder hungert uns aus, ſo ſehr wir nach reichem Leben, nach ſtarken Empfindungen lechzen mögen. Und der einzige über uns iſt vielleicht der Arzt, der uns durchſchaut und nichts ändert.

„Du, Ute, haſt deine Einſamkeit immer ſtolz vor Augen behalten. Nie haſt du an eine Sehnſucht deinen Kopf verloren. Du haſt mir alles vorausgeſagt, was geſchehen würde. Ich begriff nichts, ich hab' dich vergewaltigen wollen. Jetzt iſt mir, als hätt' ich's getan, und hätte meine Unfähigkeit zu lieben an dir erprobt, Ute, an dir, die auch nicht lieben kann. Auch das noch haben wir zuſammen durchgemacht.

„Jetzt kommſt du wohl nicht mehr dahinten unter dem Torbogen hervor, wo in einem kleinen Fenſter an einer Schnur dein Bildnis hing — ſicher iſt es fort —, und findeſt durch Gaſſen, an Plätzen vorbei und über die Brücke im Gedränge den Weg, und ſetzt den Fuß auf die Treppe zu mir? ... Ute? ..."

Es war ganz dunkel, der Wind rauſchte ſtärker, ein Lichtſtrom ſchwamm im Arno. Die Stadt war voll goldener Augen, voll roter, voll weißer. Welche weinten? Welche waren einſam? ... Das Liebespaar verließ ſeine Niſche. Auch Claude ging.

In ſeinem Zimmer fand er einen Brief der Franchini.

„Willſt du mich denn ſterben laſſen? So viel Grauſamkeit wegen eines Irrtums? Ich liebe nur dich, du mußt es ja fühlen, nur dich. Habe ich gezweifelt? O verzeih, mein Kopf iſt ein lärmerfüllter Abgrund!

Ich haſſe den, der mich einen Augenblick zweifeln machen konnte ... Komm! Komm! ..."

Claude zuckte die Achſeln. Am Morgen überlegte er, ob er abreiſen ſolle. Die arme Frau würde weniger zu leiden haben. Wozu das Spiel wiederholen, deſſen Ausgang feſtſtand.

Aber aus einer Zeitung erfuhr er, daß geſtern abend der Conte Della Bernardesca auf dem Wege nach ſeiner Villa, vor Porta San Frediano von vermummten Männern angefallen, verwundet und ausgeraubt ſei. Der Kutſcher war tot. „Zur ſelben Stunde, als ich auf dem Piazzale ſtand und gar ſo blaſierte Reden führte, geſchah alſo etwas derart Tatkräftiges ... Das iſt erſtaunlich!"

Der Seltſamkeit halber und aus Wohlwollen für den Greis, fuhr er am Nachmittag zwei Stunden weit vor die Stadt, nach der Villa Della Bernardesca. Der Conte empfing Claude im Bett; er war gerührt, außer den Reportern hatte ſich niemand die Mühe genommen. Sie ſprachen von der Franchini.

„Sie ſind wirklich mit ihr fertig?"

„Ich bin mit ihr fertig," ſagte Claude traurig. Der Alte ſeufzte.

„Ich nicht ..."

Er ſah aus ſeinem verbundenen Kopf ſtarr geradeaus.

„Ich war geſtern abend bei ihr, ja, von ihr kam ich, als man mich ermorden wollte ... Ich hab' mich zum erſten Male ganz vergeſſen — o, Ihnen, der Sie um dieſe Frau wiſſen, ſag' ich's ohne Scham: ich hab'

ihre Füße geküßt, bin ihr, indes ich sie anflehte, auf den Knien nachgerutscht ... Sie war unerbittlicher als je. Sie lief im Zimmer umher, lachte bitter und wild und stieß gequälte Worte hervor: ‚Mitleid soll ich haben, ich? Wer bemitleidet denn mich?‘ ... Dann ging ich, dann fiel man mich an; und anstatt zu sterben, werd' ich weiter an ihr leiden."

Claude atmete rascher, er drückte fest die Hand des Alten.

Auf der Rückfahrt war die Campagna ganz finster, en trübes Licht tauchte manchmal aus einem Olivenfeld, erhellte schwach den Rand einer Zypresse und ließ die Nacht nur noch schwerer zusammenschlagen. Claude meinte, Della Bernardescas Erlebnis könne leicht auch ihn selbst treffen.

„Das ist's, was uns fehlt: die Gefahr! ... Ich bin das Endergebnis generationenlanger bürgerlicher Anstrengungen, gerichtet auf Wohlhabenheit, Gefahrlosigkeit, Freiheit von Illusionen; auf ein ganz gemütsruhiges, glattes Dasein. Mit mir sollte das Ideal bürgerlicher Kultur erreicht sein. Tatsächlich ist eib mir jede Bewegung zu Ende; ich glaube an nichts, hoffe nichts, erstrebe nichts, erkenne nichts an: kein Vaterland, keine Familie, keine Freundschaft. Und nur der älteste Affekt, und der letzte der stirbt, macht mir noch zu schaffen. Ich habe ihn kaum, aber ich gedenke noch seiner. Die Liebe: alle die Grausamkeit, alle die Lust an Gefahren, all der Wille zu zerstören und selbst aufzugehn in einem andern Wesen — woher nähme ich letzter, schwacher Bürger so viele Gewaltsamkeiten!...

Einmal dem Schutz der Polizei entlaufen, und genötigt sein, mit Vorsicht um die Ecken zu biegen! Eine Landstraße, auf der ich mein Leben verteidigt hätte — die führte vielleicht zur Liebe zurück!"

Seine Blicke durchforschten das Dunkel, maßen die Schultern des Kutschers und fanden ihre Breite nicht tröstlich genug. Claude saß ohne sich anzulehnen, lauschend, mit der Hand am Stock, und ernstlich erregt.

Es fing an zu regnen, der Wagen rasselte durch das Tor. In der engen Volksgasse, unter den überhängenden Dächern hoher schwarzer und schmaler Häuser, klapperten wandernde Köche mit Pfannen. Der Dunst geschmorten Öles hüllte, auf triefenden Schwellen, die Liebenden ein. Von der gläsernen Kneipentür, hinter der es lärmte, strich ein blutroter Lichtstrahl über das schwarz umzottelte, grobe Gesicht einer Frau, die Männerarme umklammerten. Nach oben gelegt, hielt dies Gesicht seine Verzückung empor in die Nacht.

Wie Claude im Hotel sein Zimmer öffnete, erhob sich hinten vorm Fenster eine Gestalt.

„Gilda!"

Ihr Zusammenprall warf sie beide um. Gilda fiel auf den Stuhl zurück. Claude, mit dem Kopf auf ihrem Schoß, fühlte über seinem Nacken Gildas Atem, als sei es der des Schicksals — als sei es Utes Atem, in den großen Stunden, wo er sein Gesicht in ihr Kleid gedrückt hatte.

Sie machten kein Licht für die Liebe dieser Nacht. Am Rande des Bettes kniend, mit den Lippen auf ihrer Brust, flüsterte Claude das Bekenntnis seiner

Hingegebenheit für immer. Gilda küßte ihn ſtumm und angſtvoll, wieder mit der ahnungsvollen Angſt ihrer erſten Küſſe, — aber ohne die ſüßen Täuſchungen, die ſie ehemals einander beibrachten. Gilda wußte: „Ich werd' ihn zu allen Stunden lieben, wo nicht der andere mich raubt." Claude, ganz im Grunde: „Sie liebt auch ihn. Und ich niemand. Ich leugne es, daß es ſo iſt; ich will leben, will leben. Aber es iſt ſo." Und beide: „Jetzt heißt es aushalten. Wenn es endet, endet es ſchlimm."

Sie riſſen einander, ſo oft ſie ſich ſahen, zu Taumel fort, gewaltſam. Claude zerdrückte mit ſeinen Lippen auf dem Geſicht der Freundin die Erregungen, die der andere darauf zurückgelaſſen hatte. Gilda preßte in ihren zarten und wilden Armen Claudes Herz und ſeine zähe Zweifelſucht, die es zu erſticken galt. Sie atmeten einer den andern ein, wie Betäubungsmittel.

Gilda ſagte einmal:

„Wieviel mache ich dir zu ſchaffen! Ich werde ſchlimmer, ich weiß wohl. Früher hatte ich auch die Bühne, um mich auszutoben . . ."

Ohne Ausſprache darüber, ſahen ſie einander jetzt nie mehr in Gildas Wohnung. Gilda kam immer zu Claude, ſie aßen im Hotel oder auswärts. Während er allein geweſen war, hatte Claude geſpart.

Eines Tages, Ende Januar, blieb ſie aus. Er zögerte, ſie aufzuſuchen. Gegen abend klopfte es. Er fuhr zuſammen; Gilda klopfte ja niemals?

Die Tür ging auf. Auf der Schwelle ſtand ein

eleganter Mann, breitſchultrig, mit Brille und ſchwarzem, breitgeſchnittenem Kinnbart: der Delegato.

Er kam näher, ehe Claude ſich faſſen konnte; er benahm ſich zielbewußt und liebenswürdig.

„Unſere Beziehungen, lieber Herr, waren ſolange etwas unperſönlicher Art . . .“

Claude, ſehr beſorgt, keine Überlegenheit aufkommen zu laſſen:

„Ich wäre zur Duldung ſolcher Beziehungen in jedem andern Falle ſehr wenig geneigt, ich verſichere Sie. Nur die abnorme Leidenſchaftlichkeit dieſer Frau, ja, nur ihr offenbares Leiden vermag mich dazu.“

Sie maßen einander, auf gleicher Höhe. Aber ſeine eigene, Claude wußte es, war angemaßt. Was für einen kräftigen Umriß hatte das runde Geſicht des andern. Claude bat, Platz zu nehmen, und der Delegato berichtete mit knappen Worten, daß die Franchini in ihrer Wohnung darniederliege, infolge eines Verſuches, ſich zu vergiften. Und da Claude aufſpringen wollte:

„O bitte, beruhigen Sie ſich. Das Gift hat kaum die Lippen berührt. Ein kleiner Nervenſchock, das iſt alles. Sie ſelbſt erwähnten die abnorme Leidenſchaftlichkeit der Frau.“

„Allerdings. Aber mir ſcheint, um ſich vergiften zu wollen —“

„Ganz recht, es liegen beſondere Gründe vor. Sie verſtehen, daß ich mich kaum bemüßigt finden würde, Ihnen den Vorfall anzuzeigen, wenn ich Sie nicht um Ihre Unterſtützung erſuchen müßte.“

„Worin?“

„Im Interesse einer Sache, die die öffentliche Sicherheit betrifft.“

„Aber Gilda, aber die Franchini!“

„In zwei Worten: Der Conte Della Bernardesca ist angefallen worden . . .“

„Ich weiß.“

„Wir kennen den Hauptattentäter, und wir suchen ihn. Um aus seiner Mutter und aus seiner Gattin, die wir in unserer Gewalt haben, seinen Aufenthalt herauszubringen, brauchen wir eine unverdächtige und zuverlässige Person, womöglich eine Frau. Ich kenne nur eine, auf die ich mich verlassen möchte. . . Würden Sie irgend eine Unzukömmlichkeit darin sehen, daß Gilda, daß die Franchini uns diesen Dienst leistete?“

Der Delegierte wartete und betrachtete, als legte er auf die Antwort wenig Gewicht, einen Kupferstich an der Wand. Claude dachte an den sympathischen Greis auf seinem Schmerzenslager, und an die mögliche Bestrafung des Mörders. Warum sollte man nicht dabei helfen.

„Ich habe keinen Einwand.“

„Nun sehen Sie.“

Der Polizeibeamte hob die Schultern.

„Und infolge meines billigen Vorschlages hat mir das Mädel eine unerhörte Szene gemacht. Sie hat sich aufgeführt, als hätte ich sie mindestens entehren wollen. Solche Weiber haben sonderbare Begriffe von Ehre . . . Ich bitte Sie, mein Herr, machen Sie ihr ihre Pflichten gegen die Gesellschaft klar. Intereſſieren

Sie ſich übrigens für ſolch eine Expedition, ſo nehme ich Sie gerne mit, bei der Verhaftung. Die Sache ſetzt, wie Sie wiſſen, die Öffentlichkeit in Erregung ... Ich darf alſo auf Ihre Hilfe rechnen?"

Der Delegato war fort, es dunkelte, da kam blaß und langſam Gilda herein.

„Du? Aber ich wäre ja zu dir gekommen ... Du weißt, gern tu' ich's nicht."

Er blieb zögernd ſtehen, kam nicht darüber weg, daß ſie heute wieder in den Armen des andern gebebt hatte, ehe ſie, wegen eines Wortes von jenem, ſich auf eine Giftflaſche geſtürzt hatte.

Sie wankte durch die Dämmerung, ſchwarz und bleich, auf ihn zu, ſie legte die verſchlungenen Hände ſchwer auf ſeine Schulter und ſagte tonlos:

„Jetzt lieb' ich nur noch dich."

Claude fand es klingen wie eine Klage um einen Toten.

„Wie kommt das," fragte er, ohne Freude, und zog ſie auf einen Stuhl. Auf ſeinen Knien, die Arme um ſeinen Kopf, ſagte ſie über ihn hinweg, in die Luft:

„Ich haſſe ihn, o, ich haſſe ihn. Der hat mich zu lieben vorgegeben, und will mich ſo weit erniedrigen, bis ich zur Spionin werde! Mach' das gut, Claude! Lieb' mich dafür, Claude!"

Er, faſt erbittert, ohne zu verſtehen warum, über ihren Haß auf den andern:

„Was hat er dir getan. Du ſollſt helfen, einen Mörder zu fangen."

Sie ſprang auf die Füße, trat von ihm weg.

„Das ſcheint dir wenig? . . Ein armer Mann hat einen reichen Alten angefallen. Auch ich bin arm, und dieſer reiche Alte will mich kaufen für ſeine krankhaften Greiſengelüſte. Das darf er, nicht wahr? Das erlaubt die öffentliche Sicherheit? Aber auf den armen Mann wird Jagd gemacht, und ich ſoll mitjagen . . . Ah, nein! Dabei wird man mich nicht treffen. Denn auch mir ſoll's nichts ausmachen, einen reichen Alten umzubringen. Auch ich bin vom Volk!"

Nach vorn geworfen, bleich im tiefen Schatten, zwiſchen ihren Zöpfen, die ſich auflöſten, und ſich die Bruſt ſchlagend — wie fremd war dieſe Frau, und wie begehrenswert!

„Und wie!" rief ſie. „Wie ſoll ich's anſtellen! Einer alten Frau, des armen Mannes Mutter, und ſeiner Gattin, die einen Säugling auf den Armen hält, ſoll ich ihr Geheimnis entlocken. Ich, eine Frau die liebt, ſoll andern Frauen, die lieben, den Sohn und Gatten verraten und entreißen. Das verlangt von mir einer, der mich zu lieben vorgibt! Er könnte von mir verlangen, ich ſolle ſtehlen: ich würde es tun. Er könnte mich verkaufen: ich würde ihm verzeihen. Aber das wäre nichts; damit ich die Niedrigkeit ſeines Herzens erreiche, muß ich Spionin werden!"

Claude, ergriffen, mit vorgeſtreckten Armen:

„Gilda! Ich verſtehe dich, du darfſt es nicht tun!"

An ſeiner Bruſt, gebückt, tränenüberſtrömt, ſtammelte ſie:

„Das ertrug ich nicht, ſo behandelt zu werden,

da, wo ich — da, wo ich — liebte. Ich glaubte, alles ging' unter. Ich hatte ein Fläschchen mit einer Säure . . ."

„Und an mich," flüsterte Claude mit Leidenschaft, „an mich dachtest du gar nicht?"

„Lieber, Lieber. Ich bin bei dir, bis zum Tode bei dir."

In allem Fieber, das sie ihm erregte, dachte Claude: „Wie muß sie jenen geliebt haben."

„Aber ich werde mich rächen. Du sollst sehn, es gibt Blut, oder ich werde nicht mehr glücklich. Höre!"

„Ja?"

Claude ließ sich mitreißen, sein Herz klopfte an ihrem, und ebenso heftig.

„Ich werde die Frauen ausspionieren, ganz wie er will. O, er soll zufrieden sein."

Sie lachte unheimlich, sie machte sich los.

„Wohin gehst du?"

„Mich verhaften lassen. Ich bin heut nacht im Gefängnis, wo sie sind."

„Gilda, wann seh' ich dich wieder."

„Morgen. Ich hole dich. Du mußt dabei sein sonst freut mich's nicht."

An der Tür tastete er nach ihren Lippen und fand sie geschwollen.

„Ein wenig Gift," erklärte sie. „Das macht nichts, das wird alles bezahlt."

Sie entriß sich ihm jäh und war fort. Claude stieß den Fensterladen auf, wartete auf sie und sah sie in der Nacht verschwinden. Er atmete heftig, durch-

wanderte mit großen Schritten das Zimmer. Die Frau, die ihm gehörte, in deren Geschick er eingetreten war, sie verbrachte diese Nacht im Kerker, auf einer Pritsche. Sie waren zusammen in ein Verbrechen verwickelt. „Ist das Wirklichkeit? Ich bin ganz verwandelt." . . Keine Spur von der Müdigkeit der vorigen Wochen. Der jugendliche Greisentod, eben schon so nahe gerückt, war weit entwichen. Gilda war gekommen, hatte einige wilde Worte geflüstert, den bittern Duft ihrer emporgeworfenen Arme hinterlassen — und Claude fühlte sich leben.

Sie kam mittags wieder, sie frohlockte unheilvoll. Sie wußte alles.

„Zuerst war ich nur mit der Alten eingeschlossen. Sie war mißtrauisch, ich sagte ihr, ich sei die Geliebte von einem, der auch sehr eifrig gesucht werde von der Polizei. Ohne meine Geistesgegenwart wäre er schon wer weiß wie oft verhaftet. Aber ich liebe ihn, und wisse ihn zu verteidigen! So könne ich vielleicht auch für ihren Sohn etwas tun . . . Aber dann verlor ich den Mut, als langsam die Tür knarrte und eine Junge hereinkam mit einem Säugling. Diesen Unglücklichen ihr Geheimnis ablügen und es verraten! Die Scham riß mich fast auf die Knie. Ich schluchzte trocken auf. Die Frauen hielten das für einfaches, hilfsbereites Mitgefühl . . . So erfuhr ich es. Jetzt essen wir, und später, wenn wir satt sind, machen wir eine Spazierfahrt und liefern den Mann aus. Aber gegen teure Bezahlung!"

Der Wintertag endete schon, als sie in einer wenig

gegangenen Straße einen eleganten Landauer bestiegen. Der Kutscher wartete noch. „Einen Augenblick," flüsterte Gilda. Da bog um die Ecke der Delegato. Er grüßte und setzte sich zu ihnen. Die Fahrt ging nicht rasch. Erst auf dem Ponte della Trinita bemerkte Claude wieder, im Abstand von fünfzehn Metern, das schmutzige Fuhrwerk von der Gestalt einer kleinen Diligenza, das sie bei der Abfahrt überholt hatten. Es saßen darin nur zwei Reisende: Bettelmönche, und spähten, über den Rosenkranz weg, häufig nach dem Landauer aus.

Claude fürchtete auf dem ganzen Wege, das Volk möchte aufmerksam werden. Gilda war übertrieben elegant. Ihr Federhut schwankte majestätisch. Sie trug trotz des kalten Windes nur einen Umhang aus schwarzen Spitzen über ihrem schwarzseidenen Kleid. Der Delegato scherzte geräuschvoll. Der Kutscher knallte heiter. Dahinten die Klosterbrüder steckten immerfort die Köpfe aus den Fenstern und sahen viel zu jung und entschlossen aus.

Dann fragte Claude sich, was in Gildas Kopf vorgehe, in diesem bleichen, geschminkten und lächelnden Kopf, aus dem manchmal ein verheißungsvoller Blick zu dem Delegierten der öffentlichen Sicherheit hinglitt. Die Frau sah aus, als reize sie seinen Ehrgeiz, verspreche ihm Belohnungen ... Und was hatte sie vor? Das konnten doch nur aufgeregte Drohungen gewesen sein, meinte Claude.

Ein Stück draußen vor dem Tor von San Frediano bog der Landauer in einen Seitenweg. Der

Postwagen mit den Mönchen blieb auf der Landstraße. Gilda, Claude und der Delegato stiegen aus. Sie sahen sich auf einmal dem offenen Felde gegenüber, Weinstöcke und Wiesen traten aus der tiefen Dämmerung. Der Nordwind blies freier, Claude fühlte Gilda erschauern.

„Nimm meinen Mantel," sagte er.

„Das geht nicht," und der Delegato hielt ihn zurück.

„Kennst du dich aus?"

Gilda nickte dem Delegato zu, gerade in die Augen, und seltsam schwer. Dann ging sie voraus. Claude vergaß auf die angeregten Fragen des andern zu antworten. Er überlegte angstvoll, ob er ihn warnen solle. Er sah, wie um Rat zu holen, rundum; dahinten zeigten sich der beiden Mönche fremdartige Schattenrisse.

In der Mitte Claude mit einem Polizeikommissar; vor ihnen her eine Kokotte, von der sie beide geliebt worden waren; hinten zwei Mönche; und sie fingen einen Straßenräuber. Claude bekam plötzlich Lust, die Achseln zu zucken. Er stellte sich vor, er spiele in einer Komödie mit.

Dort seitwärts schwamm das Weinlaub goldgelb in einer kleinen Lichtwolke. Man hörte Kinderstimmen. Gilda betrat den Feldweg. Der Delegato ging noch langsamer. Eine Frau rief kreischend: „Isido[illegible]!"

Claude und sein Begleiter erblickten von weitem den Platz, in den ihre Weinreihe auslief. Vor dem Hause wusch eine alte Frau. Gilda stand abgewendet

dicht vor einem Manne von dreißig Jahren, mit braunem Geſicht. Ein kleines Mädchen raffte ihren weiten Rock zuſammen, neben einer Pfütze; darin waren rote Flecken von dem Licht in der roten Papierdüte, die ein Knabe trug. Durch das Gerüſt mit welken Weinblättern, das den Platz überdachte, ſchienen Sterne.

Sie waren angelangt. Der Delegato, die Arme werfend, rief laut:

„Da iſt ja meine Frau. Thereſe, wo bleibſt du? Haſt du den Weg erfahren?“

Gleichzeitig waren aus einem zweiten Gang von Weinſtöcken die beiden Mönche hervorgetreten. Sie näherten ſich der alten Frau mit bettelnder Gebärde.

„Iſidoro, ſie wollen etwas zu eſſen,“ kreiſchte die Alte.

Der Mann wendete ſich, in dieſem Augenblick fiel das Licht in ſeine Augen, und Claude, dem es kalt ward, gewahrte einen Blick, ſcharf und tief, wie er noch keinen geſehen hatte: den Blick des Mannes, der über ſeine Freiheit wacht.

Die Mönche kamen auf ihn zu, die Hand ausgeſtreckt Von der andern Seite ſchlenderte der Delegato heran.

„Thereſe, haſt du den Weg erfah—“

Claude, noch im Schatten, arbeitete ſich ab in planloſer Angſt, wollte rufen, vorſpringen, den Delegato retten, den der wache Blick des Mörders erwartete; und dieſen Mörder, auf deſſen Schulter von hinten ſich zwei Fäuſte ſenkten ...

Da war ein Knall geschehen; der Delegato, mitten im Satz und die Hände in der Luft, fiel ganz langsam um. Und jenseits des Pulverdampfes nachklappende Worte, die mit dem Schuß zugleich begonnen und von ihm überholt waren:

„— — bist verhaftet."

Claude sah, in einem Aufzucken aller Dinge, die alte Frau mit krummen Fingern an ihre Augen fahren das kleine Mädchen mit seinem langen Kleid mitten in die Pfütze springen, den Knaben die Papierdüte mit dem Licht weit fortwerfen. Es brannte am Boden fort. Claude sah auch, wie der Mann eine Schlangenbewegung machte, geduckt entsprang und sich zwischen Weinstöcken verlor; die beiden Mönche hinter ihm. Claude sah auch Gildas Gesicht, als sie sich umwandte nach ihrem Opfer.

Sie nickte dem Delegato zu, gerade in die Augen. Er machte eine Bewegung, als erkennte er ihr todschweres Nicken von vorhin, und daß zwischen ihren beiden Grüßen ihre Tat liege ... Aber bei der Anstrengung, in ihre einzudringen, erloschen seine Augen, hinter den Brillengläsern. Gildas Haltung und ihre Blässe waren weder aus Triumph gemacht noch aus Trauer; nur aus der Starrheit des Schicksals.

Aufschreckend gewahrte sie die Leute ringsumher. Sie warf sich über den Leichnam, beschwor ihn aufzuwachen, wartete irr, brach in tobendes Schluchzen aus. Die aus dem Hause Geeilten zogen sie fort, sie erklärte, das Gesicht voll Tränen, immer wieder den schrecklichen Irrtum: ihr Mann, ein friedlicher Spazier-

gänger, der mit der Verhaftung gar nichts zu tun gehabt hatte ... Claude ſtützte ſie; er war ebenſo bleich wie der Tote.

Man führte ſie ins Haus. Im offenen Herd flammte es um einen Keſſel. Gilda war am Umſinken, man rieb ihr die Stirn mit Eſſig. Claude ſammelte ſich fieberhaft, murmelte: „Liebe Schweſter, faſſe dich.“ Man gab ihnen beiden Wein zur Belebung. Gildas ſtarre Maske ſah ins Licht. Der Greis und die Frauen zogen ſich, verſtummt vom Grauen vor dem Unglück, vom Tiſch zurück. Die Alte ſchürte leiſe wimmernd das Feuer. Die Kinder weinten.

Claudes Blick glitt über die flackernde Kalkwand fort, aus der Tür, in die Sternennacht. Er dachte ſie ſich plötzlich ſommerlich; dichtes Weinlaub über dem Steintiſch; die Lampe öffnete den Schatten ſanftgrün. Zu ſanfter Liebe ſaßen Claude und Gilda, weiche Sterne über ihren Häuptern, und genoſſen langſam die gütige Nacht.

Wie kalt die Sterne funkelten, zwiſchen dem kahlen Spalier. Der Wind ſtöhnte am Haus. Gilda und Claude hatten etwas ſehr Schlimmes begangen und mußten trachten, raſch davonzukommen.

Claude, alle Sinne geſpannt, ſagte auf deutſch ganz leiſe:

„Wir müſſen fliehen.“

„Haſt du Geld?“ fragte ſie, aus ihrer ſtarren Maske hervor. Er erſchrak.

„Nicht genug.“

„Haben müſſen wir welches. Es gibt nur einen

Ort, wo wir's bekommen können. Er ist nicht weit von hier ..."

„Bei Della Bernardesca?" fragte Claude, kaum verständlich. Gilda schloß, statt einer Antwort, eine Sekunde lang die Augen.

Der Greis und zwei Frauen trugen den Leichnam herein.

„Schickt doch jemand zur Stadt," sagte Claude, „nach dem Arzt und nach der Polizei."

Die Leute befragten sich; dann brach der Greis auf. Claude ließ Unruhe merken.

„Wie lange wird der alte Mann brauchen? Es ist besser, wir gehen ihm nach."

„Vielleicht ist noch Hilfe möglich!" rief Gilda, und stürzte sich noch einmal über ihren zweiten Geliebten.

„Rasch, Hilfe!"

Und sie liefen hinaus. Sie gingen nicht eher im Schritt, als bis sie auf der Landstraße waren und in der Richtung der Villa della Bernardesca. Sie suchten das Geräusch ihrer Tritte zu unterdrücken, sie drängten sich am Rande der Straße aneinander.

„Gilda, wie ist deine Hand kalt. Du schüttelst dich. Warum?"

„Wer weiß. Vor Aufregung."

„Du bist doch nicht krank, Gilda?"

Er nahm sie unter seinen Mantel; ihre Kälte durchdrang ihn, die Kälte der Frau, der er gehörte, die er erwärmte und liebte, für die er als Abenteurer lebte, seine Ehre aufgab, spielte, sich krank machte, an

Verbrechen teilnahm, vielleicht gefangen ward und vielleicht ſtarb. Er fühlte ſie, weil er ſie erwärmte! Unverſehens kam ihm die Erinnerung an eine Hutnadel, die er einſt, nach Utes erſter Abreiſe, in ihrem Schlafzimmer vom Boden aufgehoben und vor Schmerz und Sehnſucht an ſeine entblößte Bruſt gedrückt hatte. So lange er die Kälte des gläſernen Knopfes auf der Haut geſpürt hatte, war er glücklich geweſen ... Gilda ſchüttelte ſich heftiger. Claude lauſchte, auf Pferdegetrappel. Es war nichts; er hatte Ohrenſauſen und Herzklopfen. Aber er fürchtete ſich nicht. Heute waren die unheimlichen Schatten auf Feldern und hinter Steinhaufen ihm befreundet. Er fühlte ſich ausgeſtoßen, frei wie noch nie, übermäßig wach und auf ſeine Freiheit bedacht. Der Blick, womit er den Schatten durchſpähte, mußte ſcharf und tief ſein: der Blick des Mannes, der über ſeine Freiheit wacht.

Gildas Kleid rauſchte. So war es am erſten Abend über die ſteile Treppe gerauſcht. Wohin hatte es ihn führen ſollen? Hierher! Dieſes zarte und wilde Geſchöpf hatte ihn hingeriſſen; er war allem entkommen, was ihn geſchwächt, ihn zweifleriſch, ſpottſüchtig und alt gemacht hatte. Nein, man war nicht einſam in ſeinem Geſchick. Es gab Stürme von draußen, und ſie warfen zwei Geſchöpfe zueinander, zwangen ſie, einander zu lieben.

Der Mond ſtieg herauf. Seinem Lichte bog Claude, auf den Falten ſeines Mantels, Gildas Geſicht zu. Sie ſtanden ſtill und betrachteten einander mit Leidenſchaft, ehe ſie einander küßten.

Über ölglänzende Laubwellen erhob sich mit weißem Geflimmer das Dach der Villa. Sie bogen in einen Pfad, gelangten vor eine hölzerne Pforte. Gilda erklärte:

„Dies ist der Eingang für die Frauen ..."

Sie schlüpften in den Garten, drückten sich im Schatten der Büsche um das Portal herum.

„Wir treten gleich in den Hof. Ich kenne den Eingang, hinter jener Statue, die den Korb hält. Ich hatte schon längst den Schlüssel — damit ich mich jeden Augenblick entschließen konnte, ihm nachzugeben."

„Jetzt tust du es?"

„Narr ... Wir werden über den Hof gehen; er ist offen, wir müssen die Arkaden entlang gleiten. In der Halle heißt es vorsichtig auftreten, daneben schlafen die Diener. Dann die Treppe hinan und links durch drei Säle und ein Vorzimmer. Dort bleibst du ... Ich trete in sein Schlafzimmer. Er wird seinen Kammerdiener rufen, der wird, am Ende der Zimmerflucht, ein Bad herrichten. Ich führe den Alten ins Bad ..."

„Nein nein," flüsterte Claude, und umklammerte ihr Handgelenk.

„Sei ruhig —" Sie raunte ihm ihre Leidenschaft in die Augen ... „Ich werde nicht einmal diesen Umhang ablegen ... Ich schließe ihn und den Diener im Bade ein. Inzwischen hast du im Schlafzimmer seine Brieftasche gesucht. Falls er noch in den Kleidern steckt, ist es meine Sache. Aber er wird ausgezogen sein; dann liegt sie irgendwo im Schlafzimmer.

Und ſie enthält immer mehrere Tauſend. Ich hab' ſie oft unterſucht, wenn er zu mir kam."

Sie ſchwieg, zog ihn in den Hof. Claude lernte ihre Worte auswendig, war beſchäftigt, jeden Schritt nach ihrem Willen zu tun. Die Halle war weit und tönend. Auf der Treppe glomm ein Lämpchen, verloren wie in einem Gebirge von Marmor. Die Schatten von Säulen wanderten vorbei an den Schleichenden. Droben in den drei Sälen flammten mondbleiche Geſichter auf aus ſchwarzen Bildern.

Im Vorzimmer drückte Gilda, ohne ſtehen zu bleiben, Claudes Hand und ließ ſie los. Sie raſchelte ein wenig vor der Tür, ſeiden, verheißungsvoll. „Ich bin es: Gilda ..." Ein Ausruf der Freude zitterte; der Riegel knirſchte, Gilda verſchwand.

Claude, aus ſeinem Winkel, ſah den Mond zwiſchen weißen Atlasvorhängen in das hohe Fenſter fallen. Er traf voll auf eine kleine, helle Suſanna im Bade. Sie ſah aus, als machte ſie ſich luſtig über die Greiſe ... Und plötzlich erkannte Claude den Sinn deſſen, was im Gange war. So lange hatte er nur an die Tat gedacht.

Er ward ſich auf einmal der mondweißen, durchſchlichenen Räume bewußt, die hinter ihm lagen: des ganzen ſchlafenden Hauſes, in deſſen Mitte ſein Gehirn wachte, als Verräter. Seine Geliebte betörte einen Alten; inzwiſchen beſtahl er ihn. Er war der Genoſſe einer Dirne und ein Dieb ... Er war ernüchtert.

„In was für Vorſtellungen hab' ich denn die vergangene Stunde gelebt? Iſt es möglich, daß man

35*

in eine ſo fremde Welt gerät? Die Komödie iſt ohne gleichen. Ich habe eine Ermordung geduldet? Ich ſoll ſtehlen? ... Und doch iſt die Frau dahinten meine Geliebte. Es iſt ernſt. Sie hält den Conte Della Bernardesca, einen mir ſympathiſchen Mann, mit dem ich Bekenntniſſe ausgetauſcht habe, ſolange hin, bis ich — Aber ich müßte verrückt ſein, um das zu tun."

„Und tu' ich's nicht? Dann iſt ſie verloren. Sie vertraut auf mich, denkt nur noch an mich, iſt über alles hinweg, außer über mich, gehört in der weiten Welt nur noch zu mir! Und ich zögere, die Hand nach ein paar Papierfetzen auszuſtrecken. Ich kenne noch Geſetze, die nicht ſie mir gibt. Welche Schande. Ich kann nicht lieben."

Er machte einen Schritt, ein Gewicht im Rücken riß ihn zurück. Er fühlte ſich an die Wand geſchmiedet, bereitete ſich, mit gelähmten Gedanken, darauf vor, hier von Gilda überraſcht zu werden, vor ſeinen entſetzten Blicken alles enden zu ſehn.

Er raffte ſich auf, erſchrak über das, was er faſt verſäumt hätte. Er ging raſch an die Tür, horchte. Er öffnete, durchſchritt das Schlafzimmer und einen Gang mit offnen Gemächern. Aus einem kam ein Diener, ſtarrte ihn an. Claude, eilig:

„Melden Sie ſofort Ihrem Herrn, es handele ſich um das Attentat, man brauche ihn. Kennen Sie mich? Alſo ich bin der Delegierte der öffentlichen Sicherheit. Aber daß die Frau, die bei dem Herrn Grafen iſt, von meiner Anweſenheit nichts erfährt. Verſtehen Sie?

Sagen Sie ihr, Ihr Herr sei unwohl, vor Aufregung über ihr Kommen."

Er ging zurück bis ins Schlafzimmer. Della Bernardesca folgte sofort, hastig und die Brauen zusammengezogen.

„Sie sind es? Wo ist der Delegierte?"

„Ein Mißverständniß, lieber Graf. Aber ich komme tatsächlich wegen des Raubanfalls von neulich. Ich wollte die Gelegenheit, Ihnen etwas Angenehmes zu melden, nicht versäumen. Ihr Attentäter ist zu dieser Stunde wahrscheinlich schon verhaftet."

„Sie sind merkwürdig erregt, wenn es sonst nichts gibt."

„Das Schlimmere geht nur Gilda an; ein wenig auch mich. Es ist bei der Verhaftung ein Unglück geschehn. Der Attentäter hat den Delegierten der öffentlichen Sicherheit verwundet, vielleicht getötet. Infolge der Aufforderung durch diesen selben Beamten hatten wir, Gilda und ich, der Szene beiwohnen wollen. Gilda stand, als der Mann auf den Beamten schoß, dem Mörder etwas zu nahe. Man könnte auf die Vermutung kommen, daß sie ihn gewarnt habe ..."

„Das ist unangenehm."

„Es ist ja absurd. Aber Gefahr ist da. Ich möchte mit Gilda rasch Florenz verlassen, rascher als ich mir Geld verschaffen kann. Würden Sie es mir geben?"

Della Bernardesca sah Claude in die Augen. Claude sagte:

„Sie kennen mich nicht genügend. Ich verfüge über reichere Mittel als Sie glauben."

Der Greis wehrte ab.

„Sie wissen, daß Ihre Geliebte bei mir ist?“

Claude senkte den Blick.

„Sie ist also bei mir. Ich verstehe, daß Sie das verhindern wollen.“

Claude sah auf; sie maßen einander. Sie horchten auf ihre leisen, hastigen Atemzüge.

„Sie irren sich,“ sagte Claude. „Sie hätten Gilda nie besessen. Was Sie wünschen, hätten Sie von ihr nie erreicht: nie. Sie hatte etwas anderes vor, sie hat von mir etwas anderes verlangt . . .“

Und ohne es zu wollen, suchte sein Blick im Zimmer nach der Geldtasche.

Della Bernardesca machte einen Schritt zur Seite, prüfte Claude. Seine Wimpern gingen rasch auf und zu. Hatte er Furcht?

„. . . Aber ich will nicht,“ setzte Claude hinzu und beugte sich, schwach stöhnend, ein wenig nach vorn. „Ich werde sterben durch sie, meinetwegen; aber nicht als —“

Er biß sich auf die Lippen und schwieg, rosig unter den Augen. Della Bernardesca hatte seine Meinung fertig. Er ging durch das Zimmer.

„Sie leiden außerordentlich an dieser Frau. Vielleicht habe nur noch ich so an ihr zu leiden.“

„Nein, nicht so,“ erwiderte Claude. Der andere hob die Schultern.

„Betrachten wir uns immerhin als Kameraden, und unterstützen wir uns, um sie zu retten, — daß nichts verloren gehe von dem, was sie uns auferlegt.“

Er lachte lautlos, mit einer Grimasse.

„Da ist Geld; entführen Sie sie. Man wird wenig Wert darauf legen, diese unangenehme Sache noch mehr zu verwickeln. Man wird kaum nach Gilda fragen; nötigenfalls werde ich's verhindern."

Claude streckte noch nicht die Hand aus nach den Scheinen. Er flüsterte und wand sich dabei hin und her.

„Ich bitte Sie auch um die Brieftasche ... Erstaunen Sie nicht, ich muß sie haben."

Der Greis dachte nach. Claude lauschte peinlich auf ein Wasser, das in einem entfernten Zimmer plätscherte. Wenn Gilda kam ... Della Bernardesca zögerte. Plötzlich lachte er auf, und Claude fühlte sich durchschaut.

„Nur geliebt werden: nicht wahr? Sei's auch auf Grund eines Betruges. Aber geliebt werden: das ist die Angst."

„Auch lieben, ist die Angst," sagte Claude.

Er nahm die lederne Tasche, ging hinaus, wanderte zurück durch die Säle, über die Treppe, die Halle und den Hof entlang. Er stand wieder im Garten und wartete. Es raschelte an dem heimlichen Eingang, Gilda rief unterdrückt:

„Ist's geschehn?"

„Ja," sagte Claude tonlos.

„Laß sehn!"

Er hielt die Tasche hin. Sie jubelte leise.

„Wir sind frei! Er selbst läßt uns fliehen, sein Wagen wird angespannt. Bevor er's gemerkt hat, sind wir weit!"

Sie warf sich ihm entgegen, sie entdeckte etwas von den Kämpfen, die er überstanden hatte, auf seinem Gesicht. Sie frohlockte:

„Du hast es getan: du gehörst mir!"

Er spürte es auf seinem kalten Gesicht von ihrem Mund wie Brandmale. Er wendete den Kopf vom Mond weg nnd schloß die Augen, damit sie nicht merke, wie er log, während sie ihn liebte.

XIII

Has juvenum lachrymis . . .

Sie holten sich Kleider und Wäsche, fuhren zum Bahnhof und erreichten in der Nacht noch Mailand. Sie waren in ihrem Coupé allein gewesen, und sie zögerten, sich unter Menschen zu wagen. „Wohin," meinte Claude. Es ging bald ein Zug an den Gardasee. Gilda, in Claudes Mantel, und das Gesicht darin versteckt, schlummerte unruhig auf einer Bank im Bahnhofsrestaurant. Als sie den Wagen bestiegen, schüttelte sie sich heftiger. Es war kalt, draußen prasselte Hagel. Sie sei matt wie noch nie, klagte Gilda.

„Warum bist du gestern abend im leichten Spitzenkragen in den Sturm hinausgefahren?"

„Ich weiß nicht, mir schien's, ich müsse schwarz gekleidet sein," erwiderte sie, ganz bleich und den Blick zum Erschrecken weit.

Der See stürmte im grauen Morgen. Die Röte des Himmels färbte langsam seine Wogenkämme, machte sie zu lauter roten Lippen, die sich begehrlich wölbten.

„Gib deinen Mund," verlangte Claude. „Wie er glüht! Und deine Hände sind kalt ..."

Sie antwortete nicht. Sie sah ihn immer groß an, sehnsüchtig und seltsam nachdenklich. Es kam ihm vor, als lebte sie nur mit den Augen und mit ihren stummen Lippen. Er empfand Furcht.

Der Nebel stieg vom Ufer, ein Kap trat vor mit einem Dickicht von Zypressen, und darin eine Pfeilerhalle. Gilda sah hin; unter einer Eingebung, eilig, flüsterte sie:

„Wir wollen ans Land gehn."

Der Dampfer stoppte; ein kleines Boot trug sie in den Hafen. Der halbrunde Perron, an dessen Stufen das Wasser schlug, lag in Trümmern. Die Heiligen Markus und Vigilius, mächtig in flatternden Gewändern, schirmten den demütigen Fischer Benacus, in einer Nische am Palast. Die Fassade, niedrig, dreiteilig, um den Hafen herumgestellt wie ein Windschirm, war brüchig und grau. Aber in den Marmorfenstern standen hölzerne Rähmen, in den Zimmern waren hölzerne Dielen gelegt und Öfen gesetzt. Das Gasthaus war noch unbewohnt; niemand kam im Januar nach San Vigilio.

Es brauchte viel Zeit, die nie geheizten Räume zu erwärmen. Die Ankömmlinge speisten. Gilda, mit der Stirn an einer Fensterscheibe, gestand ein rätselhaftes Unwohlsein.

„Du zitterst immer vor Frost, und deine Augen sind fiebrig. Ich führe dich ins Schlafzimmer."

„Nicht zu Bett."

„Doch. Morgen iſt alles gut.“

„O nein, keine Zeit verlieren.“

Sie lachte erregt.

„Wir müſſen die Sonne genießen, uns lieb haben, draußen, in dem Reſt Sonne.“

Sie traten vor die Tür. Wie ſtolz und wie ſchwermütig ſetzte der zerbröckelnde Palaſt ſeine Stufen ins Waſſer. Es erſchauerte nur noch leiſe unter einer letzten Liebkoſung des Windes. In einem ſtarren Bogen ſchritten Zypreſſen um das Ufer her. Aus dem Garten des Palaſtes drängten hohe Pflanzen ſich über die Mauer. Gilda ſah hinauf.

„Die ſchönen Myrten! Und dahinten hängen Zitronen ... Was ſteht auf der Tafel in der Mauer?“

Es umſchlang ſie Efeu; Claude entzifferte zwiſchen den Blättern die lateiniſchen Verſe.

„Dieſe Myrten und Zitronen pflanzte Venus ſelbſt und ließ ſie blühen. Mit den Tränen junger Menſchen begoß die Liebe ſie ſelbſt. Süß und bitter zugleich, eiſig und glühend wachſen die Früchte. So wächſt in unſerer Bruſt die Liebe.“

„Mit den Tränen junger Menſchen,“ wiederholte Gilda, während ſie weitergingen ... „Auch damals.“

Sie ſenkte den Kopf. Sie verließen die Landzunge, durchſchritten den Zypreſſengang, ſchmal und durch den See hinziehend wie ein Fahrzeug. Sie bogen in die Straße nach Torri. Claude erhob, indes er einen ſeiner Arme um Gilda drückte, den andern nach dem Fluß des Olivenlaubes, ſanft ſchimmernd über den Hügel hin; nach den engen, braunen Wellen der Äcker.

Große schwarze Zypressen brachen drunten in die weichblaue Fläche des Sees. Dies Blau war von entnervter Leidenschaftlichkeit, hingerissen, erstickt schluchzend, tragisch und süß.

„Mit den Tränen junger Menschen ... Warum fällt mir eine Geschichte ein, die unlängst Silvio mir erzählte."

„Der Delegato?"

Sie sahen sich an, beide erschrocken.

„Er hat ein Liebespaar aufgefunden, das geflohen war. Man wollte ihrer Liebe nicht wohl. Sie hatten kein Geld, die Stadt zu verlassen. Sie haben sich in einer Dachkammer eingeschlossen, niemand wußte von ihnen. Manchmal vor Tag ist eines von ihnen fortgeschlichen, um ein paar Kohlblätter zu sammeln von der Straße. Sie haben nicht gemerkt, wie sie abmagerten und gelb wurden. Sie haben den Schmutz nicht gesehn, der sie bedeckte, haben die verpestete Luft nicht gerochen. Sie wußten nichts von ihrem Elend, fühlten nichts, als daß sie sterben durften, während sie einander in den Armen lagen."

„Das ist Liebe," sagte Claude. „Und nur das."

Hundert Schritte weiter sagte Gilda:

„Süß und bitter zugleich, eisig und glühend ... Unsere Herzen haben zu schroffe Wechsel erlebt, Claude. Können sie noch gesund werden?"

Sie atmeten gleichzeitig auf, mühsam, inmitten des strickenden Blaus von See und Himmel. Claude zweifelte:

„Ich gehöre ihr nicht. Ich war ihrem Zauber

ergeben bis an die Schwelle des Verbrechens. Aber da zerbrach er. . . Sie denkt an den Toten. Wie iſt jeder von uns allein."

Und er ließ ſie los.

Das Ufer bog ſich, die Straße fiel jäh ab, und am weißen Strande dämmerte ein Olivenhain, in der Tiefe und in der Ferne. Eine odyſſeiſche Klage zog herauf. Eine Frau mußte dort geſtanden haben und über das Waſſer einem nachgerufen, der fortgefahren war.

Gilda dachte an den Geliebten, von ihr ſelbſt zur ewigen Finſternis geſchickt.

Darauf kehrten ſie um. Es dunkelte ſchon. In der weiten Stille fühlten ſie ſich ſtarr und allein. Ihre Augen, und es war ihnen, als ſeien es Geiſteraugen, ſchauten hinter den Abendſchleiern nach Fabelſpielen. Aus einem Olivenſtamm ſtreckte ſich ein wilder Kopf heraus. Ein Baum, geſpalten, war verwandelt in den lautloſen Kampf zweier Männer.

„Abenteuer an einer Straße," erinnerte Claude ſich, „das iſt die Liebe mit Gilda. Wie viele von ihren großen Geſten, von ihren Hingeriſſenheiten, ihren wilden Flüchten ins Rote, wie viele erlebten wir zuſammen! . . Ich habe das Verbrechen, das ſie forderte, nicht begangen. Aber ich habe gekämpft um die Tat, ich habe einen Weg finden müſſen um ſie herum. Ich habe ſchlimmere Ängſte ausgeſtanden als einer, der unbedenklich hindurchgerannt wäre. Ich liebe Gilda kraft ſchlimmerer Angſte!"

Er riß ſie an ſich, hüllte ſie in ſeinen Mantel. Sie zitterte, ſtammelte fieberhaft.

„Ich habe keinen je geliebt als dich, glaube es, Claude, keinen. Hätte ich ihn sonst getötet? Um dir gehören zu können, tat ich's. Nur dir allein."

Sie umklammerte ihn fester, hängte sich an ihn, einige Schritte mußte er sie schleifen.

„Und du bist mein! Sag's? O, zu vieles haben wir miteinander durchgemacht. Süß und bitter zugleich, eisig und glühend; das macht reifen. Solch eine Liebe vergißt du nicht, der entrinnst du nicht mehr. Weißt du wohl, daß wir zusammen sterben müssen, wie jene in der Dachkammer?"

Sie lallte Fieberworte, sie zitterte und flog; Claude stolperte. Sie waren wieder in dem schmalen, erhöhten Zypressengang, zwischen diesen Friedhofsbäumen, deren Reigen durch den fahlen See hinzog wie ein Schiff. Und Claude fühlte sich auf dem Schiff, das Manon bis an jene Wüste trug. Er saß zu ihren Füßen, sie starrten ins Blau, in das Nichts, das sie berückte. Er gehörte ihr, seit er sie erblickt hatte. Er hatte für sie seiner Familie und seinem Stand entsagt, war Spieler und Dieb geworden. Nun trieb er dahin, losgelöst vom alten Lande, von allen Gesetzen, allen Gemeinschaften, ausgestoßen und durch Armut, Verbrechen, Verworfenheit, an sie geschmiedet. Ihre Fahrt endete nur in jener von Manons Sterben ganz rot bestrahlten Wüste.

Er brachte sie zu Bett. Sie gestand endlich ihre Schmerzen, die Schwellungen an Knien, Händen, Schultern. Sie wand sich, als er ihre Hüfte berührte. Er fand ihre Gelenke aufgeschwollen und blaß. Unter

den Decken wurden sie rot. Ihre Fieberhitze nahm zu; der Puls klopfte schnellend.

Claude ging hinaus, er schickte jemand nach einem Arzt. Bei der Rückkehr blieb er vor ihrer Tür stehen, lehnte sich gegen den Pfosten, bedeckte die Augen. Jetzt starb sie, und jetzt, jetzt liebte er sie! In dieser Stunde mochte sie die Tat verlangen: er würde stehlen können. Er log nicht mehr, während sie ihn liebte. Auch er liebte. Er gehörte ihr, endlich und auf immer. Aber sie starb.

Er trat ein, er beugte sich über sie. Sie wand ihm unter Schmerzen die Arme um den Hals. Er empfing die angstvollen Stöße ihres Atems in seinem Gesicht, rötete sich unter ihrer Hitze, erblaßte vor Schreck bei den Sprüngen ihres Herzens. Die Lampe brannte hinter ihnen; und zuweilen sahen sie voneinander weg, gradaus ins Dunkel, beschwörenden Blicks, als heischten sie von einem der dort wartete, Geduld und Aufschub ... Verzweifelt kehrten ihre Augen zu einander zurück.

Als es dämmerte, kam der Arzt. Er erkannte den Gelenkrheumatismus, verkündete ihn, und wollte die Umstände wissen, die ihn herbeigeführt hätten. Claude zuckte die Achseln. Gilda fragte plötzlich:

„Ist eine Zeitung da?"

Der Doktor meinte, sie phantasiere. Er gab zunächst ein Beruhigungsmittel und unterrichtete Claude davon, daß die Erregtheit des Gehirns und des ganzen Nervensystems unter dem Einfluß der Krankheit sehr wohl in geistige Störung mit furibundem Charakter

ausarten könne. Übrigens bemerke er dumpfe Herzgeräusche. Eine Art Blasebalggeräusch deute den Beginn einer Herzentzündung an. Die Krankheit sei lange unbeachtet gelassen, sie habe sich gefährlich ausgedehnt.

„Sehr gefährlich?“ fragte Claude, und fand die Frage unnötig.

„Wir wenden kaltes Wasser an,“ erklärte der Arzt.

Am Morgen schlummerte Gilda. Nach zwei Stunden merkte Claude, daß sie ihn ansah. Sie lächelte, weil sie bei ihm gewesen war, wach und liebevoll, ohne daß er's wußte. Er kniete vor sie hin, küßte ihre Hand. Gilda beugte ihre Lippen auf seinen Scheitel. Sie fiel gleich wieder ins Kissen, erschöpft, blaß, liebend und bezaubert. Claude unterschied nicht: war sie gerettet oder starb sie im nächsten Augenblick? Aber er erwiderte ihr Lächeln in einem gefesteten Glück. Denn Leben oder Sterben gehörte ihnen nun gemeinsam, sie waren dessen gewiß. Zum erstenmal liebten sie sich ohne Angst, ohne die tiefe Angst, die alle ihre Umarmungen durchjagt hatte. Sie waren beruhigt, rein, allen Stürmen entronnen, bereit, einer in des andern brechenden Blick seinen letzten Gedanken zu tauchen.

Plötzlich trompetete ein Dampfer; sie fuhren auf. Claude sah sich enttäuscht um, wartete. Sie waren nicht gestorben, ihre Liebe war nicht erlöst. Grausamkeiten würden ihre Liebe wieder anfüllen, wie mit Eiter.

Gilda nötigte Claude, endlich zu ruhen. Auch sie wolle noch schlafen. Als er wiederkam, träumte sie

zur Decke, hörte ihn gar nicht. Ein Zeitungsblatt lag entfaltet auf dem Boden. Claude erblickte das Bildnis des Delegierten der öffentlichen Sicherheit. Er las einige Zeilen des Artikels zu seinem Ruhme. Man pries ihn als gefallenen Helden; von Gilda stand nichts da.

Sie sprachen nicht darüber. Gegen abend trat wieder das Fieber in Gildas Augen. Der Arzt war unzufrieden, er verschärfte die Anwendungen von kaltem Wasser. Nachts phantasierte sie, ihre herausgestoßenen Worte wiederholten den Auftritt vor dem Tor von San Frediano, auf dem Gartenplatz zwischen den Vignen. Claude sah, im roten Licht der gestürzten Papierlaterne, den Delegato umfallen, und die Gesichter der Leute, und Gilda, die sich über ihn warf. Sie schluchzte auf ihm — ja, sie schluchzte echt, die Frau im Bett, die fieberte, und die dem Toten gehörte! Claude, geschlagen, sank auf einen Stuhl.

Gildas Delirien kehrten wieder, wochenlang. Zu mancher Tagesstunde verging sie weiß, gelinde und zärtlich an Claudes Hals. Aber des Nachts, in wilden Schreien, war sie bei dem andern. Sie flehte zu ihm um Verzeihung, wollte im Bette hinknien, versprach sich ihm für immer, rief seine Hand an, sie zu töten. Sie war bei seiner Leiche, trug sie auf ihren Armen, wollte mit ihr fliehen; dann entsetzte sie sich über die Verwesung, schrie auf bei der Berührung ekelhafter Tiere, die aus dem Körper des Geliebten hervor, ihr über die Hände liefen ... Claude hoffte nichts mehr, er ward müde. Seine Kraft spannte sich ganz plötzlich

ab, er versank in Erschöpfung, jäher und tiefer als früher, mußte sich zuweilen hinlegen, um atmen zu können, betrachtete gleichgültig seine wieder erschlafften Gesichtsmuskeln und empfand kein Verlangen, aus der um sich greifenden Verödung noch einmal herausgerissen zu werden.

Nach vier Wochen, zu Anfang März, besserte sich Gildas Zustand, sie konnte aufstehn. Es ging Südwind, unter blauem Himmel; der Arzt empfahl eine Fahrt auf dem See. Sie fuhren nach Riva. Gilda saß in Decken gewickelt, sah an den Ufern hin. Claude las aus dem Reisehandbuch vor. Eine Verlegenheit war zwischen ihnen. Gilda fragte plötzlich:

„Wovon hab' ich denn im Fieber geredet?"

„Ich konnte wenig verstehen."

Und Claude wandte den Kopf weg von dem Dritten, der auf Gildas anderer Seite saß, ein Gespenst, dem sie vielleicht zulächelte.

„Es ist doch schön, daß ich noch lebe," sagte sie an diesem Tage einmal. Er flüsterte nur: „Gilda."

„Ach du — du bist nicht schuld, wenn ich noch da bin."

„Ich?"

„Ja, du. Warum hast du mich nicht zurückgehalten, damals von der verrückten Partie, bei der ich mich erkältet habe. Dann wäre auch jener noch am Leben. Warum mußte ich ihn umbringen lassen, das versteh' ich nicht mehr. Es muß auch schon krankhaft gewesen sein. Er war ja ein Held in seinem Beruf."

In Riva ging die Sonne früh hinter den Berg;

ſie machten, um ſie wiederzufinden, eine Spazierfahrt nach Varone. An der Straße, ſchon im Schatten, badete ein Bach die Wurzeln zarter Büſche, entlockte ihnen, wie im Spiel, ihre feinen Düfte. Dann hörte man von fern ein Gemurmel wie von tauſend Stimmen, eine feierliche Anrufung dieſes ringsum von Bergen eroberten Himmels. Aus dem Schoß der Berge, mit der Stimme des Waſſerfalls, drang das myſtiſche Verlangen — wohin, nach wem. Gilda ſeufzte; Claude fühlte, nicht um ihn.

Sie ruhten im Gaſthaus; es dunkelte, als ſie den Weg zur Kaskade antraten. Sie drangen in den Berg. Am Eingang blieb Gilda ſtehen, den Kopf zurückgelegt, die Hände offen, als erwartete ſie, gebannt, daß dieſe finſtergrünen Maſſen ſich auf ſie ſenkten ... Aber etwas Mildweißes, Kühles floß über ihre Stirn. Ein Mondſtrahl, durch dichte Tannen gefiltert, traf aus unbekannter Höhe die Stirn der ſchwachen, phantaſtiſchen Liebenden. Claude ſah zu, wie ſie die Botſchaft empfing. Sie würde dennoch ſterben, ſie gehörte dem Toten.

Das Innere des Berges ſtrahlte elektriſch. Der Fall toſte, eine enge Brücke führte darüber weg. Claude ging voran, Gilda berührte ſeine Hand mit Widerſtreben. Er ſpürte mit den Fingern ihr Mißtrauen. Er hatte den Steg faſt ſchon überſchritten, da ſchrak ſie auf, taſtete ſich, rückwärts ſchreitend, ſchaudernd, die Augen überfüllt mit Angſt, ans Ufer zurück: ganz mit ſich allein. Claude, drüben und allein, wendete ſich um. Und an den beiden Enden des zitternden Brück-

chens, durch Giſcht und Praſſeln getrennt, und unter dem Reſt Nachthimmel, den die ſchräg zuſammenſteigenden Felſen erſtickten, wechſelten ſie den traurigſten Blick ihres Lebens.

Gilda gelangte Tags darauf mit Mühe nach San Vigilio zurück. Sie ward ohnmächtig ins Bett getragen. Ihre Hitze wechſelte mit Fröſten. Sie lag Tag und Nacht, mit kleinem, raſchem Puls in ſtillen Delirien. Der Arzt gab das kalte Waſſer auf und verſuchte es mit warmem, ſichtlich ohne zu wiſſen, warum. Die Gelenke ſchwollen ab; aber Gilda ſank unter Schweißausbrüchen unaufhaltſam zuſammen. Sie weigerte ſich, Nahrung anzunehmen, fand eine Genugtuung in der eigenen Schwäche und daran, den Mann neben ihrem Bett fühlen zu laſſen, ſie gehe ihn nichts an, ſie ſei allein.

Sie ſchickte ihn hinaus. Dann ließ ſie ihn hereinholen und erzählte ihm mit der kindlichen Stimme einer Geopferten, wovon ſie geträumt habe: von dem andern, dem Toten. Aber er war nicht mehr tot, er erwartete ſie daheim, in Florenz.

„Ah, er wird ſich freuen, wenn ich wiederkomme; denn er, er liebt mich. Er iſt ja ſtark, mutig, und kann lieben, er!“

Und ſie ſpähte von der Seite nach Claude, und nach den letzten Qualen, die ſie zufügen durfte. Plötzlich ſtreckte ſie ihre zu Knochen abgemagerten Arme nach ihm aus, die Liebe ſtrich als heißer Wind über ihr Geſicht, blies alles andere daraus fort.

„Aber auch du haſt mich geliebt, auch du. Du

tateſt, was ich verlangte, nahmſt für mich das Geld des Alten. Glaube nur nicht, ich hielte das für gering. Wie mußt du gelitten haben, bis du es tateſt. Wie haſt du um mich gelitten, du Armer. Du liebteſt mich, drum haſt du es getan."

Und Claude, ohne Mut, ſeinen Kopf ihrer Umarmung hinzugeben, wandte ſich weg, ſchluchzte auf. Er war unwürdig, er log, als Antwort auf ihr letztes Liebesgeſtammel.

Sie mochte ihn quälen, er verdiente es. Denn an ihrem Tode und an ihrem ſchlimmen Leben und an ihrer beider Ängſte war er ſchuld, er, der nicht lieben konnte.

Er legte es ſich oftmals ſelbſt auf, ihren Phantaſien zuzuhören; er fragte ſie nach dem andern.

„O, ihm folge ich. Ich ſterbe mit ihm. Denn du, du wirſt dich hüten, mit mir zu kommen ... Ja, ſage, warum ſtirbſt du nicht? Du haſt mir hundertmal verheißen, wir würden zuſammen ſterben. Alles Lüge, alles Lüge."

Sie überwand einen Erſtickungsanfall. Dann:

„Aber es gibt andere, die lügen nicht."

Sie ſprach weiter, von dem Delegato, und von jenem Burſchen, ihrem erſten Geliebten, der ſie einmal an einem Feldrain gegen den Haß eines ganzen Dorfes verteidigt hatte. Claude erinnerte ſich der Stunde, als ſie ihm das zuerſt erzählte. Die Geſten ihrer Liebhaber ſtanden ihren kurzen Lebensweg entlang wie Statuen. Zwiſchen ihnen hindurch waren Claude und Gilda aufeinander losgeſtürzt mit aufgeriſſenen Armen.

Aber jetzt richteten sich diese Statuen mit Drohungen gegen Claude, und Gilda verlor sich zwischen ihnen, dort ganz hinten ...

Sie lehnte während dieser Reden schwach an den Kissen; ihr im Fieber weggeschmolzenes Fleisch machte darin kaum noch einen Eindruck; und sie sprach immer mit der süßen Kinderstimme der Geopferten. Das schöne Oval ihres Gesichts hatte sich zu einer Maske zugespitzt, welk-weiß mit blauen Schatten, schlaffen rosigen Lippen, und der weiten Nacht der Augen, die sich auszudehnen schien, hinwachsend über das ganze Gesicht ... Gilda sah Claude nicht an beim Sprechen, sie fuhr manchmal mit einem schmalen Finger über ihre kalte Stirn. In ihrer Stirn und in ihren Worten bohrte der Drang, sich zu rächen, dafür daß sie starb. Süß, leidend und grausam rannen ihre Worte hervor aus einem fragwürdigen Lächeln ...

Eines Tages unterbrach sie sich und sagte:

„Aber das ist nichts. Daß mich jene geliebt haben, und daß ich sie liebte, das stört dich vielleicht nicht? Ach, Silvio, ich weiß es wohl, ist tot. Wenn ich auch am Leben bliebe, ihn hätte ich nicht mehr. Er könnte dir nicht mehr zeigen, wie man liebt, dir, der niemand liebt. Aber ein anderer sollte es dir zeigen. O, ich sterbe nicht gern. Ich hätte dich noch betrügen wollen mit irgend einem andern. Hörst du es wohl? Dich betrügen, dich leiden machen, wie du mich. Ach, mein Gott, warum werd' ich ihn nie mehr betrügen können. Geh doch! Willst du dich an meinem Tode weiden?"

Claude nahm ſich gewaltſam zuſammen, er ſtürzte hinaus und ins Freie. Er hätte ihr ſonſt zugerufen: „Schweig'! Die Schlechte biſt du, und die Verhängnisvolle. Du haſt Schlimmeres aus mir gemacht, als ich aus dir. Ich habe mehr Recht, ich, dich zu haſſen! Ich hätte dich nicht kennen ſollen. Du machſt nichts gut, wenn du ſtirbſt."

Er lief weithin am See, atemlos verbiſſen in ſeine Wut. Einmal ſah er aufblickend eine kleine Villa in Abendſonne gegen den goldbraunen Berg geſtützt. Er war betroffen, ſtand ſuchend vor dem Anblick; da entdeckte er darin, und ſeine Augen wurden ganz ſtill, irgend ein Bild aus ſeiner Kindheit. Er mußte im alten Garten hinter dem Hauſe ſeiner Großmutter geſeſſen haben mit einem Geſchichtenbuch, und das lockende Goldbraun des glatten Buntdrucks lange angeträumt haben. Er betrachtete unverwandt und wie bei einem rätſelhaften Erwachen die Villa am Berge.

„Bin ich denn kein Kind mehr? Wie kommt das? Wie iſt es geſchehn, daß ich nicht mehr ſorglos und bevormundet bin? Ich begreife nichts. So viele Intereſſen haben ſich ſeitdem an mich gehängt. So viele Empfindungen haben mich matt gehetzt. Durch Abenteuer, Sehnſüchte, Enttäuſchungen, Verderbtheiten, Ängſte bin ich hierher gelangt. Warum hierher. Warum halte ich nicht mehr jenes Geſchichtenbuch in Händen. Was habe ich getan, daß dort hinten, hinter jenen grauen Mauern auf dem Vorſprung im See, eine Frau liegt und ſtirbt, eine Frau, die an mir leidet, und durch die ich unglücklich bin?

„Was hab' ich getan! Stirbt ſie nicht durch mich? Wenn ſie Schlimmes aus mir machte, was machte ich aus ihr? Wenn ich faſt zum Dieb ward, warum ward ſie faſt zur Dirne? Weil wir uns liebten! Wir ſollten uns Qual verurſachen bis in ein Sterbezimmer. Dafür haben wir geliebt, dafür lieben wir, das alles iſt Liebe."

Er war zurückgelaufen, er ſtand tränenüberſtrömt unter der Gartenmauer und der Tafel mit den lateiniſchen Verſen. Er brach zwiſchen den Stäben der Pforte einen kleinen Zweig Myrten und einen vom Zitronenbuſch, damit trat er zu ihr ein. Auch ſie hatte geweint. Er legte ihr die Zweige auf die Bruſt; ſie flüſterte:

„Mit den Tränen junger Menſchen ..."

Dann, an ſeiner Wange, ſeine Hand an ihr Herz führend:

„Wenn es aus wäre."

Sie ſchlummerte unruhig. Claude ging zu Bett, geängſtet, er wußte nicht wodurch. Er erwachte; es ſtürmte, die Boote im Hafen krachten gegeneinander, die Zypreſſen knarrten. Das ſchmale Stück Land mit dem morſchen Hauſe darauf, Claude fühlte es hin und her gerüttelt von dem Waſſer, das klatſchte, und von ziſchenden Winden. Er richtete ſich auf, er gewahrte einen ſchwefelgelben Strich zwiſchen der ſauſenden Nacht des Himmels und den ſich wälzenden Finſterniſſen im See. In dieſem Augenblick durchriß den Lärm ein langer Schrei, gell, frohlockend. Dann redete Gilda, mit fliegender Stimme, unter Lachen und Schluchzen.

Ihr Geliebter war da, der andere. Er war wiedergekehrt, sie verlor ihn nie mehr. Sie folgte ihm, sie flohen: gleich.

Die Tür zu Claudes Zimmer ward mühsam zurückgeschoben, Gilda kam herein, schwankend, im schleppenden weißen Hemd. Im Licht der Kerze, die zitterte in ihrer Hand, war zwischen dunkeln Locken ihre Blässe tief ausgehöhlt und ihr flackernder Blick irr von einem letzten Drang nach Glück. Sie tastete auf den Möbeln umher, winkte zurück: „Einen Augenblick! Nur Geld zur Reise!“ Und sie griff gierig zu ... Sie wendete die Brieftasche hin und her, sie erkannte sie: die Tasche Della Bernardescas. Sie erschrak, die Tasche fiel hin; da sah sie Claude.

Er saß da, mit beschwörenden Händen, bleich aufgerissenem Blick und mit Lippen, die sich bewegten, ohne etwas laut zu machen von allen seinen betäubenden Schmerzen.

Gilda betrachtete ihn, zögerte ... Ihr Gesicht, einen Augenblick von Seligkeiten angezündet, erlosch. Plötzlich zusammengedrückt wie von einer lange getragenen Last, drehte sie sich hin und her zwischen dem andern und Claude.

„Auch er hat mich geliebt,“ murmelte sie nach der Tür hin und zeigte auf Claude. „Auch ihn habe ich geliebt.“

Sie tastete am Boden, hob die Tasche auf. Zitternd, unterworfen, zu dem andern:

„Da, sieh, was er für mich tat.“

Und mit einem Schritt auf Claude zu, aufjubelnd:

„Das, das tat er!“

Sie öffnete die Arme, da schwankte sie heftiger. Sie mußte sich am Tisch halten. Aus der Tasche fiel ein Brief neben die Kerze hin. Die Unterschrift Della Bernardescas war gerade unter Gildas Augen. Sie hatte schon die wenigen Zeilen gelesen, worin Della Bernardesca die Rückgabe von zweitausend Franken bestätigte und sich glücklich schätzte, weil er in der Nacht des dreißigsten Januar Claude habe gefällig sein können, und weil alles gut verlaufen sei.

Sie sah fragend hin. Claude erhob wieder die Hand, um Verzeihung flehend. Sturm und Wasser knatterten und brüllten. Eine Fensterscheibe klirrte; gleich würde sie sich dem Sturz des Sees öffnen. Gilda lachte auf:

„Lüge! Auch das war Lüge!“

Sie wandte sich nach dem andern.

„Hörst du's? Er hat mich belogen, er kann nicht lieben. O, wozu die Qual. Ich bin nur dein, was geht einer mich an, der nicht lieben kann.“

Sie fiel um. Claude trug sie ins Bett, er hörte ihren Verwünschungen zu; die letzten, ganz schwachen fing er mit dem Ohr von ihren Lippen weg. Als der fahle Schein vom Horizont den Rand des Fensters erreichte, war Gilda tot.

Hinter dem Wagen mit ihrem Sarge ging Claude. Es regnete, sein Gehirn war dumpf, schläfrig, es ward nur von zeitweiligen Schmerzen wachgehalten. Er

fragte ſich jedesmal auffahrend: „Woran hab' ich denn gedacht? Mir war ja die ganze Zeit, als läge da drinnen Ute und führe vor mir her: Ute. Werd' ich denn verrückt? ...“ Aber er ſchlief im Gehen ſchon wieder ein und träumte, Ute habe ſich ihm endlich ergeben und ihn geliebt; und dann ſei ſie geſtorben, an ihm, an ſeiner ſeeliſchen Erſchöpfung, an ſeiner Unfähigkeit zu lieben ... Am Grabe ſtreckte er auf einmal, ganz haſtig, den Hals vor. Es hatte ihm geſchienen, ein Spalt ſtehe offen im Sarge, und Utes Haar funkele mit violetten Lichtern daraus hervor.

Er legte ſich mit Fieber zu Bett. Als er es nach zwei Wochen verließ, ſchlich er in tiefer Gleichgültigkeit an den Orten vorbei, zwiſchen denen ſo viele ſeiner Tränen gefloſſen waren. Er verließ ſie, ohne an etwas Vergangenes zu denken. Während des Wartens auf den Dampfer ſtand er unter der Gartenmauer vor der Tafel und überſetzte die Inſchrift, ganz gedankenlos.

„Has juvenum lachrymis ...“

Die Dampfpfeife ertönte ſchon von Garda her; Claude ging. Er ſuchte, weil ihn immer fror, den Süden von Italien auf, verbrachte den Sommer in Neapel und wollte zum Winter nach Ägypten. Dann fand er doch den Mut nicht dazu. Seine Schwäche ging zuzeiten in teilweiſe Lähmung über; ſeine Atmungsorgane neigten fortwährend zu Entzündungen.

Er ließ ſich nach Salſomaggiore, nach Caſamicciola oder nach Abano ſchicken, und fing die Reihe

der Bäder von vorn wieder an, ohne daß ihm einfiel, er sei schon da gewesen. Panier wies ihm tausend Mark im Monat an und erkundigte sich zuweilen, ob Claude mehr wünsche; es sei jetzt alles da. Claude antwortete nicht; sein trockenes Hüsteln beschäftigte ihn gerade. Er war gerade besorgt, weil ihm alle Haare ausfielen.

Im Frühling, an einem Tage, als Garben frisch geöffneter Blüten aus einem ganz leichten Himmel herabhingen, sah Claude in einer Landstadt bei Rom eine große Frau mit einem kupfernen Krug auf dem Kopf in ein dunkles Haustor verschwinden. Ihr breiter Nacken, der an den Krug erhobene Arm, das scharfe, gelbliche Profil schreckten ihn auf zu Bewunderung. Er atmete plötzlich ein wenig voller, wandte sich um und erblickte, die Treppengasse hinab, noch andere Frauen. Er hatte seit einem Jahre keine gesehen. Seit einem Jahre hatte er keine Landschaft gesehn. Dort unten, durch Schleier von Öllaub, mit Pfirsichblüten rosig bestickt, schritt dem blauen Duft der Berge entgegen ein ganzer Reigen köstlicher Frauen . . . „Wie lange bin ich denn schon hier!“ Er traf sich beim Anblick dieser starken und zu Leidenschaft geborenen Gestalten mitten auf einer langen Reise in einem Lande, worin man ewig fremd bleibt. Er erinnerte sich dumpf an Stürme des Gefühls, die ihn einst betroffen hatten; und es war ihm, als habe er damals versucht, eine fremde Sprache zu sprechen.

Die Nacht darauf erwachte er im Dunkeln und meinte, er habe von Ute geträumt. Er ahnte noch

mit berauſchter Sehnſucht über ſeinem Geſicht Utes weißes, ſtarkzügiges Geſicht und die ſchwarzen Barren ihrer Brauen unter der Welle metallroten Haars. Er ſtreckte noch einmal die Arme aus, ſchluchzte ihr entgegen und allen ihren Reichtümern: allen Reichtümern des Lebens ... Seine Erregung dauerte bis zum Morgen.

Darauf vermochte er ſein Frühſtück nicht zu ſchlucken, kämpfte mit Atemnot und fühlte das Fieber, das ihn nie ganz verließ, heftig zunehmen. Indes er ſeine Temperatur maß und ſich im Spiegel die Zunge zeigte, verwünſchte er Ute. Sie habe ihm ſein ganzes Leben zerſtört; jetzt ſei er allmählich bei einem Zuſtande angelangt, in dem er an Beſſeres zu denken habe als an ſie.

Ihr Bild verbannte er aus ſeinen Nächten. Er gedachte ihrer im Wachen kaum noch. Nach weiteren neun Monaten bekam er einen Brief von Theodora Gigereit. Ihr Mann hatte ſchlecht verdient und Schulden gemacht; ſie hatten ein drittes Kind. Claude erinnerte ſich beſchwerlich, wer dieſe Theodora geweſen ſei. Er legte den Bettelbrief verächtlich weg. „Müſſen mir die Leute mit ihren Scherereien kommen; als ob ich nicht ſelbſt genug hätte.“ Und er griff wieder nach ſeinem Puls.

Der Brief geriet ihm nochmals zwiſchen die Finger zu einer günſtigern Stunde; er hatte ſich gerade Äther eingeſpritzt. Er beſchloß, Theodora etwas geben zu laſſen; aber dann vergaß er es wieder.

Er war bald drei Jahre von München fort, da

fand Pömmerl, der für eine Berliner Zeitung eine Automobilfahrt durch Italien machte, eines Augusttages seinen ehemaligen Verleger und Direktor in den Cascine zu Florenz, in Decken gewickelt, in einem Rollstuhl. Es war ganz am Ende der Laubgänge, wo der Fluß sich im Kies ausbreitete und die Büsche zurücktraten; vor dem Geländer, von wo einst Claude und Gilda unter den lauen Stößen ihres ersten Liebessturms Seele an Seele hinausgeflogen waren in einen brennenden Abendhimmel.

Claudes verfallenes Bild und seine Stumpfheit machten Pömmerl solchen Eindruck, daß er darüber an Matthacker berichtete. Acht Tage später stellte Matthacker, im Auftrage Paniers, sich ein und holte seinen Patienten heim. Er legte ihn zu Bett, in seinem alten Schlafzimmer. Der Arzt benachrichtigte auch die Mutter.

Frau Marehn ließ erschreckt einen schwarzen Malschüler im Stich. Sie geriet ganz aus der Fassung beim Anblick ihres Sohnes, der kein Zeichen gab, als erkennte er sie.

„Mein Gott, ich begreife gar nicht, dir hat doch nie was gefehlt," äußerte sie; und in dem Bedürfnis, sich außerhalb der Verantwortlichkeiten zu fühlen:

„Von mir hast du es nicht."

Um so weniger konnte sie helfen, und ging darum wieder.

Killich, Spießl, Köhmbold, auch Theodora und die Schransky, machten an Claudes Bett einen Besuch, den sie nicht wiederholten. Aber Panier kam häufig. Er

ließ ſich die Treppen hinaufſtützen, rutſchte im Zimmer umher, unterſuchte im Winkel Claudes Rollſtuhl.

„Unſerer is aber neuerer Konſtruktion. Was du für den Schund woll wieder bezahlt haſt, Jung' ... Tja, nu können wir zwei beiden uns hinter'nander her die Leopoldſtraße lang ſchieben laſſen, das hätt'ſt du dir woll nich gedacht. Aber wir, Panier, haben es doch wenigſtens alles gehörig genoſſen — aber gehörig, das woll'n wir uns woll ausgebeten haben. Und überhaupt, fertig ſind wir noch lange nicht, Nöh."

Claude ſchwieg.

„Wo wärſt du woll ohne uns, mein Jung'. Daß du jetzt wieder dein gutes Auskommen haſt, das kommt auch nicht bloß davon, daß die Terrains wieder geſtiegen ſind und daß ſie in Neufreimann auf deinem Grund 'n Bahnhof anlegen wollen. Das kommt auch von dem feinen Coup, den wir in der Äußeren Prinzregentenſtraße machen. Da bieten wir die Grundſtücke aus, und anzahlen laſſen wir 'n Pappenſtiel. Aber die Verpflichtung iſt dabei, daß der Käufer ſich das Haus von unſerm Architekten bauen läßt. Natürlich kann der Kerl dann nicht zahlen, wir ſteigern den Bau ein, und fertig is die Kiſte ... Ja, mein Jung', aus nix biſt du nu ſchon wieder zu 'n paar Millionen angeſchwollen und merkſt es gar nicht ..."

Claude blieb teilnahmslos.

„Kannſt du uns überhaupt verſtehn? Deubel, da ſind wir 'n anderer Kerl. Solche Geſchichten wie du, die machen wir nich. Könnt' uns paſſen. Was, Mariechen?"

Er holte Bella herein.

„Nu ſag' 'mal ſelbſt, ob du nich 'n ganz ordentlichen Kerl geheiratet haſt. Man bloß die Füße, die wollen nich. Aber Kopp un Magen un denn das andere, was zu 'n guten Ehemann gehört, das is bei uns alles in Ordnung. Immer's Panier hoch!"

„Du biſt ganz talentvoll, Alter," ſagte Bella und kraute ihm den Bart, mit einem Blick nach Claude, ſchief über die hochgezogene Schulter weg. Sie ſchob ihren Mann fort. Claude ſah ihnen nach, mit verſchleierten Augen. Er ſaß ohne eine Bewegung im Bett.

Auch der junge Ende fand ihn ſo. Darauf ſchrieb er an ſeine Tochter nach Berlin, mit ihrem Jugendfreund gehe es zu Ende. Wenn ſie ihn nochmals ſehen wolle, müſſe ſie gleich kommen. Falls ihr das Geld zur Reiſe gerade fehle, mache er, ihr Vater, ſich ein Vergnügen daraus, es ſeiner geliebten Ute anzubieten. Er könne es recht gut, denn gerade habe er von der Gräfin Stockwenzel einen Teil der Fresken bezahlt erhalten, mit denen er das neue Gartenhaus Ihrer Exzellenz zu ſchmücken gütigſt beauftragt ſei. Ute werde hoffentlich ſeinen Freundesdienſt annehmen und ſofort kommen.

„Die Pietät, liebe Ute, gebietet das. Was ihr eigentlich miteinander gehabt habt, daß der arme Claude ſich gar nicht mehr um uns bekümmert hat, kann ich natürlich nicht wiſſen. Dein Vater iſt ja nicht ſo glücklich, dein Vertrauen zu genießen. Doch glaube ich, daß du dem Unglücklichen eine letzte gute Stunde bereiten könnteſt, ſobald du wollteſt. Dazu rate ich dir, geliebte Tochter, erſtens natürlich ſeinetwegen.

Dann aber: wenn wir pietätvoll ſind, das ſchlägt uns ſelbſt immer am beſten aus; dieſe Erfahrung hat dein Vater oft genug gemacht. Tue es alſo ſchon deiner ſelbſt wegen! Natürlich meine ich vor allem das erhebende Bewußtſein erfüllter Menſchenpflicht, daß du daraus ſchöpfen würdeſt ..."

Ute überſchlug die folgenden Wendungen; ſie hatte verſtanden. Ihr Vater verlangte, daß ſie Claudes letzte Verfügungen überwache. Sie ſchleuderte den Brief vor den Ofen.

Am Abend hatte ſie nicht zu ſpielen, ſie ſaß allein in ihrem Boudoir und lernte die Monna Vanna. Plötzlich nahm ſie den Kopf aus den Händen.

„Dann alſo gerade. Weil man von mir eine Niedertracht verlangt, dadurch werd' ich mich doch nicht abhalten laſſen, Claude noch 'mal zu ſehen. Morgen nehm' ich mir Urlaub."

Sie ſtarrte ins Dunkel.

„Die Monna Vanna lern' ich umſonſt, die kriegt ja doch die Bieratz. Jetzt hat ſie wieder den Baron Bretling: gegen ſo viele Brillanten iſt nicht aufzukommen."

Sie ließ ſich ins Sofa zurückfallen, ſchloß die Augen.

„Ich bin es müde. Nichts hat man für ſich als die Kunſt."

Sie hob die Schultern.

„Die Lizzi Laffé iſt dreißig Jahre älter als ich. Aber wenn ſie durchaus will, und hängt ſie die Brillanten von Türkheimer um — eher kriegt noch ſie die Monna Vanna."

Nach einer Weile, auflachend:

„Und ausgerechnet die zwei, den Bretling und den Türkheimer, hätt' ich selber haben können. Na, mittlerweile hab' ich bald alle abgeschreckt ... Es ist doch ein merkwürdiges Bewußtsein, daß da drunten in München einer sitzt und an mich denkt. Denn natürlich denkt er an mich. Was wird er die drei Jahre anders getan haben — ich kenn' ihn doch. Den glücklich machen zu können, bloß dadurch daß ich komme ...

„Warum übrigens nicht. Unser letzter Auftritt damals war wirklich kein Grund, sich fürs Leben zu verfeinden. Ich muß schon sagen, ich hatte ihn ziemlich gereizt. Überhaupt, mein Freund ist er ja doch ...

„Es wird ja hoffentlich nicht schlimm sein mit ihm. Und wenn er im Bett liegt und sich nicht viel rühren kann, das ist eigentlich ganz gut für unser Wiedersehn. Verstimmende Zwischenfälle wie der letzte vor drei Jahren sind dann ziemlich ausgeschlossen. Meine Liebhaber dürfen nicht zu mobil sein ...

„'s ist egal, so viel kämpfen, so viel Haß um sich her haben, immer so allein sein — o, ich halt's je aus. Aber ich merke doch, es hat seine Grenze. Einen zu haben, der einen anbetet, auf alle Fälle anbetet, auch wenn man nichts dafür gibt: es ist doch mehr daran, als ich dachte."

Sie war aufgesprungen, machte ein paar Schritte, blieb vorm Fenster stehn.

„Und was hab' ich davon? Allein bleibt man immer."

Dann, auffahrend:

„Ich mach's hier nicht mehr mit. Ich werd' nicht in Berlin ſitzen bleiben, während eine der zwei andern die Monna Vanna ſpielt."

Sie begann ſofort, Sachen auszuſuchen für die Reiſe. Einmal zögerte ſie zwiſchen mehreren Fichus und merkte plötzlich, ſie habe das ausgeſucht, das Claude gefallen müſſe.

Tags darauf machte ſie ſich beim Theater frei, beendete ihre Vorbereitungen, und abends fuhr ſie.

Sie nahm ſich in der Früh nur die Zeit um zu baden; dann ging ſie zu Claude. Das goldene Gitter vor der Treppe ſprang von ſelbſt auf, wie ſie darauf losſchritt. Ein Diener, der ſie nicht kannte, ließ ſie ungern hinaufſteigen und ſah ihr verwundert nach, als ſie den richtigen Weg einſchlug. Sie ging die leere, ſtaubige Galerie des Stiegenhauſes zu Ende, gelangte in den zweiten Stock und durch verwahrloſte Räume bis vor die Tür von Claudes Schlafzimmer. Leiſe, ohne zu klopfen, öffnete ſie. Die hohen Vorhänge waren feſt zugezogen vor den Fenſtern, ſie hörte hervorgeſtoßene Atemzüge, und meinte, Claude ſchlafe. Schattenhaft gewahrte ſie ſeinen Kopf. Sie trat vor, da ſchnarchte jemand laut auf, von einem Stuhl ſprang der Wärter, ſchlecht ausgeſchlafen.

„Ja was is. Ah! die Madeln. Fort ſtecken's da die Köpf' herein, ob für ſie noch was herausſchaut. Aber 's ſchaut nimmer viel heraus da für die Madeln. Der Herr Doktor hat's g'ſagt, mit die ſan ma ferti."

„Wollen Sie mich allein lassen mit dem Kranken,“ sagte Ute kalt.

„Gelt, das möchtens. Aber der Herr Doktor —“

„Gehn Sie?“

„Ja entschuldigens, wer san denn Sie, Freiln?“

„Und Sie brauchen nicht wiederzukommen. Man wird Sie entschädigen.“

Ute legte, noch ehe der Mann ganz draußen war, ihren Mantel ab, ihre Handschuhe, ihren Hut. Sie schloß behutsam die Tür, setzte sich dem Bett gegenüber, ein Stück entfernt, nahe dem verhängten Fenster; und sie betrachtete den verwischten Fleck dahinten, der Claudes Gesicht zu sein schien, und von dem das Geräusch hervorgestoßener Luft ausging. Wenn er erwachte, würde sie ihm Wasser reichen, oder Milch oder Medizin, oder was er nötig hatte. Die eingeschlossene Luft roch nach den Ausdünstungen eines Kranken. Ute sagte sich entschlossen: „Wenn er wirklich so krank ist — ich hab' nicht die Reise gemacht, um einfach zuzusehn. Jetzt pfleg' ich ihn, und in Berlin mögen sie die Monna Vanna spielen.“

Einmal meinte sie, er habe sich gerührt, sie konnte seine Augen nicht unterscheiden, und sie mochte ihn nicht stören ... Er sah sie die ganze Zeit an. Vom Rande der Gardine schlich ein wenig graues Licht in ihr Haar. Claude sah es verhalten blitzen. In seinem Herzen, in seinem Blut entstand eine Angst, die unbewußte Erinnerung lange gewohnter Qualen. Aber sein Kopf blieb dumpf. Plötzlich zuckte etwas darin auf, ein Gedanke, der wie ein Schlag durch seinen

Körper ging, süß und jäh. Sein Atem ward noch kürzer; er sagte schwach:

„Du bist da, Ute? O setz' dich wieder so ins Licht und mit dem Arm über der Lehne, wie gestern abend in Mamas Salon."

Ute verstand nicht. Er fuhr fort:

„Als ich eintrat — ach, Ute! . . Nicht wahr, Mama hat dich mit deinem Papa im Englischen Garten getroffen, und nun wirst du immer zu uns kommen? Nie werden wir uns trennen?"

Ute trat an das Bett, bewegt und voll Schrecken.

„Wir haben uns schon trennen müssen, Claude. Kinder, wie du meinst, sind wir ja nicht mehr. Weißt du nicht, ich bin ja fortgegangen."

„Du bist fortgegangen . . ."

Er suchte.

„Ich weiß wohl, bei einer Schmiere im Walde solltest du Theater spielen. Darum mußtest du mich verlassen. Ute, deshalb? Tu's nicht! Denk' an unsere gemeinsame Zeit. Mein Vater ist krank, und meine Mutter liebt mich nicht. Ich habe niemand je gehabt als dich. Ach, wie viele vergebene Zärtlichkeiten."

Ute zog die Brauen zusammen. Claude schüttelte auf seinen Kissen langsam den Kopf.

„Du bist dennoch gegangen, ich weiß; und eine letzte gute Zeit haben wir noch gehabt. Wir haben deine Einkäufe zusammen gemacht und zusammen in Restaurants gegessen. Und unsere Spaziergänge, Ute. Der Flieder neben den Wiesen. Es war Frühling,

wir waren Bruder und Schweſter. Zuletzt noch in Nymphenburg — aber da war's aus."

Er ſchloß die Augen, ſeufzte tief auf.

„Was für ein leeres, gehetztes, zielloſes Leben hat da angefangen. Nur früh im Bett — in den Korridoren lief noch kein Kellner: da kamſt du ganz allein meine Morgenſtunde entlang ... In ein dunkles Zimmer hab' ich mich einmal des Nachts geſetzt, während die andern lärmten, und wollte dich ſpielen ſehn ..."

Hinter ſeinen geſchloſſenen Augen ſpielten nun ſo viele von ihren oft erlebten Bewegungen, von ihren täglich gefühlten Schönheiten. Seine geſchloſſenen Augen waren wieder ganz voll von ihr. Da warf er ſich herum.

„Aber dann kehrteſt du zurück. Wie ſchrecklich! Was hatteſt du nur getan inzwiſchen, daß ich ſo leiden mußte! Welche Angſt! Es war auf einem Feſt, ich weihte mein Haus ein, du bliebſt aus. Ich meinte, du liebteſt mich, und du litteſt. Da kamſt du und o, ich ſah gleich — aus deinem ſchwarzen Kleid flog ein ſchwarzer Vogel gegen mein Herz. Wir gingen die Treppen hinauf, bis — bis hierher."

Er öffnete die Augen, er ſtieß einen Schrei aus.

„Der Tiſch, Ute! du lehnſt dich an den Tiſch!"

Sie wandte ſich haſtig um: der Tiſch trug nichts als ihre Photographie. Und davor hatte ſie ſelbſt gelehnt, gerade ſo, als ſie Claude damals geſagt hatte, Panier habe ſie beſeſſen. Sie fühlte ſich gepackt, die Vergangenheit fiel auf einmal atemraubend über ſie

her. Sie ſtürzte ans Fenſter, riß die Vorhänge auseinander und die Scheiben auf. Bittere Herbſtluft ſtrömte ins Zimmer und über das Bett. Claude hatte ſich aufgeſtützt. In ſeinen Augen arbeitete unter Schlacken das Leben. Die Lider hingen nicht mehr herab, die Muskeln bewegten ſich wieder in dieſem ſeit vielen Monaten nie gerührten Geſicht. Aber Ute bemerkte nur ſeine graufahle Farbe, und daß ſeine Bruſt abgezehrt war, ſeine Haare ganz dünn, und ſeine Haut abgeſchuppt.

Er ſtreckte die Arme aus; ſie ergriff ſeine Hände, ſie legte dieſe Hände mit den gekrümmten, gelblichen Nägeln ſich um den Leib, ohne ſie zu ſehen; denn ihre Augen waren voll Tränen. Sie ſetzte ſich auf den Bettrand, Claudes Geſicht fiel in ihren Schoß, und über ſeinem zuckenden Nacken fühlte er Utes Schluchzen — wieder wie damals. Er hob den Kopf, ſie ſahen jeder die Tränen rinnen auf dem Geſicht des andern. Er wußte wieder, wer ſie beide waren. Sein Bewußtſein war auf einmal hoch durchflammt.

„Ute, denkſt du noch an den Sommer am Walchenſee, auf der Wieſe? Wie warm und glücklich! Aber dann wollteſt du mich heiraten, ohne mich zu lieben. Du wollteſt dich mir auch hingeben, nur aus Wut und Eiferſucht, ſpäter in Düren. Weißt du noch?“

Ute ſtammelte, ſie wußte nicht was. Sie fragte ſich: „Warum werde ich heiß und kalt unter der Erinnerung an die alten Dinge? Was gehn ſie mich noch an?“

„Was haben wir alles zuſammen erlebt," flüſterte Claude. „Was von einer Frau nur kommen kann, alles was eine Frau uns fühlen laſſen kann, Ute, ich hab' es von dir bekommen — nur nicht beglückte Liebe."

„Es iſt nicht meine Schuld, Claude."

„Hätteſt du mich lieben können, wer weiß, meine große Sehnſucht, durch Liebe ſtark zu werden, hätte vielleicht nicht Bankerott gemacht ... Warum biſt du jetzt ſo gütig? Du warſt ſo hart. Du haſt mir die Beſinnung genommen, bis ich mich an dir vergriff. Das war ſchrecklich ..."

Er ſank zurück auf das Kiſſen, bedeckte die Augen. Sie nahm ſeine Hände weg.

„Claude, ich bitte dich um Verzeihung."

„Du, mich?"

„Ich hab' mich oftmals an dir verſündigt, ich bereue es."

„Bereuen? Du meinſt, ich wollte etwas miſſen von allem, was du mir zugefügt haſt? O, Ute! Was iſt alles Leiden, da du ja da biſt, da mein ganzes Leben voll iſt von dir. Weißt du wohl, daß meine Jahre von dir ihre Farbe bekommen haben, und daß ich mich an keines erinnern kann, ohne noch die Geſte deiner Hände zu ſehen, die es geformt haben: ſchlimm oder glücklich? Weißt du wohl, daß Frühling oder Herbſt für mich nur ein paar Stunden bedeuten, wo wir auf einem Raſen ein Lied ſummten, oder in einem Zimmer miteinander weinten? Leiden? Aber es kam ja von dir!"

„Vielleicht biſt du alſo glücklicher als ich," — und Ute ſtarrte, an den Bettpfoſten geſtützt, gradaus.

„O! Du biſt unglücklich in Berlin?"

„Ich weiß nicht. Ich hätte vielleicht nicht hingehen ſollen; überhaupt nicht aufs Theater. Ich will dir ſagen, manchmal, beſonders in der letzten Saiſon, hat es mich nach etwas anderem verlangt —"

„Wonach — Ute?"

„— zurückverlangt nach etwas, das ich hatte bei dir — als wir zuſammen waren."

„Iſt das möglich? ... Und der Ruhm? Die Wirkung deiner Perſönlichkeit? Der Haß, den du einatmeſt? Der Rauſch, den du erregſt?"

„Weißt du noch, wie es in Düren war?" fragte ſie, mit einem plötzlichen, tiefen Blick in ſein Auge. Claude errötete ſchwach; er murmelte:

„Dort war die Franchini."

„Es gibt überall eine Franchini. Aber beſchämender noch iſt der Wettbewerb mit den Brillantendamen. Einen Liebhaber haben, der der Börſe und der Preſſe naheſteht; nach ſeinen Angaben ſpekulieren, und am Abend ſeine Brillanten tragen; ſich ſchließlich mit ſeiner Hilfe ein eigenes Theater pachten — höher hinaus geht's doch nicht. Statt deſſen wiſſen ein paar hundert Zuſchauer, daß ich größer bin als jene; und in den Kuliſſen haſche ich nach Rollen, zettele Verſchwörungen an, mache mich niedrig. Hat das einen Sinn? Anfangs glaubte ich es ja."

„Du, Ute, wirſt berühmt und reich werden. Ich glaube an weiter nichts, aber daran glaub' ich."

„Weißt du, wer recht gehabt hat? Mein Vater, der junge Ende. Ich hätte bei ihm bleiben sollen und unter gefälligen Menschen harmlosen Kitsch machen. Meine Illusionen hätt' ich gerettet."

„Du, die große Künstlerin! Du, Ute Ende!"

„Zur Reise nach München hat der junge Ende mir Geld angeboten, und ohne den Vorschuß vom Direktor Abell hätt' ich's nehmen müssen. O, der junge Ende verdient."

„Arme Ute, du bist grade überanstrengt, du hast grade eine Enttäuschung zu überwinden. Wie bin ich traurig, daß ich dich so niedergeschlagen sehe."

„Es sollte dich ja freuen, Claude. Ich kehre zu dir zurück, siehst du. So Großes hätte ich niemals wagen sollen. Was willst du denn: eine Künstlerin, keine Theaterkokotte, kein Instinktwesen, keine Geschäftsfrau; eine wirkliche Künstlerin — na, so geht es nun 'mal."

Und auflachend:

„In den Ozean schifft mit tausend Masten die Jungfrau."

Claude lachte mit, erregt.

„Die Jungfrau — ja, die Jungfrau ist heute tatenlustig. Der Jüngling vermeidet es, auf gerettetem Boot in den Hafen zu treiben; er fährt lieber gar nicht erst hinaus. Wenn ich an die beiden Buden denke, damals. Deine, mit Nathanael: du machtest mich förmlich kleinlaut durch deinen Willen, durch deine Sucht zu kämpfen, dich durchzusetzen, durch dein wildes Vertrauen in dich, in deine Kunst. In der andern

Bude, beim Spießl, glaubten wir an nichts, am wenigſten an uns ſelbſt, fanden es überflüſſig und unfein, einen Finger zu rühren — und das, bevor wir irgend was kannten. Nur eines von allem, was ein reicheres Blut geſchwinder treibt, nur eines verlockte mich . . .“

Er fühlte ſeine Seele und ihre ganze Zärtlichkeit aufrauſchen, fühlte ein kleines dunkles Gehölz, ohne einen Sonnenſtrahl und immer feucht von Tränen, aufrauſchen von einem letzten Stoß des Abendwindes. Er keuchte von der Anſtrengung des Sprechens, des Empfindens. Er taſtete nach ihrer Hand. Mit verſagender Stimme:

„Willſt du nun dableiben, immer?“

Sie ſann.

„Keine Pläne machen, Claude. Ich weiß nur, der Entſchluß, herzukommen zu dir, war mir eine große Freude, eine Erlöſung faſt.“

„Ute!“

„Doch noch einen Freund zu haben im Leben.“

„Wie biſt du ſchön — und gut.“

Sie hörte, aus ihren Gedanken heraus, ſein Flüſtern kaum. Claude fühlte ſeine Kräfte überſpannt, in ſeinem Kopf entſtand eine fliegende Angſt, er fürchtete das Bewußtſein zu verlieren, in Stumpfheit zurückzuſinken. Er griff hinter ſein Kopfkiſſen, fuhr heimlich mit der Hand unter die Decke, an ſeine Hüfte. Plötzlich zuckte er zuſammen, unter dem Brennen des Äthers in ſeinem Blut.

Ute merkte nichts; ſie dachte: „Er hat recht, ich

habe gerade eine Enttäuschung zu überwinden; darum tut es mir im Augenblick wohl, seine Anbetung zu fühlen. Das hält nicht vor. Ich weiß darum doch, wozu ich lebe, und daß ich vom Theater nicht loskomme ... Gleichviel, ich bin liebesbedürftig, ich kann es nicht leugnen, zum erstenmal im Leben. Wie seltsam: hätte ich jetzt noch den Mut wie früher, alles von ihm anzunehmen und nichts dafür zu geben? Ich hab' ihm noch immer keinen Pfennig zurückgezahlt ... Ach, ich bin schwach vor Katzenjammer. Ich kann ja aus dem kleinen Menschen alles machen, was ich will, er wird mir immer dankbar sein. Wenn er stirbt —"

Sie erschrak; ihr selbst unhörbar, dachte sie hinzu:

„— kann ich alles erben. Das ist mir ein Leichtes, ich brauche nur zu wollen."

Sie atmete rascher, über Claude weg. In diesem Augenblick ward an die Tür geklopft und der Griff niedergedrückt. Sie fuhr auf, stellte mit einem Blick fest, daß der Riegel sicher davorlag.

„Soll ich öffnen?"

„Nein, nein."

Sie sah ihn sinnend an und fragte sich dabei, ob ihr Gedanke niedrig und schlecht sei. „Ja! Denn ich fand ihn niedrig, als der junge Ende ihn mir zumutete ... Aber der hat mir keine aufrichtige Empfindung zugetraut. Ich heuchle ja nicht, wenn ich Claude sage, ich sei gern gekommen, ich habe mich nach ihm gesehnt. Das ist wahr! Ich bin seine Freundin, in aller Aufrichtigkeit. Und wenn er mir sein Geld hinterläßt, wie er mir von jeher alles gegeben hat,

was ich brauchte, einfach als seiner Freundin — ich nehme es an, werde seine Universalerbin: das sollte eine niedrige Handlung sein? Nein, nein! ...

„Seine Universalerbin, ich brauche bloß zu wollen. Dann mögen jene in Berlin sich Brillanten und Lorbeeren schenken lassen: ich bin darüber hinaus. Mit einer großen Anzahl Millionen gilt man mehr unter Menschen als die lärmendste Berühmtheit, mehr als das Genie! Ich habe das mittlerweile erfahren. Ich kann mir dann ein Theater kaufen, meinen Ruhm bezahlen. Endlich werden alle die große Kunst der Ute Ende erkennen, beim Schein ihres Goldes! ... Ich brauche nur zu wollen ..."

Wieder rüttelte jemand an der Tür; Ute schrak wieder zusammen, wie ertappt. „Wie er mich ansieht, mit wie zartem, tiefem Verlangen! O, an was alles hab' ich eben gedacht. Er, er denkt inzwischen, daß ich schön bin, und daß er mich liebt ... Ich glaube genug zu tun, wenn ich Freundschaft empfinde für ihn, und mich von ihm beschenken lasse? Aber er will ja viel mehr, hat es immer gewollt: Liebe. Ich habe kein Recht auf ihn, noch auf das Seinige, wenn ich ihn nicht liebe!"

„Claude," so stieß sie hervor, „wie mag es dir in den drei Jahren ergangen sein, seit wir uns ganz getrennt haben. O, ich hätte früher an dich denken sollen! ..."

Und sie beugte sich über ihn, die Hand in seiner, auf seiner Brust. Sie begriff plötzlich gar nicht, wie hatte sie ihn solange ohne Trost lassen können. Unter

dem Einfluß des Äthers, mit hellerem Blick und kräftigerer Stimme, sagte er:

„Jetzt bin ich glücklich."

„Liebst du mich denn wirklich noch wie früher?"

„Immer, Ute. Ich habe immer nur dich geliebt."

„Wie ist das möglich. Man ändert sich doch, man vergißt doch."

Er richtete sich halb auf, kinderhaft feierlich bekannte er:

„Dich, Ute, vergißt man nicht."

Sie schwieg, ergriffen. Sie bedachte: „Ich sollte ihn lieben. Niemand wird je würdiger sein."

„Aber was habe ich an mir, daß du mich so lange, so lange geliebt hast?" fragte sie, und drückte fester seine Hand, beugte sich tiefer über ihn. Ihr Gesicht verschwamm ihm vor den Augen zu einem weißen Fleck, er fühlte sich in ihren Atem gehüllt, in ihren Duft. Ihr Schenkel legte sich durch ihr gerafftes Kleid und seine gespannte Decke hindurch, eng gegen seinen, er spürte ihn von der Hüfte bis zum Knie, er ward von ihm warm: von Utes Schenkel. Er dachte an die mächtige Frau zu Florenz, am Sockel des David, und an die Hügel, die wie diese Frau mit aufgestütztem Schenkel um die Stadt herumlagen; an eine schwarzseidene Hose, statt eines Unterrocks zu tragen, die er einmal für Ute gekauft hatte; an ihre gelassene Haltung, mit der Zigarette, in einem Restaurant, während das schlanke Kleid ihren Schenkel kühn umfaltete; an ihren fleischig zerdrückten Schenkel, da sie sich als Emilia Galotti am Boden gewälzt hatte.

hundert Bilder überstürzten sich in ihm, hundert Sehnsüchte erfüllten sich auf einmal. Es schwindelte ihn, seine Sinne flackerten auf. Er warf sich zur Seite, er griff nach ihr, sein Atem schlug ihr ins Gesicht.

Sie fuhr heftig zurück, mit Ekel und Angst. Sein Atem hatte übel gerochen. Er hing nun aus dem Schatten des Bettes heraus, breitete die dünnen Knochenfinger mit den gelben, gekrümmten Nägeln nach ihr aus. Wie schmutzigbleich dieser halb kahle Kopf war. Er hüstelte trocken, seine Lider röteten sich noch mehr. „Ich kann nicht," flüsterte es starr in Ute. „Wie soll ich das da lieben."

Sie trat ans Fenster, drehte ihm den Rücken.

„Er war anders," hielt sie sich vor. „Da hab' ich nicht gewollt. Geliebt hat er mich immer, nichts hat sich geändert. Nur ist er jetzt krank. Dafür bin ich enttäuscht, unberührt, ohne viel Erfolg. Wir sind heute beide weniger wert ... Nein! Eine Liebe wie seine ist das kostbarste. Versäume ich sie, ich finde sie nie wieder. Er stirbt, dann sind in der Welt nur noch Fremde. Flüchtige Begierden, widerliche Berechnungen, zu nichts weiter werden sie mich wollen. Dieser will mich sein Leben lang, nur mich. Er stirbt, dann hab' ich nie ein menschliches Herz schlagen fühlen."

Sie erschrak heftig.

„Ich bin dann kaum Mensch gewesen ... Ich hab' Herz und Sinne, alles an meine Kunst verschwendet: sie hat mir's wenig gelohnt. Dahinten leucht

einer, der mir alles gibt, und fragt nicht, wie viel ich dafür zurückgebe . . .

„Ich will ihn lieben. Ich will! Ich sollte nicht können, weil sein Körper abgezehrt ist? Als ob ich mich nicht mit einem Totenschädel in Liebesszenen geübt hätte! Als ob ich nicht täglich auf der Bühne meine besten Gefühle, mein vollstes Leben an ausgepolsterte Brüste richtete, an gemalte Fratzen, die mir einen schmutzigen Witz zuraunen. Und die Brust dahinten ist übervoll von mir, von mir; und dieses arme Gesicht wird mir Liebesworte zuflüstern, die noch keine gehört hat. Aber ich will sie ihm erwidern! Er soll glücklich sein, ich will ihn, bevor er stirbt, für all das Leben entschädigen, das wir versäumt haben. Wir sollen glücklich sein: ich will es! . . . Ist denn das Verlangen zu fassen, das mich dort erwartet? Solch eine Liebe, solch eine Liebe — o, ich bin ganz überflutet davon: ich glaube, ich liebe!"

Sie warf sich herum, breitete die Arme aus, schritt langsam vorwärts. Der Spiegel am Kopfende des Bettes zeigte ihr, daß sie gerötet sei, daß ihre Augen glänzten, und daß sie überzeugt und wahr sei, wie in ihrer besten Rolle. „Ich liebe!" rief sie sich heimlich zu.

Sie schmiegte sich an ihn, stützte ihre Brust an seine.

„Sag', warum liebst du mich?"

„Du bist schön! Wie sehr!"

„Von meiner Schönheit siehst du mehr als da ist."

„Und du bist eine Künstlerin — o, eine wie große! Du hast mich ahnen lassen, was Leidenschaft ist. Wie kannst du sie spielen!"

Sie ſagte mit einem tiefen Blick:

„Meinſt du, daß ich ſie im Spiel nicht auch empfinde?“

„So oft ich dich ſpielen ſah, hab' ich mich ganz klein gefühlt. Die ſtarke Empfindung, die in einem Augenblick Jahre aufzehrt, Ute, das iſt das einzige, was zählt.“

„Ja. Liebe mich.“

„Aber du — kannſt du mich lieben?“

„Ich ſag' dir noch, ob ich's kann!“

„Ich möchte wiſſen, wozu das kleine vorſichtige, zweifleriſche Hinſiechen uns dient, das wir Leben nennen. Eine große Wallung, die Hingeriſſenheit eines Spiels, ſo, Ute, hätte ich unſer Leben gewünſcht.“

„Du haſt viele ſolcher Wallungen gehabt!“ rief ſie, aufzuckend vor Eiferſucht. „Du haſt viele Frauen gehabt!“

„Ich habe dich geſucht in allen. Ich habe zuweilen bei einer Frau eine hohe, bewegte Stunde genoſſen, die dir galt, Ute.“

„Ich bin nun bei dir, Claude.“

Sie umarmte ihn, ſuchte ſeinen Mund. Er zitterte, rang nach Luft.

„Biſt du mein, wirklich mein?“

„Du ſollſt ſehen, wie ich dein bin. Werde geſund — o, warum biſt du nicht geſund!“

Sie preßte ihn an ſich, in einer Angſt, die ihr die Kehle zuſchnürte.

„Und wenn ich geſund werde, jetzt würdeſt du wollen? Ute?“

Sie, ſtürmiſch:

„Ich hab' nur dich, ich will dich behalten."

Er, erstickt flüsternd:

„Liebst du mich? Sag', daß du mich liebst.

Und Ute:

„O, komm'!"

Da sank Claude zurück, er murmelte, entsetzt in ihre Augen starrend:

„Ich glaube, ich muß sterben."

„Nein! Nein!"

„Oder, nicht sterben, aber noch schlimmer zugrunde gehen."

Und er tastete über seinen Hinterkopf. Sein trostloser Blick irrte auf ihrer Gestalt umher, hängte sich an ihr metallenes Haar, an einen Zweig mit Blättern auf der schillernden Seide an ihrer linken Achsel, an ihre Lippen, an ihre zurückgedrängten reifenden Schultern, an die Linie der Büste, frei gewölbt, jung, geschmeidig. Das alles würde er zurücklassen. Das alles lebte, während er verschwunden war, verschwendete seinen Anblick an tausend Gleichgültige — und den einen Claude hätte es groß und selig machen können, ihn, dessen Glieder vermoderten, oder dessen Gehirn tot war! . . . Er wand sich vor Qual.

„Erst sag' mir, daß du mich liebst. Ich hab' es nie gehört, soll ich's nicht mehr hören, eh' alles aus ist?"

Ute, mit aufgeregtem Schmeicheln:

„Ich sag' dir's in der Stunde, wo wir glücklich sind."

„Die muß bald kommen, sonst ist es zu spät . . .

Ute, ich will, daß nach meinem Tode alles, was ich hatte, dir gehört."

Ute ſchrie auf.

„Du willſt mich bezahlen!"

„Ich möchte, daß von unſerem Glück — es dauert vielleicht keine Stunde — für dich etwas übrig bleibt. Iſt das nicht natürlich? Wenn du mich liebſt!"

Sie richtete ſich auf. „Lieb' ich ihn denn nicht? ... Ich darf jetzt alles, jetzt hab' ich das Recht auf ihn."

„Ich nehme an," ſagte ſie.

„Gleich. Schicke gleich zum Notar. Ich bin nicht eher ruhig."

Sie legte raſch und zart ihre Wange an ſeine.

„Und dann — o, du weißt ja nicht ..."

„Dann kommſt du und ſagſt mir — du wirſt es mir dann ſagen?"

„Das, was du nie gehört haſt. Und fühlen ſollſt du's! Du weißt nicht, wie ich lieben kann. Was für Leidenſchaft ich mir erſpielt habe! Nun gehört alles dir, dir, dem einen, meine ganze gepflegte, erarbeitete Perſönlichkeit, die ich jedem mißgönnte, meine Sinne, mein Herz und all meine Kunſt: dir!"

Sie flüſterte ihm die Verheißung ihrer Koſtbarkeiten heiß in die Lippen, mit ihrem geübten Flüſtern, das das ganze Zimmer erfüllte, mit ihrem gerollten R, ihrem geſchulten, kunſtvoll wogenden Atem.

„Ich hab' zu lang geſäumt, verzeih! Jetzt bin ich dein!"

Sie küßte ihm die Hände, die welke Bruſt, fing

seinen verdorbenen Atem mit den Lippen auf, sie hielt seine wankenden Schultern in ihren reichen Armen. Ihre prunkenden Gebärden berauschten und ängstigten ihn. Er schloß die Augen. Es war ihm, mit Schwindeln, als jagte sie zu Pferd in rote Weiten. Er blieb zurück, die heiße Luft erstickte ihn. Welche Ohnmacht!

Sie ließ ihn, sie ging, den Blick rückwärts immer auf ihm, zur Tür. Er wühlte sich aus den Kissen hervor, sah ihr nach, streckte die Arme aus; aber sie sanken schlaff hin. Er fühlte sich auf einmal mit grauenhafter Deutlichkeit auf dem Wege zum Grabe Gildas, der an seiner matten Seele Gestorbenen — hinter ihrem Sarge, an einem Regentage, als seine Gedanken das erste Mal eingeschlafen waren, und als er in seinem trüben Bewußtsein Ute begraben hatte, Ute selbst, und alle Hoffnung, lieben zu können wie ein Starker. Nun schritt dort vor ihm her, der Tür und dem ewigen Schweigen zu, das Phantom Utes, das nichts in ihm, in seinem Blut, in seinem Herzen mehr würde rühren können, nach dem er nicht greifen durfte, der dem seelischen Tod Verfallene ... Er umfaßte seinen Kopf. Es ward ihm schwindlig, das Bewußtsein verging ihm ... Ute schloß eben hinter sich die Tür.

„Na nu wird's hell," rief ihr aus dem zweitnächsten Zimmer Panier entgegen. „Süh 'mal, was macht denn die junge Dame den ganzen Tag da drinnen. Darf man da nichts von wissen, weil Sie die Tür abgeschlossen haben? Sie spielen woll barmherzige Schwester?"

Ute ging weiter, an Killich, Kreuth, Pömmerl

vorbei. Ihr Vater lief ihr entgegen, er küßte ihr die Hand.

„Mein geliebtes, gutes Kind! Verzeih' deinem Vater. Ich habe geglaubt, ich gestehe es, es fehlte dir an Gemüt. Nein, du hast auch das noch. Was du an deinem kranken Freunde tust, verlaß dich drauf, es wird dir vergolten."

„Da wird sie woll für sorgen," meinte Panier.

Ute schellte, zu dem Diener sagte sie:

„Holen Sie sofort den Notar Angerer."

„Siste!" schrie Panier und schlug auf den Tisch.

„Bringen Sie wenigstens noch 'ne Pulle Rotwein mit herauf," verlangte Killich. Die Herren frühstückten kalten Braten und Marmelade. Er wandte sich an Ute:

„Ich habe mehrmals am Türgriff gerüttelt, Fräulein. Haben Sie sich nicht gedacht, daß das ich sei? Wir sind, scheint's, beide ziemlich entschlossene Herrschaften. Prost. Aber Sie sind mir zuvorgekommen. Ist wirklich gar nichts mehr zu holen?"

„Ich brauche hundert Mark," erklärte Kreuth, „die könnten Sie mir wohl übrig lassen. Aber ich muß sie gleich haben."

„Ich habe 'ne Erfindung gemacht," sagte Killich. „Die wird er doch noch finanzieren können?"

Pömmerl faltete die Hände über dem Knödel in in seiner Weste und versetzte mit giftigem Behagen:

„Fräulein Ute hat 'ne bessere Erfindung gemacht. Zugartikel ... Soll jemand den Leuchter halten, bei der Probeanwendung?"

„Der Apparat hat sich längst bewährt," behauptete Killich und tanzte halb betrunken, mit großen Flügen seines blonden Bartes, vor Utes Füßen umher. Sie blieb stehen. „Ich werde nicht flüchten," beschloß sie.

„Sehn Sie sich bloß vor," riet Kreuth mit hohler Stimme, „daß Sie nachher nicht wegen fahrlässiger Tötung verknallt werden." Der junge Ende war erblaßt und streckte anmutig bittende Hände aus.

„Meine Herren, Sie irren sich wohl, ich bin der Vater."

„Der würdige Vater," bestätigten die Erbitterten.

Aber hinter dem hohen Lehnstuhl Paniers kam unversehens Bella hervor.

„O Gott, mein Mann, er ist blau, er kann nicht mehr sprechen!"

Man goß ihm Selterswasser über das Gesicht, rieb ihm die Stirn mit Kognak. Sein Kopf hing nach links. Der Blick war zur Seite gedreht; er stammelte immerfort etwas Unverständliches.

„Nun hat er wieder einen Schlaganfall," jammerte Bella.

„Zweimal die Woche steht doch in Ihrem Ehekontrakt," meinte Killich.

„Und daran bist du schuld," kreischte Bella, in Utes Gesicht. „Du abscheuliche Person! Du willst uns alles Geld wegnehmen! Erbschleicherei steht überhaupt im Strafgesetzbuch, weißt du das nicht? Was du jetzt vorhast, dafür sind wir alle Zeugen."

„Und wir werden dem Gesetz auf die Sprünge helfen!" schrie Killich. Ute sah ihn kalt an.

„Wie wollen Sie das machen, bitte? Werden Sie, während Claude seine Verfügungen zu Papier gibt, Gong schlagen, damit der Notar ihn nicht versteht?“

Der junge Ende arbeitete sich ab vor Entsetzen.

„Aber Kind, Kind! Was tust du? Solch ein Vermögen, eine beliebige Anzahl Millionen, das steckt man doch nicht einfach ein?“

„Nicht wahr?“ fragte Ute. „Als du mir schriebst, hast du nur an ein paar tausend Mark gedacht?“

Bella hing an Paniers Lippen. Er war mittlerweile zu verstehen:

„Daß er uns man wenigstens seine 500000 Mark im Geschäft stehen läßt! Sonst soll ihn doch der Deubel!“

Pömmerl hetzte.

„Der Junge enterbt Sie.“

Bella richtete sich zischend auf gegen Ute.

„Und das ist 'ne große Künstlerin. Die hat's bloß mit der Kunst machen wollen, und alles übrige war ihr zu wenig, und verachtet hat sie alle, denen die Kunst wurscht ist, und die lieber heiraten. Ich glaub' gar, mich verachtet sie auch.“

„Ja,“ sagte Ute.

„Und wo bleibt jetzt die Kunst? Damit war doch wohl nichts anzufangen. Jetzt verlegen wir uns auf Schliche und verführen einen Halbtoten. Für 'nen ordentlichen Mann bist du ja viel zu krankhaft; bei dir ist überhaupt alles in Unordnung! O, schlecht bist du, schlecht!“

Utes weite, graue Augen musterten neugierig das fassungslose, weiche Gesicht der andern. Sie hob die Schultern; nein, kein Wort lohnte sich. Wie hätte dieses Weibchen da verstehn können, daß Ute niemals eine größere Künstlerin gewesen war als in diesem Augenblick, da sie Claude liebte. Wer würde ihr von allen Gewöhnlichen das glauben: Liebe zu diesem Sterbenden! Aber sie, Ute, trug sie in sich, sie bebte davon! Sie hatte ihm sein Geld nicht abgeschlichen; sie empfing es, kraft ihrer Liebe. Niemand würde das erfahren, es blieb unerkannt wie ihre höchste Kunst. Sie atmete tief auf, in ihrer einsamen Vollkommenheit. Den Kopf sehr hoch, ging sie durch das Vorzimmer zurück, öffnete die Tür zum Schlafgemach, verschloß sie, zog den Vorhang vor. Zwischen Tür und Vorhang streifte sie ihre Kleider ab, rasch, mit festen Griffen. Die Seide raschelte, in tiefer Stille. Ute zeigte sich, nackt, einen Arm erhoben an der Gardine.

„Claude! . . .“

Da erblickte sie ihn. Er saß vornüberhängend, die kahle Stirn ganz in schmutzigen Falten, und mit Augen, stier und ausgelöscht, wie unter Häuten. Seine Lippen waren von dem abgezehrten Zahnfleisch zurückgezogen zu einem Grinsen. Die Finger krallten sich in die Decke.

Ute machte zwei Schritte, nach vorn geworfen vom Entsetzen. Sie ging durch Sonne; die Sonne vergoldete ihren Nacken, entzauberte ihre Hüften, entlockte ihrem Leibe Blütenfarben und ihren Brüsten den

Schmelz von Früchten. Ihre Schenkel zitterten beim Gehen, der Flaum küßte ihre Glieder, ihr Haar flammte auf. Die Sonne machte Utes Fleisch aufjauchzen vor den toten Sinnen Dessen, der lallte und kicherte.

„Claude! Nun sag' ich dir's ja, das, was du nie gehört hast. Claude, ich l— —"

Ende.

UNIVERSITY OF N.C. AT CHAPEL HILL
00041418518